

PRINTED
IN GERMANY

Ungarn H 1.250,-
Österreich CYP 3,20

Spanien / Estremadura € 0,70
Türkei Markt 380,-
Schweiz Republik für 65,-
Tabelle VI 10,-

Schweden sk 48,-
Schweden sk 265,-
Schweden sk 1.078,38
Spanien € 4,80

Japan (inkl. 100 Yen) 1.744
Russland 100,47
Polen (USD 500000000) 2122,-
Peru (inkl. 1000) € 4,50

Indonesien € 1,30
Indonesien € 1,30
Indonesien € 1,30
Tabelle € 4,50

Belgien € 4,-
Dänemark dk 38,-
Frankreich € 5,99
Frankreich € 4,50

Österreich € 3,80
Schweiz sfr 6,30

Die Debatte um die Freilassung von
Christian Klar führt zu neuen
Erkenntnissen über einen 30 Jahre
zurückliegenden Mord

DER DRITTE MANN

Wer erschoss Siegfried Buback?

Hausmitteilung

23. April 2007

Betr.: Titel, Basketball, SPIEGEL SPECIAL

Erste Hinweise darauf, dass sich der Mord der Roten Armee Fraktion (RAF) an Generalbundesanwalt Siegfried Buback in Karlsruhe in wesentlichen Teilen nicht so zugetragen haben kann, wie hohe Gerichte einst festgestellt hatten, entdeckte Titelauteur Carsten Holm, 52, in 17 Jahre alten Akten des Bundeskriminalamts (BKA). Darin fanden sich detaillierte Aussagen Silke Maier-Witts, 57, über den 7. April 1977, den Tag des Anschlags; die 1980 in der DDR untergetauchte frühere RAF-Angehörige hatte dem BKA nach ihrer Enttarnung 1990 augenscheinlich ihr Wissen über den westdeutschen Terrorismus offenbart. Ihre Einlassungen, so Holm, „legen den Schluss nahe, dass der wegen des Buback-Mordes zu lebenslanger Haft verurteilte Knut Folkerts am Tagtag nicht in Karlsruhe, sondern in Amsterdam war“. Bei weiteren Recherchen und Gesprächen mit Ehemaligen der RAF, mit Geheimdienstlern und Strafverfolgern gingen Holm und SPIEGEL-Redakteur Michael Sontheimer, 52, noch einer anderen Spur zur Aufklärung des Geschehens nach. Das Ergebnis: Zwei ehemalige RAF-Mitglieder beschuldigen ihren früheren Mitstreiter Stefan Wisniewski, 54, die tödlichen Schüsse auf Buback abgegeben zu haben. Zu der Tat befragte SPIEGEL-TV-Redakteur Helmar Büchel, 45, zudem den ehemaligen RAF-Mann Peter-Jürgen Boock, 55 (Seite 24).

Basketballer sind für gewöhnlich große Menschen. Der Spieler jedoch, den SPIEGEL-Redakteur Maik Großekathöfer, 35, ein paar Tage in Houston beobachtet hat, übertrifft jeden: Yao Ming ist 2,29 Meter groß und wiegt 141 Kilogramm. Yao, 26, ist der einzige Chinese, der in der amerikanischen Profiliga NBA aktiv ist, fünfmal stand er bereits im All-Star-Team – „ein Koloss mit dem sanften Händedruck eines Klosterschülers“, sagt Großekathöfer. Die Karriere des berühmtesten Sportlers aus Asien wurde sorgfältig geplant: Ende der siebziger Jahre führten Parteikader eine Maoistin (1,88 Meter) und einen Basketballer (2,08 Meter) zusammen mit dem Auftrag, ein Kind zu zeugen. Großekathöfer (1,83 Meter) wandelte in Shanghai auf Yaos Spuren, suchte dessen alte Schule auf und machte Yaos ersten Trainer ausfindig. „Yao war ein feines Kind. Und nur wer integer ist, kann ein guter Spieler werden“, gab er dem SPIEGEL-Mann mit auf den Weg (Seite 144).



Großekathöfer, Yao



Früher versprach ein abgeschlossenes Hochschulstudium ziemlich zuverlässig einen erfolgreichen Karrierestart, heutzutage bietet es keine Garantie mehr, dass der Berufseinstieg glatt gelingt – die Aussichten hängen vor allem vom jeweiligen Studienfach ab. Das neue SPIEGEL SPECIAL „Was studieren? – Ratgeber für Studium, Jobsuche & Karriere“, von diesem Dienstag an für 6 Euro im Handel, will helfen, die richtigen Entscheidungen zu treffen. Das Heft analysiert den akademischen Arbeitsmarkt nach Fächergruppen, gibt Tipps fürs Auslandsstudium wie für die Bewerbung oder das Vorstellungsgespräch und beantwortet unter anderem die Frage, wo Berufsanfänger wie viel verdienen.

Titel

- Ein anderer Täter – neue Erkenntnisse zur Ermordung Siegfried Bubacks 24
Wie Präsident Horst Köhler die Begnadigung des Ex-Terroristen Christian Klar prüft 32
SPIEGEL-Gespräch mit dem früheren Terroristen Peter-Jürgen Boock über das Buback-Attentat und seine persönliche Schuld 36

Deutschland

- Panorama:** EU und USA gründen Wirtschaftspartnerschaft / Nato-Chef verärgert Berlin / Merkels Plan zur europäischen Verfassung 19
Koalition: Die SPD will sich als Partei der Bürgerrechte profilieren 40
Sozialdemokraten: Beck's neue Führungsriege ... 42
CDU: Das Ende des Andenpakts 44
Atomüll: Wassereinbruch gefährdet Strahlenabfall im Salzstock Asse 48
Außenpolitik: Konferenzmarathon in der Karibik 52
Debatte: Alice Schwarzer über die Gründe, warum die CSU-Politikerin Gabriele Pauli bei ihrer Selbstdarstellung scheiterte 54
Subventionen: Abbau West befeuert den Streit um weitere Milliardenhilfen für den Osten 56
Sachsen-Anhalt: Ministerpräsident Böhmer vermasselt den Machtwechsel 58
Schatzfunde: Wirtschaftskrimi um den goldenen Gral vom Chiemsee 60
Bildung: Welche Schwächen Waldorfschüler wirklich haben 64

Gesellschaft

- Szene:** YouTube geht gegen Piraterie vor / Reisebericht aus dem jüdischen Alltag 67
Eine Meldung und ihre Geschichte – ein Hochstapler macht sich zum Top-Model 68
Rechtsstreit: Wie der Bayer-Konzern ein Opfer des Lipobay-Skandals mit Geld zum Schweigen bringen wollte 70
Ortstermin: In den Voralpen proben Arbeitslose den Aufstieg 76

Wirtschaft

- Trends:** Telekom verliert pro Monat 200.000 Kunden / Der nächste Phaeton soll kleiner werden 78
Konjunktur: Weshalb der aktuelle Aufschwung mehr Jobs bringt als alle früheren 80
Gewerkschaften: Ver.di unterläuft die eigenen Mindestlohn-Forderungen selbst reihenweise 84
Investoren: Erstmals greifen Heuschrecken eine Großbank an 86
Finanzpolitik: Vermögensabgabe statt Erbschaftsteuer? 90
Pleiten: Wie ein chinesischer Investor eine badische Hightech-Schmiede ausnahm 92
Werbung: Virales Marketing boomt, birgt für Unternehmen aber auch Risiken 94

Medien

- Trends:** Astro-TV-Firma steht zum Verkauf / ZDF plant neuen Nachrichtenkanal 97
Fernsehen: Der Kommunikationsforscher Georg Ruhmann über das negative Image des Ostens in den Nachrichten der Privatsender 100
Vorschau / Rückblick 101
TV-Manager: SPIEGEL-Gespräch mit RTL-Group-Chef Gerhard Zeiler über die Bedrohungen für das klassische Fernsehgeschäft 102
Verlage: Die Besitzer der „Süddeutschen Zeitung“ streiten erbittert über die Zukunft 105

Ausland

- Panorama:** Bagdads Abstieg ins Chaos / Finnen-Streit um Nato-Mitgliedschaft / Neue Lebensqualität in Osteuropa 107
USA: Die Blacksburg-Tragödie 110
Türkei: Pogromstimmung gegen Christen 114

Weshalb der Aufschwung derart brummt Seite 80



Die deutsche Wirtschaft ist so stark wie lange nicht mehr. In diesem und im nächsten Jahr soll sie um jeweils 2,4 Prozent zulegen. Jeden Tag finden 1200 Menschen einen neuen Job. Selbst Experten rätseln über die Ursachen des Booms. Ihre Erklärungen bergen selten gehörtes Lob für die Reformpolitiker in Berlin: „Die Politik hat in den vergangenen Jahren nicht alles falsch gemacht.“

Kaufhaus (in Leipzig)

Abbau West

Seite 56

Am ehemaligen Zonenrand ist der Aufschwung Ost zum Abbau West geworden. Im Westen gehen die Lichter aus: Häuser stehen leer, Firmen wandern ab, die Bevölkerung schrumpft. Im hochsubventionierten Osten hingegen brummt die Wirtschaft. Politiker fordern jetzt ein Ende der pauschalen Ostförderung.



Dunkler Westen und heller Osten an der ehemaligen Grenze im Eichsfeld

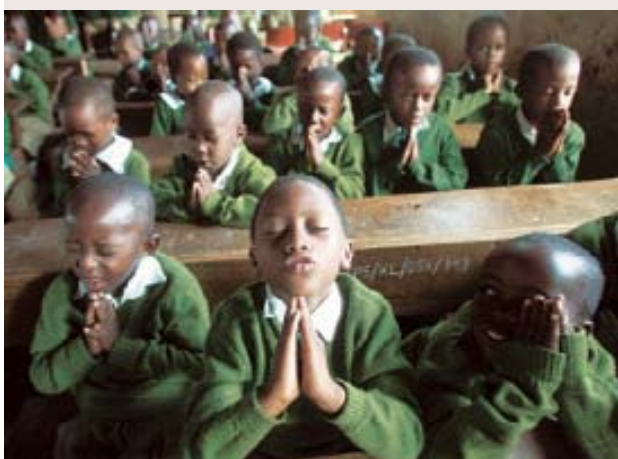
Der Preis des Schweigens

Seite 70

Der Bayer-Konzern kämpft noch immer mit den Folgen des Lipobay-Skandals. Mit Milliardenaufwand wurden die meisten Kläger ruhiggestellt. Ein Ehepaar aus Bayern gab nicht auf – auch dann nicht, als der Pharmariese ein Schweigegeld anbot.

Die neuen Retter Afrikas

Seiten 130, 137



Milliardäre und Popstars krempeln die Entwicklungshilfe um, Schauspieler kämpfen für eine Lösung im Darfur-Konflikt: Es ist plötzlich wieder chic geworden, sich für Afrika zu engagieren. Private Geldgeber entdecken eine New Economy der guten Tat – viele Projekte sind erstaunlich erfolgreich.

Schulgebet in Tansania



Mahnwache in Blacksburg, Attentäter Cho

Amoklauf am Fuß der Blauen Berge

Seite 110

Das betuliche Blacksburg in Virginia wurde zum Schauplatz eines beispiellosen Massenmords. Der geistig gestörte Koreaner Cho erschoss 32 Menschen und sich selbst. Nun rätselt die Nation: Hätte die Katastrophe verhindert werden können?



Der gemachte Star

Seite 144

Der Chinese Yao Ming spielt für die Houston Rockets in der amerikanischen Basketball-Liga, er ist der berühmteste Sportler Asiens. Mit Zufall hat das nichts zu tun, die Karriere wurde generalstabsmäßig geplant. „In meinem Leben“, sagt Yao, „geht es immer nur darum, Erwartungen zu erfüllen.“

Yao

Ur-Bibel im Internet

Seite 154

Teile der ältesten Bibel, die aus dem Katharinenkloster am Moseberg stammen, lagern heute in Leipzig, London und St. Petersburg. Jetzt soll die Urschrift der Christenheit im Internet zusammengefügt werden.

Katharinenkloster (Sinai)



Die Erotik großer Oper

Seite 170

Nach dem gigantischen Erfolg von Anna Netrebko muss nun Nachschub her: Elina Garanča oder Marijana Mijanovic soll die neue Operndiva werden – schlank, sexy und trotzdem gut bei Stimme.

Garanča

Mijanovic



- Nahost:** Geheimverhandlungen für einen Gefangenenaustausch 118
Russland: Interview mit dem ehemaligen Putin-Berater Andrej Illarionow über die Gründe für das brutale Vorgehen des Kreml gegen die Opposition 121
Italien: Die unheimliche Macht des Andreotti 124
Global Village: Im früheren Königsberg feiern Deutsche und Russen den Sieg über die Bürokratie 128

Serie

- Afrika (II):** Die Reichen und die Schönen wollen dem verlorenen Kontinent auf die Beine helfen 130
 Weltweite Allianz für Darfur 137

Sport

- Szene:** Marlboros stille Rückkehr in die Formel 1 / Chaos um den WM-Boxkampf von Felix Sturm 143
Basketball: Chinas größter Star Yao Ming 144
Fußball: Skandalclub Juventus Turin vor dem Wiederaufstieg 148

Wissenschaft · Technik

- Prisma:** Neue Erklärung für Nahtod-Erfahrungen / Giftpfeile sollen Landminen entschärfen 151
Religionsgeschichte: Wem gehört die älteste Bibel? 154
Erfinder: Wie ein Computerpionier die Hirnforschung revolutionieren will 158
Hygiene: Ein deutscher Physiker arbeitet an der Abschaffung des Klopapiers 160
Medizin: Durchlöcherter Lungen, punktierte Herzen – die Kunstfehler der Akupunkteure 162
Tiere: Mannheimer Ausstellung zeigt die Bedeutung des Pferdes für die Menschheitsgeschichte 164

Kultur

- Szene:** Der Chef der ägyptischen Altertümerverwaltung, Sahi Hawas, über seine Rückforderung der Nofretete-Büste / Neuinszenierung der „Iphigenie auf Tauris“ in Berlin 167
Musik: Die Suche nach neuen sexy Operndiven à la Anna Netrebko 170
Kunst: Wie die Malerei den amerikanischen Mörder Donny Johnson im Hochsicherheitstrakt vor dem Wahnsinn bewahrt 174
Bestseller 176
Literatur: „Dreckskerl“ – eine sensationelle Generationen-Abrechnung des jungen polnischen Schriftstellers Wojciech Kuczok 178
SPIEGEL-Edition: Zeruya Shalevs „Liebesleben“ 180
Ausstellungen: Die Rolle der Sammler im Kunstbetrieb – und eine umjubilte Düsseldorfer Schau 184
Nahaufnahme: Mythos Boney M. – das Musical „Daddy Cool“ in Berlin 186

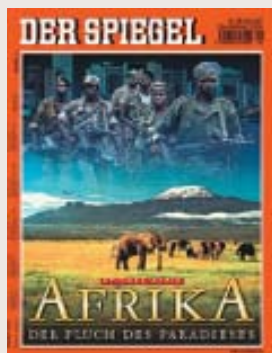
- Briefe** 10
Impressum, Leserservice 188
Chronik 189
Register 190
Personalien 192
Hohlspiegel / Rückspiegel 194

Titelbild: Foto Action Press

Schlaue Frauen

laufen den Männern auf dem Campus den Rang ab. Außer dem im UniSPIEGEL: Tödliche Aufnahme-rituale an US-Unis, das ultimative Karrierelexikon und wie Studiengedöhrn verheizt werden.





SPIEGEL-Titel 16/2007

„Das entscheidende Problem der Staaten dieses Kontinents sind ihre kleptokratischen und korrupten politischen Eliten. Jede Entwicklungshilfe verschlimmert dieses Hauptproblem noch, da sie den Griff in die Staatskassen, die ja sonst leer wären, für diese ‚Eliten‘ erst lohnend macht.“

Ferdinand Graf Spiegel aus München zum Titel „Afrika – Der Fluch des Paradieses“

Der einzig erfolgversprechende Weg

Nr. 16/2007, Titel: Afrika – Der Fluch des Paradieses

Solange es auf afrikanischer Seite keine kritische Masse an Bildungsbürgern und keinen Mittelstand gibt, fällt es den wenigen – zumeist im Ausland ausgebildeten – Herrschenden leicht, die große Mehrzahl der Menschen zu unterdrücken und weiterhin ungehemmt auszubeuten.

HAMBURG PROF. DR. KARL-PETER TRAUB

Statt Hintergrund und Zusammenhänge zu liefern, konzentriert sich der Artikel auf die willkürliche Aneinanderreihung von Fakten und Wertungen aus rein europäischer Sichtweise. Es ist doch klar, dass die Bestandsaufnahme bei Anlage von Maßstäben der westlichen industrialisierten Länder an den afrikanischen Kontinent bescheiden ausfallen muss. Nach meinem Empfinden bemüht der Artikel außerdem zu oft latent die Klischees des brüllenden Löwen in der untergehenden Abendsonne, des Kindes mit dem leeren Blechnapf und mit Hungerödem und der versteckten Hoffnung, dass der Kolonialismus in Afrika doch nicht so schlimm gewesen sein kann.

ROSSDORF (HESSEN) DANIEL KAZMIERCZAK

Die Feststellung, dass sich die weiße Minderheit in Südafrika hinter Elektrozäunen verbarrikadiert, sollten Sie ergänzen: Der weitaus größte Anteil an Opfern der Kriminalität findet sich in der schwarzen Bevölkerung, und auch Schwarzafrikaner schützen sich durch Sicherheitssysteme.

MEERBUSCH (NRDRH.-WESTF.) BERND SCHUCHARDT

Früher erfuhr die deutsche Öffentlichkeit auch etwas über das Kulturleben Johannesburgs oder Kapstadts. Das ist lange vorbei, und nur Hiobsbotschaften erreichen die Leserschaft. Man sollte sich mal vorstellen, was es für einen Aufschrei in Europa gäbe, wenn ein afrikanischer Journalist eine Serie über ganz Europa verfassen würde, vielleicht mit dem Titel: „Europa – Das Ende der Kulturnationen“, und dann nur über den Balkan berichtet.

JOHANNESBURG (SÜDAFRIKA) THILO THORMEYER

Kenneth Kaunda ist ein perfektes Beispiel für die Schizophrenie der schwarzen Machthaber im nachkolonialen Afrika. Der Fluch von „Gier, Neid und Kriegen“, die „den Kontinent zerfressen“, wird erst dann verschwinden, wenn die schwarze politische Elite sich der Welt mit ihren modernen Spielregeln öffnet.

KAPSTADT (SÜDAFRIKA) DR. GÜNTER PABST



Bedrängte Farmerin in Simbabwe
Programmierte Katastrophenkriege

Good Governance als Vorbedingung für Entwicklungshilfe wird der einzig erfolgversprechende Weg sein, wenn auch erst langfristig. Medizinische Hilfe, die eine Sache der Moral ist, sollte davon nicht betroffen sein. Aber auch hier gilt, dass die Hilfe bis zum einzelnen „Endverbraucher“ unter geradezu pingeliger Kontrolle gehalten werden muss, eine Erfahrung, die manche Hilfsorganisationen erst schmerzhaft machen mussten. Um ein Abwandern der medizinischen Elite in die Industrieländer zu verhindern, ist man jetzt richtig dazu übergegangen, in Afrika ausgebildeten

Fachärzten das entsprechende Diplom mit einer nur im Heimatland wirksamen Gültigkeit auszuhändigen, nachdem die Ausbildung selbst durch Stipendien aus Europa ermöglicht wurde.

SIEGEN (NRDRH.-WESTF.) DR. KLAUS H. A. JACOB

Diesem Beitrag ist die Afrika-Karte „Geschundener Kontinent“ beigelegt. Welch zutreffender Titel! Jedoch erwähnen die Autoren in ihrer Legende nicht – warum wohl? –, wann und durch wen der gesamte Kontinent zum ersten Mal geschunden worden ist: Um 1900 hatten die Regierungen der europäischen Kolonialmächte, darunter auch das deutsche Kaiserreich, am Grünen Tisch in Europa ganz Afrika durch willkürliche Grenzziehungen unter sich aufgeteilt. Europäische Diplomaten haben Afrika im wahrsten Sinne des Wortes am lebendigen Leibe geschunden, indem sie Völkern aufspalteten und andere zum Zusammenleben in Kolonialterritorien zwangen. Und in jeder Kolonie errichtete die jeweilige europäische Macht mit militärischer Gewalt ihre koloniale Diktatur als Vorbild, wie die Menschen zu beherrschen sind. Die Katastrophenkriege nach der Eigenstaatlichkeit waren und sind programmiert.

BERLIN DR. PETER SEBALD

Die Entwicklungshilfe wird zweckentfremdet und versickert in dunklen Kanälen. Deshalb nur noch noch bürgernahe Hilfe mit Unterstützung durch internationale, zertifizierte Entwicklungshilfeorganisationen. Keine Gelder mehr für Kalschnikows und dubiose Polizeiausbildungen, sondern „Hacke, Schaufel, Baumaterial und Saatgut“ für die Bevölkerung. Die Menschen in Afrika müssen ihr Sozialprodukt selbst erwirtschaften, sie müssen es lernen! Oder sie versinken immer wieder in der Anarchie.

ERFURT LUTZ GROSSKOPF

Sie schreiben, dass die Entwicklungshilfen besser verteilt werden müssten. Dies ist aber nur die halbe Wahrheit. Für eine effektivere Unterstützung des Paradieses bedarf es vor allem mehr finanzieller Mittel. Denn sonst werden auch die nachfolgenden Generationen, und damit meine ich vor allem die Kinder, noch mehr Leid ertragen müssen, als es heute schon der Fall ist!

MOERS (NRDRH.-WESTF.) ANDREAS SCHOLLMEIER
UNICEF-ARBEITSGRUPPE NIEDERRHEIN



Vor 50 Jahren

DER SPIEGEL vom 24. April 1957

Göttinger Manifest 18 Professoren empfehlen freiwilligen Verzicht auf Atomwaffen. **Emdener Raffinerieprojekt** Hieb gegen die internationalen Ölgesellschaften. **SPIEGEL-Gespräch mit Gesundheitsexperten** „Kinderlähmung – Impfen oder nicht?“ **Skandal in Frankreich** Journalist veröffentlicht seine Feldzugserinnerungen aus Algerien. **John-Osborne-Stück „The Entertainer“ hat Premiere in London** Moralpredigt kam nicht gut an. **Parodie „Die Wacht am Sein“** Intellektuelle lachen in Oberhausen. Diese Artikel sind im Internet abzurufen unter www.spiegel.de oder im Original-Heft unter Tel. 08106-6604 zu erwerben.

Titel: Der vom Mordvorwurf freigesprochene britische Arzt John Bodkin Adams

Tiefe Abscheu

Nr. 15/2007, Bautechnik: Hightech und
Handwerkskunst – der schwierige
Wiederaufbau der deutschen Stadtschlösser

Das Rekonstruktionsfieber kann den über lange Zeit entwickelten Denkmalbegriff, der auf Bewahren ausgerichtet ist, beschädigen: Bauten, die schon seit 50 Jahren verschwunden waren, können scheinbar einfach wiedergewonnen werden, noch dazu in pflegeleichter, meist geglätteter Form



Braunschweiger Einkaufsschloss
Potential für eine Neuerfindung?

und für den Kommerz umgenutzt. Ein gefährlicher Anreiz, auch bestehende denkmalgeschützte Bauten zu opfern und sie danach ohne Altersspuren und talmigglänzend „besser denn je“ wiederzuerrichten. Was zählt, ist dann nur noch die oberflächliche Ähnlichkeit als hübsche Kulisse: Denkmalbau à la carte.

AUGSBURG GREGOR NAGLER

Die Rekonstruktion einzelner Bauten hat durchaus das Potential für eine Neuerfindung und Weiterentwicklung der Gestaltung von Neubauten. Nichts gegen das Bauhaus, aber der immer gleiche Historismus im Neo-Bauhausstil ist nicht mehr modern oder kreativ, sondern nur noch belanglos. Die Architektur der Gegenwart sollte wieder in einen konstruktiven Dialog mit der Baugeschichte treten und Regeln für die Architektur der Stadt anerkennen.

HAMBURG MARKUS ERICH-DELATRE

Die Protagonisten der mittlerweile allorten grassierenden „Rekonstruktitis“ legen eine Haltung an den Tag, die Deutschland als Kulturnation schlimmen Schaden zufügt: Nicht nur wegen der Reduktion auf schöne Fassaden, sondern weil es sie offenbar nicht im Geringsten berührt, dass gleichzeitig mit dem Argument des fehlenden Geldes so viele Baudenkmale abgerissen werden. Wer sieht, wie mittlerweile im Osten Deutschlands ganze historische Straßenzüge aradiert werden und im Westen die historischen Bauernhäuser offenbar zum Abschluss freigegeben sind, kann vor Menschen, die sich ihren „preußischen Barock“ wieder so zurechtmeißeln, wie er ihrem Geschichtsbild ent-

spricht, nur tiefe Abscheu empfinden, weil sie so einiges zur Abwertung und Preisgabe unseres bis jetzt geretteten originalen baulichen Erbes beitragen.

RECKLINGHAUSEN DR. DIETRICH MASCHMEYER

Der Säulenartikl-Artikel ist Balsam für meine Seele. Jahrzehntelange schmucklose nackte Bauhaus-Architektur als Dogma darf ganz vorsichtig in Frage gestellt werden, endlich! „Lochfassaden“ als Zeichen der Moderne, allein der Name sagt schon alles. Es war so schön einfach: Die Nazis haben den Bauhaus-Stil verteuft, also musste nach den Nazis möglichst viel Bauhaus-Stil her, jede Zier ist „Kitsch“ und „Schwulst“. Zum Glück gibt es immer mehr Architekten, die sich vom ewigen frechen Mausgrau genauso abwenden wie von den als „mutig“ angedienten knalligen Totschlagfarben – und sich hinwenden zu sensiblen Farben.

ROTH (BAYERN) HEINZ LANGE

Wer die Schlossfassade in Braunschweig als Schloss bezeichnet, hält ein Spiegelplakat für den SPIEGEL.

NEU WULMSTORF (NIEDERS.) HENRIK KRUSE

Trotz einer in Braunschweig monopolisierten Presse, die das Einkaufsschloss offenbar aus wirtschaftlichen Gründen schöngeredet hat, ist die Kritik, wie Sie schreiben, auf lokaler Ebene keinesfalls verstummt.

BRAUNSCHWEIG DR. HOLGER PUMP-UHLMANN

Das Bild mit dem Titel „Residenz München“ zeigt nicht die Residenz der Wittelsbacher in München. Abgebildet ist das ehemalige Bayerische Armeemuseum, das zur Bayerischen Staatskanzlei umgebaut wurde. Das Armeemuseum war zwar in der Nähe der Residenz, aber kein Teil davon. Die Anlagen davor sind allerdings der Hofgarten.

MARKTBREIT (BAYERN) VALENTIN BENKERT

Erpresste Gratis-Fronarbeit

Nr. 15/2007, Universitäten: Das Elend der Privatdozenten

Es hat sich inzwischen also herumgesprochen, dass Hunderte arbeitsloser Privatdozenten an deutschen Universitäten Gratis-Fronarbeit verrichten. Sie tun das, weil ihnen ihre heimischen Universitäten drohen, ihnen sonst den Titel des „Privatdozenten“ wieder zu entziehen. Und es gilt immer noch: keine Privatdozentur (i.e. Habilitation), keine Professur. Die Länder sparen mit dieser erpressten Gratisarbeit sehr viel Geld, müssen sie doch entsprechend weniger Professuren einrichten. Ich habe den mittelalterlichen Sitten den Rücken gekehrt und ein sehr gut dotiertes Engagement an der University of Adelaide angenommen.

ADELAIDE (AUSTRALIEN) DR. SABINE ROSSBACH

Herr Achnitz kann sich glücklich schätzen, dass er in Hamburg für ein Seminar 40 Euro Honorar pro Unterrichtsstunde

erhält. An der Fachhochschule München wird eine Stunde Vorlesung nur mit 22 bis 29 Euro vergütet, gestaffelt nach der Zahl der zu korrigierenden Prüfungen am Ende eines Semesters. Den Höchstsatz von 29 Euro gibt es erst ab 40 Prüflingen, was in der Praxis jedoch kaum vorkommt. In der Vergütung, die natürlich noch versteuert werden muss, sind die Vorbereitung der Vorlesung sowie die Durchführung der Prüfung und die Korrektur der Prüfungsarbeiten selbstverständlich mit eingeschlossen.

MIESBACH (BAYERN) DR. JOHANN REITER

Dem ist nur noch hinzuzufügen, dass die Politik das Problem mutwillig verschärft hat. Unter der Schröder-Regierung wurde Privatdozenten die Möglichkeit genommen, sich um Forschungsprojekte zu bemühen und damit eine zumindest befristete, halbwegs akzeptabel bezahlte Tätigkeit an der Uni zu erreichen. Während durch Hartz IV der Arbeitsmarkt weitgehend dereguliert wurde, wurde der universitäre durch eine Superregelung eingeschränkt.

FRANKFURT AM MAIN PRIV.-DOZ. DR. REINER TOSSTORFF

Sowohl dem heutigen Bildungsbegriff wie auch dem -system ist eine gewisse Marodität nicht abzusprechen. Warum muss ein Hochschullehrer verbeamtet sein, warum soll er seine Kompetenz auf dem Bildungsmarkt nicht generell frei anbieten, quasi als Unternehmer seiner eigenen Fähigkeiten mit allem, was Profilbildung und Profilvermarktung ausmacht? Und zwar ohne die staatlichen Pfründen. Es bedarf ergänzender Organisationsformen der Hochschul-



Studenten in Vorlesung (an der TU München)
Verschärfte Situation

lehrer und Privatdozenten, zum Beispiel gemeinsam getragene Kapitalgesellschaften, die ihrerseits als „brain-companies“ sowohl in der Lehre wie auch in der Forschung als Auftragnehmer tätig werden.

ALTDORF (BAYERN) MANFRED KUHLMANN
INTERNATIONALES NETZWERK FÜR UNIVERSITÄTEN

Die Situation der Privatdozenten und außerplanmäßigen Professoren wird noch dadurch verschärft, dass die Vertretungen von nicht besetzten Professuren auch immer mehr eingeschränkt werden. Dass dies für die Betreuung der Studierenden nicht förderlich ist, versteht sich von selbst.

ISERNHAGEN (NIEDERS.) PROF. KLAUS REHKÄMPER

Viel Liebe, Geduld und Zeit

Nr. 15/2007, Drogen: Die Methadonsubstitution löst bei heroinabhängigen Frauen einen Babyboom aus

In der Arbeit mit Süchtigen gibt es viele heilige Kühe und selbsternannte Päpste, die unter dem Deckmantel der Liberalität ihren Narzissmus pflegen, aber auch Gutmeinende, die wenig Wissen haben im Umgang mit Süchtigen. Kinder haben bei drogenabhängigen Frauen nichts verloren. Diese hochgestörten Persönlichkeiten sind unfähig zu Kindererziehung. Wer sein eigenes Leben systematisch zerstört, kann keine Lebensorientierung vermitteln.

MARKTHEIDENFELD (BAYERN) ULRICH CHWALEK
SUCHTTHERAPEUT

Vor dem Hintergrund unserer Erfahrung mit der Betreuung und Behandlung drogenabhängiger Schwangerer können wir nicht nachvollziehen, wie Sie einen Babyboom durch die Methadonsubstitution festgestellt haben. Schwangerschaften treten sowohl bei Frauen ein, die illegale Drogen konsumieren, als auch bei denen, die sich in einer Substitutionsbehandlung befinden. Weltweit werden Methadon und Buprenor-



Heroinsüchtige mit Tochter
Unfähig zu Kindererziehung?

phin für die Behandlung von opiatabhängigen Schwangeren empfohlen und eingesetzt. Dadurch werden eine Verminderung des illegalen Drogenkonsums und eine Verringerung der Risiken für das ungeborene Kind und die Schwangere erreicht.

BERLIN DR. J.-P. SIEDENTOPF, DIPL.-SOZ.PÄD.
M. NAGEL, PROF. J. W. DUDENHAUSEN
CHARITÉCENTR. F. FRAUEN-, KINDER-, JUGENDMED.

Sie stellen die Substitutionsbehandlung ausschließlich in einem negativen Licht dar. Verschwiegen wird, dass sie weltweit die erfolgreichste Behandlungsform bei Heroinabhängigkeit darstellt und nachweislich vor allem positive Effekte für Drogen gebrauchende Menschen hat. Wie die Erfahrung aus der Selbsthilfe sowie der Betreuung substituierter Mütter und Väter zeigt, profitieren davon gerade auch ihre Kinder, weil sich durch die Substitutionsbehandlung auch die familiäre Situation erheblich verbessert. Sie unterscheiden leider nicht klar zwischen „Junkies“ – also aktuell Heroin Konsumierenden – und substituierten Ab-

hängigen. Problematisch ist wohl, dass die zum Standard der Substitution gehörende „Psychosoziale Betreuung“ häufig unterbleibt, weil angesichts klammer Haushaltskassen dafür keine Mittel bereitgestellt werden. Hinzu kommt, dass sich Drogen konsumierende wie auch substituierte Mütter und Väter oft nicht rechtzeitig Unterstützung holen, wo sie erhältlich ist – aus der berechtigten Angst, dass staatliche Einrichtungen auf solche Hilferufe mit sofortigem Kindesentzug reagieren.

BERLIN DR. LUIS CARLOS ESCOBAR PINZÓN
DEUTSCHE AIDS-HILFE E. V.

Nicht nur die Erfahrungen mit der Sucht haben mich, ein Kind der Sucht, entgrenzt, zu einer Fremden im eigenen Land gemacht, sondern vor allem das Verhalten des Sozialamts, des Jugendamts und der Polizeibehörde haben ihren großen Anteil dazu beigetragen. Man hat uns als Täter behandelt, nicht als Opfer, die dringend Hilfe benötigen, man hat uns behandelt wie den letzten Dreck. Diese Kinder brauchen einen vertrauenswürdigen Ansprechpartner, denn sie sind oft völlig vereinsamt, weil sie keine Kinder mit nach Hause nehmen dürfen. Das macht auf Dauer krank, und letztendlich sind diese Kinder, da haben Sie recht, grob suchtgefährdet, aber deshalb, weil man mit dem Finger auf sie zeigt: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Es hilft auch nicht viel, sie aus ihrer Familie zu reißen, denn jedes Kind will bei seinen Eltern sein. Die ganze Familie muss intensiv betreut werden. Diese Kinder brauchen viel Liebe, Zuwendung, Geduld und Zeit.

STADTBERGEN (BAYERN) JEANNETTE ROTHENBERGER

Ethische Risiken

Nr. 15/2007, Global Village: Wie ein polnischer Gynäkologe daran arbeitet, den Kindermangel der Deutschen zu beseitigen

Das Embryonenschutzgesetz ist sicherlich reformierungsbedürftig; es für ein Unglück zu halten ist aber undifferenziert und negiert die ethischen und gesellschaftspolitischen Risiken reproduktionsmedizinischer Maßnahmen, die ja nicht allein aus Fortschrittsfeindlichkeit in Deutschland verboten sind. Eine Eizellspende ist immer mit einem operativen und nicht risikolosen Eingriff verknüpft. Und das „Verwerfen“ von „anormalen“ befruchteten Eizellen ist vom Konfliktpotential her überhaupt nicht zu vergleichen mit einem Schwangerschaftsabbruch.

HEIDELBERG TEWES WISCHMANN

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

Eine Teilaufgabe dieser SPIEGEL-Ausgabe enthält einen Postkartenbeikleber der Firma Die Tageszeitung, Berlin. In einer Teilaufgabe befinden sich Beilagen der Firma USM Schärer, Bühl, sowie des SPIEGEL-Verlags/Uni-SPIEGEL, Hamburg.



Merkel, Bush

KEIT LAVERGNE / REUTERS

WIRTSCHAFTSBEZIEHUNGEN

Atlantische Freiheit

Bundeskanzlerin Angela Merkel als EU-Ratspräsidentin, US-Präsident George W. Bush und EU-Kommissionspräsident José Manuel Barroso haben sich auf eine weitreichende wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen EU und USA geeinigt. Das geht aus dem vertraulichen Entwurf für einen Vertrag über eine „Neue transatlantische Wirtschaftspartnerschaft“ hervor, den die drei Politiker in der nächsten Woche beim europäisch-amerikanischen Gipfel unterzeichnen wollen. „Wir streben einen barrierefreien transatlantischen Markt an“, heißt es in dem Vertragstext. Vor allem sollen gemeinsame Standards und Normen für Industrieunternehmen und Finanzdienstleister vereinbart werden. Zum Beispiel sollen die unterschiedlichen Bilanzvorschriften schon bis 2008 gegenseitig anerkannt werden.

Das gleiche soll für Zulassungsverfahren in der Kosmetikbranche, der pharmazeutischen und chemischen Industrie sowie für Autozubehör gelten. Außerdem wollen Europäer und Amerikaner ein Energietechnologie-Forum installieren. Ihm sollen 20 Firmenchefs von Energieversorgern und Kraftwerksherstellern angehören, die Empfehlungen für zukünftige Entwicklungen formulieren sollen.

Die EU und die USA wollen jeweils einen hochrangigen Beauftragten im Kabinettsrang benennen, der für die neue Wirtschaftspartnerschaft verantwortlich sein soll. Auf europäischer Seite hat sich Kommissionspräsident Barroso dazu bereit erklärt. Von der Zusammenarbeit der beiden größten Wirtschaftsräume der Welt versprechen sich beide Seiten große Strahlkraft. Andere Länder sollen sich laut Vertragstext ermutigt fühlen, das „transatlantische Modell zu übernehmen“. Von dem Abbau der sogenannten nichttarifären Handelshemmnisse versprechen sich Regierungsexperten Wohlstandsgewinne in Höhe von drei Prozent des Bruttoinlandsprodukts.

RÜSTUNGSEXPORT

Deutsche Technik für Japan

Nach der Asienreise von Verteidigungsminister Franz Josef Jung (CDU) macht sich die deutsche Rüstungsindustrie Hoffnungen auf ein Milliarden-geschäft mit Japan. Zwar hatte es Jung im Vorfeld seines Trips nach China, Japan und Südkorea abgelehnt, sich als „Handlungsreisender“ für Wehrtechnik zu betätigen. Im Rahmen seines Treffens mit dem japanischen Kollegen Fumio Kyuma lud er am vergangenen Donnerstag aber zu Gesprächen auf Expertenebene ein, um im Bereich der Rüstung zu „gemeinsamen Beziehungen zu kom-

men“. Japanische Militärs sollen bei der Bundeswehr Kriegsgüter wie den Eurofighter, Hubschrauber oder das neue U-Boot U31 begutachten. Dass Japan – wie von der Industrie erhofft – den 85 Millionen Euro teuren Eurofighter ordert, gilt wegen der engen Beziehungen Tokios zu den Amerikanern, die vergleichbare Maschinen bauen, als unwahrscheinlich. In-

teresse haben die Japaner indes an 60 Transporthubschraubern des Typs NH90, Schulungshubschraubern und dem neuerdings von der US-Armee bestellten Helikopter EC-145 signalisiert. Die Marine interessiert sich vor allem für den neuartigen Brennstoffzellenantrieb für Unterseeboote und für deutsche Technik zum Aufspüren von Seeminen.



Hubschrauber NH90



U-Boot U31

W. KUDAK / JNCUREAL/AGE / DPA

DIPLOMATIE

Erfundene Harmonie

Verärgert reagierte das Auswärtige Amt in Berlin auf Äußerungen des Nato-Generalsekretärs zum umstrittenen Raketenabwehrprojekt der USA. Jaap de Hoop Scheffer hatte vorigen Donnerstag nach einer außerordentlichen Sitzung des Nato-Rats den Eindruck erweckt, bei dem Treffen habe es „keine Einwände“ gegen die amerikanischen Pläne gegeben, in Polen und der Tschechischen Republik zehn Abfangraketen und eine Radaranlage zu installieren. Falsch, sagen hohe Diplomaten im

Außenministerium: Neben Norwegen, Griechenland, Belgien, den Niederlanden und Luxemburg habe auch Deutschland Bedenken zu Protokoll gegeben. So habe der stellvertretende Politische Direktor des Auswärtigen Amts in Brüssel darauf hingewiesen, dass die Diskussion um die US-Pläne für das Raketenabwehrprojekt keinen Zweifel an der „Entschlossenheit“ wecken dürfe, „eine politische Lösung mit Iran zu finden und das Rüstungskontroll-Regime zu stärken“. Er empfehle eine „vorsichtige Herangehensweise“. Die europäische Sicherheit nach Ende des Kalten Krieges sei schließlich auf „Kooperation gegründet“.



Sander

Umweltminister Sander darauf beharrt, „unheimlich EU-treu“ und „nach Recht und Gesetz gehandelt“ zu haben, räumten Bundes- und Landesregierung vorige Woche gegenüber der Kommission ein, dass die Abholzaktion EU-Recht missachtet habe. Für weitere Baumfällarbeiten werden ab sofort Verträglichkeitsprüfungen eingeleitet.

NIEDERSACHSEN

EU-Recht missachtet

Berlin bemüht sich um die Beilegung eines Umweltstreits mit der EU-Kommission. Auslöser für ein von Brüssel gegen Deutschland eingeleitetes Vertragsverletzungsverfahren waren die von Niedersachsens Umweltminister Hans-Heinrich Sander (FDP) angeordneten Baumfällaktionen in den Auwäldern an der mittleren Elbe, einem Unesco-Biosphärenreservat und nach EU-Recht geschützten Gebiet für Flora und Fauna. Brüssel äußerte sich verärgert: Die deutschen Behörden mauerten, verheimlichten Unterlagen, stellten falsche Behauptungen auf und ließen weiter abholzen – ohne zwingend vorgeschriebene Verträglichkeitsprüfungen. Ausgerechnet im Jahr der deutschen EU-Ratspräsidentschaft und erstmalig in einem Umweltverfahren beschuldigte Brüssel daraufhin die Bundesrepublik, gegen die „Pflicht zur loyalen Zusammenarbeit mit der Kommission“ verstoßen zu haben. Während



Verfassungsgegner (in Frankreich)

EUROPA

Merkels Weg zur Verfassung

Um den umstrittenen EU-Verfassungsvertrag noch zu retten, hat Kanzlerin Angela Merkel als derzeitige EU-Ratspräsidentin ihren Amtskollegen einen vertraulichen Brief mit einigen Vorschlägen und etlichen Fragen geschickt. Im Zentrum ihrer Ideen steht eine „Regierungskonferenz“, die auf dem EU-Gipfel im Juni mit einem „sehr präzisen und begrenzten Mandat“ und möglichst kurzfristig einberufen werden soll. Diese Expertenrunde

STAATSSPONSORING

Privatisierte Politik

Im vergangenen Monat hat sich die Bundesregierung mit Geld- und Sachleistungen in Höhe von über einer halben Million Euro durch private Sponsoren unterstützen lassen. So förderte BMW das G-8-Umweltministertreffen in Potsdam, bei dem es auch um den Klimaschutz ging. Der Autokonzern stellte 20 Limousinen einschließlich Fahrer und Treibstoff im Wert von insgesamt 27 000 Euro zur Verfügung und zahlte 7000 Euro für die Anmietung von Bussen. Die Energieunternehmen Vattenfall und RWE unterstützten mit 9000 Euro eine Kraftwerkskonferenz des Bundesministeriums für Wirtschaft in Leipzig. Die Volkswagen AG übernahm 10 000 Euro



Treffen der G-8-Umweltminister in Potsdam

für ein Minister-Dinner in Brüssel, bei dem es um die Europäische Energiestrategie ging, und 25 000 Euro für eine Konferenz des Bundesverkehrsministeriums in Berlin. „Wenn Unternehmen Konfe-

renzen von Regierungen und Ministerien sponsern, weil ihnen die Veranstaltungen nutzen, dann versagt die parlamentarische Demokratie“, klagt Herbert Schui, Bundestagsabgeordneter der Linken – die Regierung sei oft „nicht mehr allein Herr im Haus“. So akzeptierte das Gesundheitsministerium 20 000 Euro vom Verband der privaten Krankenversicherung für eine Aids-Konferenz in Bremen. Rund 275 000 Euro kassierte das Presse- und Informationsamt für sein Medienzentrum während des EU-Gipfels in Berlin, unter

anderem vom Rüstungskonzern EADS und von der Deutschen Telekom. Die Bundesregierung verteidigt das Sponsoring als „international üblich zur Entlastung öffentlicher Haushalte“.

INNERE SICHERHEIT

Nutzer zahlen Überwachungszeche

Der am Mittwoch vom Kabinett verabschiedete Gesetzentwurf zur Telekommunikationsüberwachung wird das Telefonieren und das Surfen im Internet teurer machen. Hintergrund sind die umstrittenen neuen Vorgaben zur Vorratsdatenspeicherung. Um künftig wie gefordert ein halbes Jahr lang speichern zu können, wer mit wem wie lange telefoniert hat, müssen Telekom-Firmen dem Branchenverband Bitkom zufolge insgesamt 50 bis 75 Millionen Euro in ihre Infrastruktur investieren. Hinzu kämen zusätzlich jährlich zweistellige Millionensummen für Personal und den „erheblichen organisatorischen Mehraufwand“. Anders als früher vorgesehen sollen die Firmen den Mehraufwand nicht erstattet bekommen, sondern nur 17 Euro pro Stunde, angelehnt an die Regelung zur Zeugenentschädigung, erhalten. Die Regierung geht deshalb dem Entwurf zufolge davon aus, dass die Anbieter die Kosten auf die Kunden abwälzen und das Preisniveau „geringfügig“ steigt. Bitkom-Geschäftsführer Bernhard Rohleder appelliert an die Politik, an die früheren Vergütungspläne anzuknüpfen: „Von der Automobilindustrie erwartet auch niemand kostenlose Polizeifahrzeuge.“ Justizministerin Brigitte Zypries bekräftigt auf Anfrage, für „eventuell nötige Investitionskosten“ sei „keine Entschädigung vorgesehen“. Über die Höhe der Entschädigung bei einzelnen Auskünften werde indes „derzeit diskutiert“.

soll den vorliegenden Vertragstext nur dort kürzen oder umschreiben, wo es „absolut notwendig“ sei, damit alle EU-Staaten ihm zustimmen könnten. Zur Disposition stellt Merkel EU-Symbole wie Flagge und Hymne, die vorgesehene „Grundrechte-Charta“ und alles andere, was allzu hochtrabend nach „Verfassung“ klingt. Stattdessen soll der Entwurf einen möglichst bürokratisch-technischen Titel bekommen, damit Franzosen, Niederländer und Briten das Schmalspurwerk umsetzen können, ohne erneut ihre Bürger befragen zu müssen. Nicht aufschütten dürfe man dagegen das mühsam austarierte Paragrafen-Paket zur Stimmzahl jedes Landes und zu den Mehrheitsverhältnissen, warnt Merkel – eine erneute Diskussion dieses brisanten Teils könnte den Verfassungsvertrag endgültig scheitern lassen.

AFFÄREN

Unglückliche Lösung

Weitere Kreise zieht der Skandal um veruntreute Fördermillionen an der Fachhochschule Gelsenkirchen. Zu den Professoren, die sich durch die kriminellen Machenschaften einiger Kollegen getäuscht fühlen, gehört auch Christine Volkmann, die Schwiegertochter von Altkanzler Helmut Kohl. Die Betriebswirtschaftlerin, seit 1999 Mitglied der Fachhochschule, hat dort den Unesco-Lehrstuhl für „Entrepreneurship and Intercultural Manage-



Kohl, Volkmann

ment“ inne. Den Festvortrag zur Verleihung des Lehrstuhls vor zwei Jahren hielt Schwiegervater Kohl. Diese Veranstaltung wurde von einem der Hauptbeschuldigten in der Subventionsaffäre mitgesponsert, der zudem auch Volkmanns wissenschaftlichen Mitarbeiter finanziert. In beiden Fällen sei dies

durch die Leitung der Hochschule veranlasst worden, betont die Wissenschaftlerin, die die Bezahlung ihres Mitarbeiters aus heutiger Sicht für eine „unglückliche Lösung“ hält. Vom Subventionsbetrug habe sie erst durch die Ermittlungen der Staatsanwaltschaft Bochum erfahren.

UMWELTSCHUTZ

Der Qualm der Pötte

Bundesfinanzminister Peer Steinbrück (SPD) lehnt es ab, mittels Steuererleichterungen für bessere Luft in deutschen Hafenstädten zu sorgen. Er wies einen Antrag seines schleswig-holsteinischen Kollegen Uwe Döring (SPD) zurück, der die

Reeder dazu animieren sollte, sich den Strom für ihre in den Hafenanlagen vertäuten Hochseeschiffe von Land zu holen. Bislang verbrennen Frachter, Fähren oder Kreuzfahrtschiffe auch an ihrem Liegeplatz Schweröl oder steuerfreien Schiffsdiesel, um Elektrizität zu erzeugen. Dadurch entstehen gravierende Luftbelastungen: In Lübeck-Travemünde gehen beispielsweise 95 Prozent der Schwefel- und 78 Prozent der Stickoxid-Emissionen auf die permanent qualmenden Pötte zurück. Ein durch Steuerentlastungen um 40 Prozent verbilligter Strom

könnte die Schiffseigner veranlassen, auf die umweltschädliche Eigenproduktion an Bord zu verzichten. Minister Steinbrück beruft sich bei seiner Ablehnung jedoch auf eine EU-Regelung, die nur als „einstimmige Entscheidung im Rat“ der Mitgliedstaaten zu korrigieren sei. „Angesichts der aktuellen Klimadebatte“ hält Döring seinem Parteifreund entgegen, sei der Bescheid „nicht nachvollziehbar“. Der Kieler Minister verweist auf das EU-Land Schweden, das den Hafenstrom für Schiffe bereits subventioniere.

Kreuzfahrtschiff
(in Hamburg)



TERRORISMUS

Suche nach Islamisten

Deutsche Sicherheitsbehörden prüfen Hinweise des US-Geheimdienstes CIA, wonach eine Gruppe islamistischer Kurden einen Anschlag in Deutschland oder einem Nachbarland plant. Die Gruppe soll von der Türkei auf dem Weg nach Europa sein und dem Umfeld der Islamischen Dschihad Union (IJU) zuzurechnen sein, die vornehmlich in Pakistan agiert und bereits zahlreiche Anschläge begangen hat. In Pakistan sollen die Verdächtigen auch militärisch geschult worden sein. Am vergangenen Freitag verstärkte die US-Regierung deshalb den Schutz ihrer diplomatischen Einrichtungen in Deutschland und rief alle US-Amerikaner zu erhöhter Aufmerksamkeit auf. Ausgelöst hatten den Alarm E-Mails aus Deutschland, die verdächtige Codewörter enthielten. Die Ermittler prüfen, wie eng die Verbindungen mehrerer deutscher Kontaktleute zum Umfeld der IJU sind.

ZUWANDERER

Neues Länderkonzept

Am Freitag treffen sich in Düsseldorf die für Integration zuständigen Minister der 16 Bundesländer, um eine „Länderposition“ zum nationalen Integrationsplan Angela Merkels festzulegen. Die Länderminister – meist die Chefs der Sozial-, Innen- oder Justizressorts – wollen eine einheitliche Linie vereinbaren. Ein 20-seitiges Vorbereitungspapier zeigt zum Beispiel erhebliche Unterschiede bei der Sprachförderung. Es geht auch darum, wie die Länder Migranten bei der Arbeitsplatzsuche helfen sollen – etwa durch spezielle Programme im Öffentlichen Dienst. Weitere Punkte mit Konfliktpotential sind die Förderung der Einbürgerung und der islamische Religionsunterricht. Nordrhein-Westfalens Integrationsminister Armin Laschet (CDU) und Schleswig-Holsteins Innenminister Ralf Stegner (SPD) koordinieren die Ministertruppe.

Nachgefragt

Zu viel Ehre

„EU-Kommissionspräsident Barroso sieht in Ex-Bundeskanzler Helmut Kohl wegen dessen Verdienste für Europa einen würdigen Friedensnobelpreiskandidaten. Schätzen Sie Kohls Leistungen für Europa als nobelpreiswürdig ein?“



JA

38 %

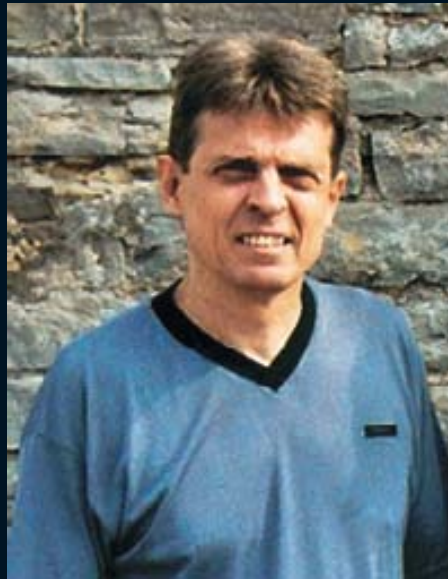
NEIN

57 %

TNS Forschung für den SPIEGEL vom 17. und 18. April; 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“



Stefan Wisniewski (1978)



Christian Klar (2006)



Günter Sonnenberg (1992)

Das Geheimnis des dritten Mannes

30 Jahre nach der Tat steht der Mord an Siegfried Buback vor der Aufklärung: Frühere RAF-Mitglieder beschuldigen Stefan Wisniewski, die tödlichen Schüsse abgefeuert zu haben. Der wegen des Anschlags verurteilte Knut Folkerts war am Tattag höchstwahrscheinlich in Amsterdam.



Tatort (am 7. April 1977 in Karlsruhe)

Tatort Karlsruhe

Ablauf des Attentats auf Generalbundesanwalt Siegfried Buback am 7. April 1977

Aufnahme: Google Earth, Stadt Karlsruhe VLW; 2007

Tankstelle

Hier warten zwei Terroristen auf einem Motorrad auf die Vorbeifahrt des Wagens.

gegen 9.10 Uhr

Als der Wagen die Tankstelle passiert, nehmen die Täter die Verfolgung auf.

Kreuzung Ecke Moltkestraße

An der Ampel fahren die Täter von rechts an das Fahrzeug heran. Der Sozius auf dem Motorrad gibt aus einer Maschinenpistole mindestens 15 Schüsse ins Wageninnere ab.

Das führerlose Fahrzeug rollt über die Kreuzung und kommt dann zum Stehen. Buback und Göbel sterben noch am Tatort, Wurster stirbt sechs Tage später. Die Täter fliehen auf dem Motorrad.

Linkenheimer Landstraße gegen 9.00 Uhr

Der Dienstwagen Bubacks nähert sich der Karlsruher Innenstadt. Im Fahrzeug sitzen der Generalbundesanwalt, sein Fahrer Wolfgang Göbel und der Justizhauptwachmeister Georg Wurster.



Die Täter verstecken ihr Motorrad wenig später im Pfeiler einer Autobahnbrücke. Dort wartet ein Komplize im Fluchtauto, einem Alfa Romeo. Dieser wird später im Landkreis Ludwigsburg gefunden.

Siegfried Buback, 57, und seine beiden Begleiter hatten keine Überlebenschance. Als der Dienst-Mercedes des Generalbundesanwalts am Morgen des 7. April 1977 auf dem Weg zum Bundesgerichtshof an einer Ampel halten musste, näherte sich auf der rechten Seite eine blaue Suzuki GS 750. Auf dem Motorrad saßen zwei Angehörige der Roten Armee Fraktion (RAF).

Es war kurz nach 9 Uhr an jenem Gründonnerstag in Karlsruhe, als der Sozius vom Motorrad aus mit einem automatischen Gewehr des Typs Heckler & Koch 43 in den Innenraum der ungepanzerten Limousine feuerte. Buback, der oberste Terroristenjäger der Republik, und sein Fahrer Wolfgang Göbel, 30, starben sofort, der im Fond sitzende Georg Wurster, 33, Chef der Fahrbereitschaft der Bundesanwaltschaft, sechs Tage später.

Führerlos war der Mercedes nach den tödlichen Schüssen über die Kreuzung der Linkenheimer Landstraße mit der Moltkestraße gerollt, bis er an einem Poller zum Stehen kam: ein gespenstisches Bild, das sich in das kollektive Gedächtnis der Westdeutschen einbrannte, das erste der Schreckensbilder jenes Jahres, in dem die RAF mit ihrer „Offensive '77“ die Republik an den Rand eines Staatsnotstands brachte.

Unerkannt flüchteten die beiden Täter zu einem Komplizen, der in einem silberfarbenen Alfa Romeo auf sie wartete. Dem Trio gelang es, durch die sofort eingeleitete Ringfahndung zu schlüpfen. In einer sechs Tage später verbreiteten Erklärung nannten sie sich „Kommando Ulrike Meinhof“. Sie, die Gesicht und Stimme der RAF war, hatte sich elf Monate zuvor im Gefängnis Stuttgart-Stammheim erhängt.

Das Attentat auf Buback gehört zu den dunkelsten Kapiteln der deutschen Nachkriegsgeschichte. Erstmals ermordeten RAF-Mitglieder einen führenden Repräsentanten der deutschen Staatsgewalt. Sie hatten ihn für verschärfte Haftbedingungen in den Gefängnissen verantwortlich gemacht, auch für den Tod des Stockholm-Attentäters Siegfried Hausner, der 1975 lebensgefährlich verletzt in der Haft gestorben war. Sie wollten Buback dafür bestrafen.

Erbittert schlug der Staat zurück. „Ich bringe sie dir alle“, gelobte Horst Herold, damaliger Präsident des Bundeskriminalamts (BKA), an Bubacks offenem Grab.

Er konnte sein Versprechen nicht halten. Dem Polizeiapparat und der Justiz gelang es nicht, den Mordanschlag aufzuklären. Zwar wurden die RAF-Angehörigen Knut Folkerts, Christian Klar und Brigitte Mohnhaupt wegen des Anschlags und weiterer Straftaten zu teils mehrfachen lebenslangen Freiheitsstrafen verurteilt – während der mutmaßliche Mittäter Günter Sonnenberg wegen der bei seiner Festnahme erlittenen lebensgefährlichen Verlet-



Motorradhelme der Täter



Tatfahrzeug Motorrad vom Typ Suzuki, Fluchtfahrzeug Alfa Romeo

In den Verfahren zum Buback-Mord konnten hohe deutsche Gerichte nicht klären, wer an dem Anschlag auf den Generalbundesanwalt beteiligt war. Obwohl völlig offenblieb, wer die Suzuki GS 750 fuhr, die sich Bubacks Dienst-Mercedes näherte, wer vom Soziussitz aus schoss und wer im Fluchtauto, einem Alfa Romeo, wartete, verhängten die Gerichte lebenslange Freiheitsstrafen. Nach den jetzt bekanntgewordenen Erkenntnissen fuhr Günter Sonnenberg das Motorrad und feuerte Stefan Wisniewski vom Soziussitz aus auf Buback und dessen Begleiter. Der wegen des Anschlags verurteilte Knut Folkerts war am Tag höchstwahrscheinlich in Amsterdam.

zungen nicht für den Buback-Mord zur Rechenschaft gezogen wurde. Doch Beweise für den konkreten Tatbeitrag gab es kaum, und die Angeklagten schwiegen.

30 Jahre nach dem Mordanschlag scheint endlich Licht ins Dunkel des Tatgeschehens zu kommen. Die Debatte um die bevorstehende Entscheidung des Bundespräsidenten Horst Köhler über ein Gnadengesuch, das der seit 24 Jahren einsitzende Christian Klar gestellt hat, hat die lange fast in Vergessenheit geratene Frage wieder aufgeworfen, wer beim Buback-Mord welchen Tatbeitrag geleistet und wer, vor allem, die tödlichen Schüsse auf den Generalbundesanwalt und seine beiden Begleiter abgefeuert hat.

Michael Buback, 62, Sohn des ermordeten Chefanklägers und Chemieprofessor in Göttingen, hatte am Mittwoch voriger Woche via „Süddeutsche Zeitung“ mitgeteilt, er habe „Informationen aus dem Bereich der RAF“ erhalten. Kernpunkt: Klar sei „keiner der beiden Täter auf dem Motorrad“ gewesen, er habe „auch nicht an der frühen Planung des Attentats teilgenommen, auch nicht an der Ausbildung für die Aktion“. Bubacks Forderung: „Gnade für Christian Klar“.

Strafrechtlich, räumte Buback ein, sei zwar die Frage „weniger relevant“, wer bei

einem gemeinschaftlich begangenen Mord was getan habe. Für die Angehörigen sei „aber doch derjenige, der geschossen hat, der entscheidende Täter“. Das Plädoyer für die Freilassung Klars, veröffentlicht just am Tag, an dem Buback auf Einladung des Bundespräsidenten ins Berliner Schloss Bellevue kommen sollte, wurde im Präsidentsamt allerdings als „ungehörig“ empfunden (siehe Seite 32).

Buback und die Angehörigen der beiden anderen Opfer werden sich bis zur vollständigen Aufklärung des Verbrechens vermutlich nicht mehr lange gedulden müssen. Denn wohl recht bald werden das Kölner Bundesamt für Verfassungsschutz und das Wiesbadener Bundeskriminalamt zu erklären haben, aus welchen Gründen sie lange Zeit Hinweise verschwiegen haben, die einen spektakulären Schluss nahelegen: Die Ereignisse am 7. April 1977 in Karlsruhe können nicht so gewesen sein, wie hohe deutsche Gerichte in harten Urteilen gegen Verdächtige aus der RAF festgestellt haben.

Dem Bundeskriminalamt liegt seit 17 Jahren die Aussage der ehemaligen RAF-Angehörigen und heutigen Friedensaktivistin Silke Maier-Witt vor, wonach der wegen des Buback-Mordes zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilte Knut Folkerts

am Tattag mit den meisten übrigen Mitgliedern der RAF-Kommandoebene in Amsterdam gewesen ist.

Hat Maier-Witt, die sich 1979 von der RAF losgesagt hatte, in der DDR untergetaucht war und 1990, nach dem Zusammenbruch des realsozialistischen deutschen Staates, enttarnt wurde, die Wahrheit gesagt, wäre der Schuldspruch im Fall Folkerts in wesentlichen Teilen ein krasses Fehlurteil. Folkerts wäre wohl auch wegen anderer schwerer Delikte zu einer mehrjährigen Haftstrafe verurteilt worden. Vielleicht aber nicht zu Lebenslang.

Schlimmer noch: Dem Bundesamt für Verfassungsschutz liegt seit mehr als 20 Jahren die Aussage der ehemaligen RAF-Angehörigen Verena Becker vor. Sie hatte sich Anfang der achtziger Jahre, während ihrer Haft in der Justizvollzugsanstalt Köln-Ossendorf, auf eine Zusammenarbeit mit dem Inlandsgeheimdienst eingelassen.

Was Becker enthüllte, könnte das Geheimnis um den dritten Mann beim Karlsruher Anschlag lösen – wenn ihre Aussagen damals stimmten: Christian Klar habe in dem Alfa Romeo auf seine Komplizen gewartet, Günter Sonnenberg habe das Motorrad gefahren – und Stefan Wisniewski sei es gewesen, der vom Soziussitz der Suzuki aus die tödlichen Schüsse abgegeben habe.



Stefan Wisniewski

1953 in Klosterneubach bei Freudenstadt geboren, stieß Wisniewski 1974 nach dem Hungerstreiktod von Holger Meins zur RAF. Er gehörte zu dem Kommando, das am 5. September 1977 Arbeitgeberpräsident Schleyer entführte und den Fahrer sowie drei Polizeibeamte des Begleitschutzes ermordete. Wisniewski fuhr gemeinsam mit einem weiteren RAF-Mitglied vom Brüsseler Versteck aus über die belgisch-französische Grenze, dann wurde Schleyer in einem Waldstück mit drei Schüssen in den Hinterkopf getötet. Am 11. Mai 1978 nahm die Polizei Wisniewski bei einer Passkontrolle am Pariser Flughafen Orly fest. Er unternahm 1980 einen Ausbruchversuch aus dem Gefängnis Frankenthal. Am 4. Dezember 1981 verurteilte ihn das Oberlandesgericht Düsseldorf wegen gemeinschaftlichen fünffachen Mordes, erpresserischen Menschenraubs, Geiselnahme und versuchter Nötigung der Bundesregierung. Nach 20 Jahren Haft, der festgelegten Mindestdauer, setzte das Gericht die lebenslange Strafe zur Bewährung aus, am 1. März 1999 kam Wisniewski auf freien Fuß.



Christian Klar

Er stammt aus einer bürgerlichen Freiburger Familie. 1976 schloss er sich als 24-jähriger Student der RAF an und ging in den Untergrund. Im Jahr darauf war er Mittäter bei der Ermordung von Siegfried Buback, Jürgen Ponto und Hanns-Martin Schleyer. Am 16. November 1982 verhafteten Fahnder den Top-Terroristen, als er im Sachsenwald bei Hamburg ein RAF-Waffendepot inspizierte. Am 2. April 1985 verurteilte das Oberlandesgericht Stuttgart Klar wegen neunfachen Mordes und elffachen Mordversuchs zu fünfmal lebenslanger Freiheitsstrafe plus 15 Jahren. Im Jahr 2003 reichte er beim damaligen Bundespräsidenten Johannes Rau ein Gnadengesuch ein, über das Rau nicht mehr entschied. Anfang 2007 lehnte das baden-württembergische Justizministerium mildere Haftbedingungen für Klar ab, unter Verweis auf einen von Klar in der linken Zeitung „Junge Welt“ veröffentlichten Text. Darin schreibt Klar im RAF-Duktus, die Zeit sei gekommen, „die Niederlage der Pläne des Kapitals zu vollenden und die Tür für eine andere Zukunft aufzumachen“.



Günter Sonnenberg

Geboren 1954 in Karlsruhe, schlug Sonnenberg zunächst einen bürgerlichen Lebensweg ein. Als Austauschschüler durfte er wegen seiner guten Leistungen 1970 für ein Jahr nach Detroit reisen. Nach dem Abitur 1973 studierte er Philosophie, Geschichte und Politik in Heidelberg. Bald wohnte er zusammen mit Knut Folkerts und Christian Klar in einer Karlsruher Wohngemeinschaft und ging ab 1976 für die RAF in den Untergrund. 1977 war er am Buback-Mord beteiligt; er mietete das Motorrad, von dem aus Buback erschossen wurde, und war mit einiger Wahrscheinlichkeit am Tattag der Fahrer der Maschine. Einen Monat später wurde der Terrorist in Begleitung von Verena Becker in Singen kontrolliert, worauf er mit mehreren Schüssen einen Polizisten schwer verletzte und selbst einen Kopfschuss erlitt. Mehrere Wochen lang lag er im Koma, im anschließenden Prozess wurde Sonnenberg zu zweimal lebenslänglich verurteilt. Auch aus gesundheitlichen Gründen wurde er 1992 auf Bewährung entlassen.



Staatsbegräbnis für Siegfried Buback*: Erster Mordanschlag auf einen führenden Repräsentanten der Staatsgewalt

Vieles spricht dafür, dass Beckers auf den ersten Blick abenteuerliche Geschichte der Wahrheit entspricht. Sie wurde von Verfassungsschützern damals als seriöse Zuträgerin eingeschätzt. Und: Ihre Version der Tat bestätigt jetzt Peter-Jürgen Boock, ein weiteres ehemaliges Mitglied der RAF-Kommandoebene jener Zeit, im SPIEGEL-Gespräch (siehe Seite 36).

Der Name Wisniewski ist bisher in den Jahrzehntelangen Spekulationen über den Todesschützen von Karlsruhe nicht gefallen. Das frühere RAF-Mitglied wurde im Zusammenhang mit der Entführung und dem Mord an Arbeitgeberpräsident Hanns-Martin Schleyer 1981 wegen fünffachen gemeinschaftlichen Mordes zu zweimal lebenslänglich verurteilt. Wisniewski kam 1999 frei, nachdem er sich „glaubhaft davon distanziert“ hatte, „politische Ziele mit gewaltsamen Mitteln durchzusetzen“.

Als eines der wenigen RAF-Mitglieder, die sich zu dem Anschlag auf Buback überhaupt äußerten, hat Wisniewski 1997, noch im Gefängnis, die Beweggründe der Extremisten für die Tat erläutert. Der damals oberste deutsche Strafverfolger, sagte er in einem Interview mit der „Tageszeitung“, sei „für die Haltung gegenüber den Gefangenen verantwortlich“ gewesen. Die RAF habe „in ihm den Verantwortlichen für den toten Trakt“ im Gefängnis Köln-Ossendorf „und die Haftbedingungen von Ulrike Meinhof gesehen“.

„Dem“, so Wisniewski, „wollten wir Grenzen setzen.“

Wisniewski war Anfang 1975, nach dem Hungertod des RAF-Manns Holger Meins, in den Untergrund gegangen und etwa bei der Schleyer-Entführung im Herbst 1977 als einer der Schießwütigsten aufgefallen. Für seine Mitstreiter muss er eine herausragende Bedeutung gehabt haben: Als er 1978 im Gefängnis von Frankenthal einsaß, war er der einzige RAF-Kämpfer, den Christian Klar, Adelheid Schulz und Willy-Peter Stoll mit einem Hubschrauber befreien wollten.

Sollten aber die Angaben Beckers und Books über seine Tatbeteiligung beim Buback-Mord zutreffen, müsste Wisniewski

mit einem neuen Strafverfahren wegen Mordverdachts rechnen. Allerdings: Wie bei den übrigen Verdächtigen gibt es auch in seinem Fall keinen Sachbeweis für eine Tatbeteiligung. Ob die früheren RAF-Angehörigen, die ihn belastet haben, auch vor Gericht zu ihren Aussagen stehen, ist offen. Für eine Stellungnahme waren am vorigen Freitag weder Verena Becker noch Stefan Wisniewski erreichbar.

Die Karlsruher Bundesanwaltschaft antwortete auf die Frage, ob es ein neues Ermittlungsverfahren gegen Wisniewski gebe oder ob die Einleitung eines solchen Verfahrens geprüft werde, am vorigen Freitag: „kein Kommentar“.

Sollte es zu einem Verfahren kommen, könnte die Justiz einiges besser machen als in der Hoch-Zeit des deutschen Terrorismus. Denn die damalige Aufarbeitung der Tat markiert ein unrühmliches Kapitel der bundesrepublikanischen Justizgeschichte. In den Urteilen wimmelte es von hilflosen Offenbarungen weitgehender Unwissenheit.

Folkerts war 1980 zu einer lebenslänglichen Freiheitsstrafe verurteilt worden. Mohnhaupt, der unter anderem Mithilfe bei der Vorbereitung des Buback-Mordes zur Last gelegt wurde, erhielt 1985 Lebenslang. Klar wurde im selben Verfahren zu fünfmal lebenslanger Haft plus 15 Jahren verurteilt – unter anderem wegen des Mordes am Generalbundesanwalt und der Schleyer-Entführung.

Christian Klar wurde 1985, wie schon Folkerts fünf Jahre zuvor, als Todesschüt-



Generalbundesanwalt Buback (1974)
„Bestrafung“ durch die RAF

* Am 13. April 1977 in Karlsruhe.



Gefängnisfestung Stuttgart-Stammheim: Verschärfte Haft für die Täter der RAF

ze angeklagt – doch darauf mochte sich das Gericht nicht festlegen. Im Falle Klar stehe fest, urteilten die Richter, „dass er entweder Lenker oder Soziusfahrer des Motorrads war oder mit dem Alfa Romeo wartete“. Dass Klar, Folkerts und Sonnenberg die Tat gemeinsam begangen hätten, „liegt auf der Hand“, heißt es in der dünn belegten Begründung – nichts Genaues wussten die Richter nicht.

Auch das Urteil gegen Folkerts, mahnte sogar die konservative „Frankfurter Allgemeine“ an, stütze sich „auf Indizien, die schwach, und auf Zeugen, die fragwürdig sind“. Die Tatbeiträge einzelner RAF-Terroristen blieb ebenso rätselhaft wie bei dem Mord an Schleyer. „Aber auch in diesem Fall“, sagt ein ehemaliger RAF-Mann,

„wird bald die Zeit kommen, in der jemand das Geheimnis, wer Schleyer erschossen hat, lüften wird.“

Dass Günter Sonnenberg, wie Becker behauptete, beim Buback-Mord die Suzuki 750 GS gefahren hat, also am Tatort in Karlsruhe dabei war, klingt plausibel. Er hatte, was als zweifelsfrei gilt, das schnelle Motorrad angemietet. Und nur bei ihm gab es ein nennenswertes Spurenaufkommen. Als Sonnenberg am 3. Mai 1977, gut drei Wochen nach der Tat, in Singen mit Verena Becker festgenommen wurde, trug er einen Rucksack, in dem die Tatwaffe steckte.

Was jetzt bekannt wird, könnte zu einem Fall von grundsätzlicher Bedeutung werden. Denn ein kleiner Zirkel ehemaliger RAF-Angehöriger glaubt zu wissen,

dass Verena Becker schon 1982 zum Verfassungsschutz „überlief“. Das Bundesamt für Verfassungsschutz wollte am Freitag zu dem Fall „keine Stellungnahme“ abgeben.

Sollte es aber zutreffen, dass dem Geheimdienst schon vor dem Klar-Urteil 1985 die Aussagen Verena Beckers mit Hinweisen auf die Täter vorlagen, hätten es die Kölner Beamten zu verantworten, dass den Strafverfolgern wichtige Ermittlungsansätze wie eine Vernehmung Beckers verborgen blieben – und damit eine vollständige Aufklärung der Tat verhindert würde.

Aber auch wenn Becker ihr Wissen erst nach dem Urteil preisgegeben haben sollte, müssen Sicherheitsbehörden und Politiker einmal mehr die Frage beantworten, welche Grenzen ein Rechtsstaat dem Ei-

„Bewaffneter Kampf“ Chronik des RAF-Terrors

1968

2./3. April Gudrun Ensslin, Andreas Baader und zwei weitere Mitstreiter zünden in Frankfurt am Main aus Protest gegen den Vietnam-Krieg zwei Kaufhäuser an.



Baader, Ensslin beim Kaufhausbrand-Prozess

1970

14. Mai Ulrike Meinhof, Gudrun Ensslin und andere befreien Andreas Baader aus der Haft.

1971

22. Oktober Polizeimeister Norbert Schmid wird das erste Todesopfer der „Roten Armee Fraktion“. Bis 1993 kostet der Terror weitere 32 Menschen das Leben.

1972

Juni/Juli Baader, Meinhof, Ensslin, Holger Meins, Jan-Carl Raspe, Brigitte Mohnhaupt und Irmgard Möller werden innerhalb weniger Wochen verhaftet.

1973

Januar RAF-Gefangene starten Hungerstreiks gegen die „Isolationsfolter“. Im November stirbt Holger Meins an den Folgen.

1975

24. April Überfall auf die deutsche Botschaft in Stockholm durch ein „Kommando Holger Meins“.

1976

9. Mai Ulrike Meinhof erhängt sich in ihrer Zelle in Stuttgart-Stammheim.

1977

7. April Ermordung des Generalbundesanwalts Siegfried Buback und seiner Begleiter in Karlsruhe.

30. Juli RAF-Terroristen erschießen Jürgen Ponto, Chef der Dresdner Bank.

5. September Arbeitgeberpräsident Hanns Martin Schleyer wird entführt, um die inhaftierten Top-Terroristen freizupressen. Seine vier Begleiter sterben im Kugelhagel.

genleben seiner Geheimdienste setzen muss. Es wird zu klären sein, ob es verfassungsrechtlich, politisch und moralisch zu rechtfertigen ist, den Schutz einer geheimen Quelle für gleichsam unantastbar zu erklären.

Auf den Prüfstand der politischen Diskussion gehört auch, ob es den Angehörigen der RAF-Opfer etwa im Fall Buback zuzumuten ist, womöglich niemals zu erfahren, wer den Finger am Abzug hatte, als drei Männer starben – nur weil eine Behörde sich an ihren Arbeitsauftrag hält. Allerdings: Ohne die Zusicherung, die geheimen Informationen von V-Leuten und anderen Zuträgern zu schützen, könnten die Dienste kaum verdeckte Informanten für ihre Arbeit im Vorfeld von Straftaten gewinnen.

Bisher hat die Zusicherung der Nachrichtendienste, Informationen ihrer geheimen Zuträger auf immer unter Verschluss zu halten, den „Charakter einer Ewigkeitsgarantie“, sagt ein Verfassungsschützer. Die aber mache „zumindest nach 25 Jahren keinen Sinn mehr, weil Quellen nach so langer Zeit im Allgemeinen längst nicht mehr gefährdet sind“.

In der Szene der früheren RAF-Mitglieder wird der „schwere Verrat“ (ein ehemaliger RAF-Mann) der Verena Becker mit unterschiedlicher Schärfe beurteilt. Die Schweigepflicht und die kategorische Ablehnung einer Zusammenarbeit mit dem Staatsapparat zählten zu den Grundfesten im Selbstverständnis der RAF.

Manche gaben auch in höchster Not nicht nach. Knut Folkerts berichtet davon, welches Angebot ihm Beamte des BKA machten, nachdem er am 22. September 1977 in den Niederlanden einen Polizisten erschossen hatte und festgenommen worden war. Er sei 48 Stunden lang, nur mit einer Unterhose bekleidet, an Händen und

Füßen gefesselt gewesen. In der fensterlosen Zelle eines niederländischen Militärgefängnisses hätten die Ermittler allerhand versucht, um von ihm zu erfahren, wo die RAF



Verena Becker

Becker, 1952 in Berlin geboren, verübte als Mitglied der „Bewegung 2. Juni“ 1972 einen Anschlag auf einen britischen Yachtclub in Berlin, bei dem ein Bootsbauer starb. Angehörige der „Bewegung 2. Juni“ pressten Becker und andere Inhaftierte im Austausch frei, indem sie den Berliner CDU-Vorsitzenden Peter Lorenz entführten. Becker wurde im März 1975 in den Südjemen ausgeflogen. Nach ihrer Rückkehr wurde sie im Mai 1977 gemeinsam mit Günter Sonnenberg im baden-württembergischen Singen gefasst. Bei der Verhaftung kam es zu einer wilden Schießerei. Am 28. Dezember 1977 verurteilte das Oberlandesgericht Stuttgart Becker zu lebenslanger Haft wegen sechsfachen Mordversuchs und räuberischer Erpressung. Im Herbst 1989 wurde sie von Bundespräsident Richard von Weizsäcker begnadigt, nachdem sie sich in der Haft vom Terrorismus losgesagt hatte. Während dieser Zeit erklärte sie sich auch zu einer Zusammenarbeit mit dem Verfassungsschutz bereit. Der Tag ihrer Entlassung fiel mit dem Attentat auf Deutsche-Bank-Chef Alfred Herrhausen zusammen.

den entführten Hanns-Martin Schleyer versteckt halte.

Er sei mit dem Tod bedroht worden, dann habe man ihm eine Million Mark, neue Papiere und freies Geleit geboten. Er lehnte ab.

Gleichwohl verdammen selbst hartgesottene RAF-Veteranen Verena Becker nicht. Manch einer sieht sie als „tragischen Fall einer Kollaborateurin, die unter dem ungeheuren Druck schlimmster Isolationshaftbedingungen zusammengebrochen“ sei.

Tatsächlich galt die Justizvollzugsanstalt Köln-Ossendorf in den siebziger Jahren unter RAF-Gefangenen neben dem Betonbunker von Stuttgart-Stammheim und dem Celler Gefängnis als einer der härtesten Knäste. Mehrfach hatte Verena Becker sich an Hungerstreik-Aktionen der RAF-Häftlinge beteiligt, irgendwann muss ihre Kraft erschöpft gewesen sein.

Den Verfassungsschützern konnte das kaum entgehen. Michael Grünhagen, in den siebziger Jahren Linksextremismus-Spezialist des Berliner Landesamts für Verfassungsschutz, hatte die Taktik ersonnen, mit der einsitzende RAF-Mitglieder für eine Zusammenarbeit mit dem verhassten Staat gewonnen werden sollten. „Wenn sie draußen sind, haben wir keine Chance, wenn sie drinnen sind, müssen wir ran“, warb er bundesweit für seine Methode.

Sie gehört bis heute zum Repertoire der Geheimdienstwerber, in allen Lagern. Wird etwa ein Rechtsextremist bei einer verbotenen Demonstration festgenommen, schaut danach nicht selten ein ungebetener Besucher vorbei und macht ein Angebot, dem schwer zu widerstehen ist: Der Inhaftierte könne, ganz freiwillig, versteht sich, entscheiden, ob sein Arbeitgeber von seinen rechtsextremen Neigungen erfahren solle, heißt es dann. Das könne vermieden werden, wenn der Häftling dem Dienst zuarbeite. Zudem gebe es noch einen echten Leistungslohn.

Grünhagens erster großer Fall nach diesem Muster kam 1974 zu trauriger Berühmtheit. Der Verfassungsschützer hatte den kurzzeitig inhaftierten Studenten Ulrich Schmücker, ein Mitglied der terroristischen „Bewegung 2. Juni“, im Gefängnis angeworben. Als in der linksextremen Szene der Verdacht des Verrats aufkam, wurde Schmücker in der Nacht zum 5. Juni im Berliner Grunewald erschossen. Ein V-Mann brachte dem Geheimdienst die Tatwaffe – und eines der wichtigsten Beweismittel landete für Jahre im Tresor des Verfassungsschutzes, um die Identität des Zuträgers zu schützen.

Die Parallelen zum Fall der Verena Becker sind unübersehbar. Auch in ihrem



13. – 18. Oktober Entführung der Luft-hansa-Maschine „Landshut“ mit 82 Passagieren an Bord durch ein Palästinenser-Kommando. Die Entführer stellen ein neues Ultimatum zur Freilassung der deutschen Terroristen. Dem Sondereinsatzkommando GSG 9 gelingt es, im somalischen Mogadischu die Geiseln zu befreien.

18. Oktober Baader, Ensslin und Raspe begehen in ihren Gefängniszellen Selbstmord.

18./19. Oktober Schleyer wird von seinen Entführern ermordet.



Entführte „Landshut“ in Mogadischu

1982

November Festnahme von Brigitte Mohnhaupt, Adelheid Schulz und Christian Klar.

1986

9. Juli, 10. Oktober Ermordung des Siemens-Managers Karl Heinz Beckurts und des Diplomaten Gerold von Braunmühl.

1989

30. November Eine Sprengladung tötet den Vorstandssprecher der Deutschen Bank, Alfred Herrhausen.

1990

Juni Nach dem Fall der Mauer werden zehn in der DDR lebende RAF-Aussteiger verhaftet.

1991

1. April Ermordung des Chefs der Treuhandanstalt, Detlev Karsten Rohwedder.

1993

27. Juni Tod des GSG-9-Beamten Michael Newrzella und des Terroristen Wolfgang Grams bei einer missglückten Festnahmeaktion in Bad Kleinen.

1998

25. April Die RAF gibt ihre Selbstauflösung bekannt.



Ex-Terroristin Maier-Witt, BKA-Vernehmungsprotokoll (Ausschnitt): Am Tag des Buback-Mords Aufnahme in die RAF

Ich bin mir inzwischen ziemlich sicher, daß ich am 07.04.77 mit einem sog. "Hausfrauenbus" nochmals in der Bundesrepublik Deutschland war. Ich weiß aber nicht mehr, wo ich war. Abends bin ich dann nach Holland zurückgekehrt und Herr HEISLER und Herr FOLKERTS haben mich kurz hinter der holländischen Grenze mit dem Auto abgeholt und nach Amsterdam gefahren. Das war also so, wie ich es bereits geschildert habe. Was ich am 07.04. mit der mir in Amsterdam...

Fall hielt der Geheimdienst wichtige Informationen zurück, um seine Quelle zu schützen – und nahm womöglich billigend in Kauf, dass der wahre Tatverlauf während des Anschlags auf Buback bis heute nicht aufgeklärt werden konnte.

Das Vertrauen der Terroristin Becker hatten sich die Geheimdienstler durch zähe Routinearbeit erworben. Systematisch wurden zu jener Zeit überall im Land die Gespräche zwischen den RAF-Häftlingen und ihren Besuchern überwacht, ausnahmslos landeten die Protokolle auf den Schreibtischen der Auswerter. Plötzlich ahnten die Geheimen, dass Becker durch die Haft offensichtlich zermürbt und labil geworden war.

Der Tag, an dem die Gefangene einer Zusammenarbeit zustimmte, war für die Geheimen ein Feiertag. Noch nie war es dem Dienst gelungen, ein altgedientes RAF-Mitglied zur Zusammenarbeit zu bewegen: Becker kam von der „Bewegung 2. Juni“. Spektakulär war der Erfolg des Hamburger Landesamtes für Verfassungsschutz, das in jener Zeit ein älteres Ehepaar aus der Antifa-Szene anwarb – das für ein paar Wochen Quartiergeber für Christian Klar und Adelheid Schulz wurde.

Doch offensichtlich beobachteten die Beobachter zu lange: Geschnappt wurde das RAF-Pärchen schließlich nicht. Den letzten bekannten großen Erfolg verbuchte der rheinland-pfälzische Verfassungsschutz: Er führte den V-Mann Klaus Steinmetz 1992 an die Kommandoebene heran – die Festnahme Birgit Hogefelds 1993 am mecklenburg-vorpommerschen Bahnhof von Bad Kleinen wurde möglich. Allerdings endete der Zugriff im Desaster: Hogefelds Begleiter und ein Polizist kamen ums Leben.

Die Quelle Becker sprudelte – obwohl sie zu den überzeugtesten und langjährigsten Aktivistinnen der Terrorszene zählte. Sie gehörte 1971 in West-Berlin zusammen mit zwei weiteren späteren RAF-Mitgliedern zu den Gründern der „Schwarzen Hilfe“, die inhaftierte Anarchisten unterstützte. Zusammen mit ihrer Gefährtin

Inge Viett schloss sie sich bald der „Bewegung 2. Juni“ an.

„Sie war zuverlässig und sehr ruhig“, sagt ihr einstiger Kampfgenosse Bommi Baumann, „aber sehr radikal.“ Becker war erst 19, als sie im Sommer 1972 das erste Mal verhaftet wurde.

Becker war im März 1975, nach der Entführung des Berliner CDU-Vorsitzenden Peter Lorenz, als inhaftiertes Mitglied der „Bewegung 2. Juni“ gegen den Christdemokraten ausgetauscht worden und in den sozialistischen Süd-Jemen geflogen. Ende 1975 gesellten sich in der Hauptstadt Aden die ersten Mitglieder einer RAF-Gruppe unter Führung des Anwalts Siegfried

Haag dazu; die Volksfront zur Befreiung Palästinas (PFLP) beherbergte sie in einem Lager.

Die Deutschen erhielten eine militärische Ausbildung und diskutierten, wie sie die in Stuttgart-Stammheim einsitzende RAF-Führung um Andreas Baader und Gudrun Ensslin „befreien“ könnten.

Gut sechs Jahre später saß Becker Beamten des Verfassungsschutzes gegenüber und erzählte, was sie wusste. Manche Einzelheiten wirkten gespenstisch: Auf einer „Vollversammlung“ in einem niederländischen Küstenort hatte die RAF eine gleichsam demokratische Entscheidung über Leben und Tod von Siegfried Buback gefällt.

Das „Abchecken“ der Fahrtrouten des Generalbundesanwalts von seinem Karlsruher Haus bis zu seinem Dienstsitz hatten Mitglieder der „Förstergruppe“, wie die aus dem Schwarzwald und Karlsruhe stammende Abteilung genannt wurde, schon ein Jahr zuvor erledigt. Ihr gehörten Christian Klar, Adelheid Schulz, Knut Folkerts, Günter Sonnenberg und andere an.

Als Becker dann die Identität des Täter-Trios von Karlsruhe verraten hatte, herrschte unter den Verfassungsschützern helle Aufregung – und Skepsis. Konnte dass wahr sein? Hatte Verena Becker in der RAF-Hierarchie überhaupt die Möglichkeit, solche sensiblen, ihre früheren Mitstreiter stark belastenden Informationen zu erhalten?

Die Geheimdienstler nahmen ihre Quelle unter die Lupe – und hielten sie für seriös. Alle überprüfbaren Angaben Beckers stimmten. Ermittlungsergebnisse des BKA zum Tatvorgang Buback beseitigten restliche Zweifel.

In einem Motorradhelm, den die Täter nach dem Mord an Buback zusammen mit der Suzuki und dem zweiten Helm in der Kammer eines Brückenpfeilers an der Autobahnbrücke Wolfartsweier versteckt hatten, fand sich, so das BKA, eine „Haarspur“ Beckers.

Für die Verfassungsschützer stand damit fest, dass Becker während der Vorbereitungen des Anschlags zumindest engsten Kontakt zu den späteren Tätern gehabt haben muss.

Oder war da noch mehr? Deutete die Haarspur darauf hin, dass Becker am Tat-



Silke Maier-Witt

Die heute 57 Jahre alte Psychologin wurde im baden-württembergischen Nagold geboren. In Hamburg besuchte sie ein Gymnasium und studierte dort ab 1969 Medizin und Psychologie. Während dieser Zeit arbeitete sie unter anderem in sozialen Projekten und war in der RAF-Gefangenenerkennung aktiv. 1977 schloss sich Maier-Witt der RAF an und spähte die Lebensumstände von Hanns-Martin Schleyer aus. Eine führende Rolle spielte sie nie. Zwei Jahre später stieg Maier-Witt aus der RAF aus und ging in die DDR, wo die Stasi Unterschlupf bot. Unter dem Namen „Gerlach“ arbeitete sie als Krankenschwester in Erfurt und studierte später in Ilmenau Informationswissenschaften. Nach der Wende wurde Maier-Witt am 18. Juni 1990 in Neubrandenburg festgenommen und unter anderem wegen der Beteiligung an der Schleyer-Entführung und an einem Banküberfall mit Todesfolge zu zehn Jahren Haft verurteilt. Bereits 1995 kam sie auf Bewährung frei und arbeitete von 2000 bis 2005 als Friedenshelferin im Kosovo.

* Links: als Friedensaktivistin in Prizren im Kosovo im April 2006; rechts: vom September 1990.

tag selbst auf der Suzuki gesessen hatte? Womöglich auf dem Soziussitz? Hatte sie selbst etwa auf Buback und dessen Begleiter gefeuert? Hatte sie gegenüber dem Verfassungsschutz Stefan Wisniewski belastet, um von ihrer eigenen Tatbeteiligung abzulenken?

In der Bundesanwaltschaft war bereits nach dem Anschlag die Frage erörtert worden, ob Verena Becker die Todesschützin von Siegfried Buback, Wolfgang Göbel und Georg Wurster sein könnte.

Immerhin gab es vage Aussagen von Zeugen, die von einer „schmächtigen“ Person auf dem Soziussitz der Suzuki berichteten. Und: Wer Menschen in Motorradkleidung sieht, wird kaum mit Sicherheit erkennen können, ob sich unter Helm

und Kleidung ein Mann oder eine Frau verbirgt.

Ein Zeuge aber war sich sicher, dass es zwei Männer waren, die zwei Tage vor der Tat, am 5. April 1977, am Stellwerk 1 in Karlsruhe zwei Damenfahrräder abstellten, sie an ein Verkehrsschild anketteten und auf ein Motorrad umstiegen. Es war die Tatmaschine. In der Bundesanwaltschaft wurden die Haare im Helm schließlich als „tote Spur“ bewertet.

Erstaunlich ist, dass die hochgeheime Zusammenarbeit Verena Beckers mit dem deutschen Inlandsgeheimdienst schon Anfang der achtziger Jahre nicht geheim blieb: Die Stasi wusste davon – vermutlich, weil der DDR-Dienst über die sogenannte strategische Funkkontrolle nahezu

alle Apparate des Bundesamtes für Verfassungsschutz abhörte.

Anders als Verena Becker haben sich Knut Folkerts, Christian Klar und Günter Sonnenberg bis heute eisern an das Schweigegelübde innerhalb der RAF gehalten. Von ihnen ist keine Aufklärung darüber zu erwarten, ob Beckers Äußerungen zutreffen.

Zumindest im Fall Folkerts scheint klar zu sein, dass er für einen Mord verurteilt wurde, den er nicht begangen hat. Bei einem Treffen von RAF-Veteranen zu Pfingsten 1997 in Zürich hatte Folkerts erstmals offen darüber gesprochen, „die Angriffe auf Buback, Ponto und Schleyer“ mit vorbereitet zu haben (SPIEGEL 22/1997). Eine unmittelbare Tatbeteiligung räumte er da-

Die lange Suche

Viele hatten erwartet, dass Horst Köhler die Akte Christian Klar schließt – öffentlichem Druck aber will er nicht nachgeben.

Es war nicht die Art, wie man mit Präsidenten umgeht. Bevor der Chemieprofessor Michael Buback vergangenen Mittwoch in Schloss Bellevue zum Vier-Augen-Gespräch vorfuhr, hatte Horst Köhler schon in der Zeitung nachlesen können, was ihm der Sohn des RAF-Opfers Siegfried Buback vorschlagen würde – die Begnadigung des ehemaligen RAF-Terroristen Christian Klar. Ungehörig fanden sie im Amt das Vorgehen von Buback jr.

Wäre es nach dem Präsidialamt gegangen, das Gespräch wäre vertraulich geblieben, wie so viele zuvor, die der Präsident inzwischen zum heiklen Thema RAF geführt hat: mit dem früheren Generalbundesanwalt Kay Nehm, mit prominenten Opfer-Angehörigen oder in der Öffentlichkeit weitgehend unbekannten Verwandten erschossener Polizisten. Aber auch Vertraute des Häftlings Klar fanden Gehör im Schloss Bellevue. Gesprächspartner sind begeistert, wie präzise informiert Köhler ist, wie engagiert er diskutiert.

Der unbequeme Präsident hat das Gnadengesuch bislang keineswegs ad acta gelegt, wie viele Beobachter vermuteten – und wie das vor allem Unionspolitiker lautstark fordern. Mehr-

fach hat Köhler erklärt, wie wichtig ihm sowohl das Thema als auch das Schicksal der betroffenen Menschen seien. „Wer hier einen Antrag stellt, der bekommt auch eine Antwort“, hat er in vertrauter Runde bekräftigt. Klar, 54, sitzt seit über 24 Jahren in Haft – wegen diverser Taten, unter anderem wegen der Beteiligung am Buback-Mord. Wird er nicht begnadigt, dürfte er im Januar 2009 freikommen.

Inzwischen hat es mehr als genug Anlässe gegeben, das Begnadigungsverfahren sang- und klanglos zu beerdigen: erst die Entscheidung des Justizministeriums von Baden-Württemberg, Klar vorerst keine Haft erleichterung zu genehmigen, dann der Einspruch der Bundesanwaltschaft gegen die Begnadigung, dazu die Grußbotschaft Klars an die Rosa-Luxem-

burg-Konferenz in Berlin („die Niederlage der Pläne des Kapitals zu vollenden“).

Selbst im Amt ließen alle drei Vorgänge nur einen Schluss zu: Das Staatsoberhaupt könne unter diesen Umständen Klar auf keinen Fall Gnade gewähren. Köhler hätte nun wie Vorgänger Johannes Rau mit dem Klar-Antrag umgehen können – ihn einfach liegen

und der Vergessenheit anheim fallen lassen. Doch dieser Präsident will nicht kneifen – und er scheint entschlossen, wenn er es für richtig hält, auch die unpopuläre Entscheidung, die Begnadigung, zu vertreten.

Die Kehrtwende Bubacks, der zunächst den Gnadenakt von der Aufklärung des Mordes seines Vaters abhängig machen wollte, soll Köhler nicht unbeeindruckt gelassen haben. Das positive Votum des Angehörigen eines RAF-Opfers belebt einen alten Plan neu. Demnächst dürfte im Präsidialamt eine höchst konspirative Aktion vorbereitet werden: ein Treffen zwischen Präsident und Ex-Terrorist. Köhler wolle sich vor seiner Entscheidung auf jeden Fall auch vom Antragsteller ein persönliches Bild machen – allen Schlagzeilen von „Bild“ und öffentlichen Warnungen von Bayerns Innenminister Günther Beckstein („Ohne Reue keine Gnade“) zum Trotz.

Solche Einlassungen empören Köhlers Leute. Sie fürchten, dass einige aus dem Fall Klar einen Fall Köhler machen könnten. Der Präsident selbst sieht sich herausgefordert, einmal mehr seine Unabhängigkeit zu demonstrieren. Dabei ist das Staatsoberhaupt in der Sache nicht mehr so frei, wie es das Gnadenrecht vorsieht und wie es die Amtsvorgänger waren. Während andere ihre Gnadenakte in aller Stille vorbereiteten und allenfalls mit knappen Pressemitteilungen bekannt gaben, ist im Fall Klar das Agieren des Staatsoberhauptes zum tagespolitischen Thema geworden.

Unmöglich, dass Köhler 30 Jahre nach dem blutigen „Deutschen Herbst“ und mitten in einer Debatte um die aktuellen Bedrohungen durch den Terrorismus einem Ex-Terroristen einfach wortlos die Freiheit schenkt.

Egal wie er entscheidet, die Erklärung wird die vielleicht umstrittenste seiner Amtszeit.



Präsident Köhler
Treffen mit Klar?



Buback-Sohn Michael*: Der Schütze ist „der entscheidende Täter“



RAF-Angehörige Schulz, Stoll, Klar*: Fluchtplan für den Genossen Wisniewski

mit keineswegs ein, eher wohl schloss er sie aus.

Als das Oberlandesgericht Stuttgart Folkerts im Juli 1980 in Stammheim zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilte, war das ein Eingeständnis weitgehender Ahnungslosigkeit. Folkerts habe den Tod von Buback gewollt, sagte der Vorsitzende Richter Eberhard Foth, „ob er nun selber schoss, das Motorrad fuhr oder das Fluchtauto bereithielt“.

Aber wenn er gar nicht in Deutschland war?

Im Fall Folkerts haben die Richter vermutlich völlig danebengelegt. Als die DDR zusammengebrochen war und bekannt wurde, dass zehn frühere RAF-Terroristen jenseits der Mauer Unterschlupf gefunden hatten, wurde auch Silke Maier-Witt enttarnt. Sie war unter anderem als Späherin an der Entführung Schleyers beteiligt, brach aber 1979 mit der RAF. Als bei einem Banküberfall im selben Jahr eine Unbeteiligte ums Leben kam, tauchte Maier-Witt im Juli 1980 mit Hilfe der Stasi unter dem Namen Angelika Gerlach und später Sylvia Beyer in der DDR unter.

Maier-Witt, die in der DDR Krankenschwester geworden war und an der Technischen Universität in Ilmenau Informationswissenschaften studierte, wurde am 18. Juni 1990 in Neubrandenburg verhaftet, und sie packte aus. In mehreren Vernehmungen offenbarte sie BKA-Beamten als Kronzeugin ihr Wissen über den deutschen Terrorismus. 1995 wurde sie vorzeitig aus der Haft entlassen und arbeitete unter anderem als Friedensfachkraft im Kosovo.

Die Kriminalbeamten hatten keinen Zweifel an der Glaubwürdigkeit Silke Maier-Witts. Detailliert beschrieb sie, wie am 7. April 1977 gegen 11 Uhr in einer „Wienerwald“-Gaststätte, einem beliebten Treff von RAF-Mitgliedern in Amsterdam, die Terroristinnen Brigitte Mohnhaupt und Sieglinde Hofmann einen weiteren Kämpfer, vermutlich Rolf Klemens Wagner, getroffen hätten. Die Terroristen hatten in der niederländischen Hauptstadt im Laufe der Zeit mehrere konspirative Wohnungen gemietet, in die sie sich nach „Aktionen“ zurückziehen konnten.

Bis zu diesem Tag hatte Maier-Witt in der Legalität gelebt. In der Gaststätte fiel ihr auf, dass Mohnhaupt und Hofmann „ständig zur Uhr sahen“, wie sie den BKA-Männern berichtete. Die beiden Frauen entfernten sich dann für einige Zeit, wohl um zu telefonieren. Eineinhalb Stunden später traf man sich in einem anderen „Wienerwald“ wieder. Mohnhaupt und

* Oben: mit Mutter Inge bei der Enthüllung eines Gedenksteins zum 30. Jahrestag des Mordes an Siegfried Buback am 7. April in der Bundesanwaltschaft in Karlsruhe; unten: Observationsfoto der Polizei im August 1978 beim Einstieg in einen Hubschrauber, mit dem die mögliche Befreiung von RAF-Gefangenen aus dem Gefängnis im rheinland-pfälzischen Frankenthal ausgekundschaftet werden sollte.

Hofmann teilten ihr mit, „dass die Aktion Buback gelaufen“ sei.

Maier-Witt reiste anschließend sofort nach Deutschland, um einige Arbeiten für die RAF zu erledigen. Was dann ihren Angaben zufolge passierte, entlastet Knut Folkerts vom Vorwurf des Mordes an Generalbundesanwalt Buback: Als Maier-Witt am Abend nach Holland zurückkehrte, warteten Folkerts und der RAF-Mann Rolf Heißler an der deutsch-niederländischen Grenze bei Kerkrade auf sie mit dem Auto und fuhren sie nach Amsterdam.

Wann genau sie in der konspirativen Wohnung ankam, daran konnte sich Maier-Witt in den Vernehmungen durch das BKA nicht mehr erinnern, „spätabends“ soll es gewesen sein. Sie wurde nach ihren Angaben von Peter-Jürgen Boock mit einer Pistole und einem Holster, mit einem gefälschten deutschen Personalausweis und einem gefälschten dänischen Pass ausgestattet – der übliche Initiationsritus bei der Aufnahme in die RAF.



Demonstration gegen „Isolationsfolter“: Der Staat schlug zurück

Nach dieser Darstellung kann Folkerts mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit nicht am selben Tag um kurz nach 9 Uhr am Tatort gewesen sein. Die Entfernung zwischen Karlsruhe und Amsterdam beträgt

* Im November 1974 in Hamburg.



Knut Folkerts

Der 1952 im badi-schen Singen geborene Folkerts wuchs mit drei älteren Brüdern in Karlsruhe auf. Dort spielte er in einer Band Gitarre und war Mitglied der Freiwilli-

gen Feuerwehr. 1976 zog Folkerts in eine Wohngemeinschaft mit Christian Klar und Günter Sonnenberg und schloss sich der RAF an. Er wurde als einer der Buback-Attentäter gesucht; bei seiner Festnahme am 22. September 1977 im niederländischen Utrecht erschoss er den Polizisten Arie Kranenburg, wofür ihn das Landgericht Utrecht drei Monate später zu 20 Jahren Haft verurteilte. 1978 wurde der Gefangene nach Deutschland abgeschoben und 1980 als einer der Buback-Mörder verurteilt. 1995 wurde Folkerts aus der Haft in Stuttgart entlassen. Er lebt heute als Buchhalter einer Logistikfirma in Hamburg. Über ein Auslieferungersuchen, das die niederländische Justiz überraschend 2005 stellte, muss das Hamburger Landgericht entscheiden. Folkerts soll noch einmal für 20 Jahre wegen des Polizistenmords in Haft.



Brigitte Mohnhaupt

Mohnhaupt, 1949 geboren, landete als Studentin in der Münchner Kommunardenszene. 1971 stieß sie zur Bader-Meinhof-Gruppe und stieg später zur Chef-Logistikerin auf. Nach ei-

ner Serie von Anschlägen wurde sie 1972 zum ersten Mal inhaftiert. In Stammheim plante Mohnhaupt mit den anderen Gefangenen die Reorganisation der RAF. Gleich nach ihrer Entlassung am 8. Februar 1977 tauchte sie wieder unter und war an führender Stelle für den mörderischen „Deutschen Herbst“ verantwortlich. Danach floh Mohnhaupt nach Bagdad und nach Paris. Im Mai 1978 wurde sie in Zagreb festgenommen, dann aber wieder freigelassen und in den Südjemen ausgeflogen. Sie kehrte unerkannt nach Deutschland zurück, wurde aber im November 1982 gefasst. Am 2. April 1985 verurteilte das Stuttgarter Oberlandesgericht Mohnhaupt als „Rädelsführerin“ der RAF zu fünfmal lebenslänglich plus 15 Jahren. Ihr wurden jeweils neunfacher Mord und Mordversuch angelastet. Am 25. März 2007, nach Ablauf der Mindestverbüßungsdauer von 24 Jahren, kam sie frei.

zwar nur rund 550 Kilometer, in heutiger Zeit eine Fünfstundenreise mit der Bahn oder per Auto.

Kategorisch aber mieden RAF-Angehörige, zumal nach Anschlägen, die offiziellen Grenzübergänge. Sie ließen nach „Aktionen“ ihre Fluchtfahrzeuge so bald wie möglich zurück, stiegen auf öffentliche Verkehrsmittel um und verließen diese in der Nähe der Grenze zwischen Deutschland und den Nachbarstaaten. Im Fußmarsch ging es dann an ausgespähnten Orten über die grüne Grenze. In Wissembourg im Elsass etwa tarnten sich die Terroristen als Wanderer, wenn sie aus einem Wald auf deutscher Seite in einen Weinberg auf französischem Staatsgebiet wechselten.

Folkerts kann es am 7. April kaum geschafft haben, auf diese zeitraubende Weise zum Grenzübergang nahe Aachen zu kommen, um Heißler zu treffen und gemeinsam auf Maier-Witt zu warten. Und noch etwas spricht dagegen, dass er zu den Buback-Mördern gehörte: „Niemals“, sagt ein RAF-Insider, „wäre ein Mitglied eines Kommandos nach einem Anschlag so einer Dimension wie bei Buback am Abend zum Fahrdienst für eine Frau abgeordnet worden, die gerade von der Legalität in die Illegalität wechselt.“

Auch über den Abend des Tattages wusste Maier-Witt Interessantes zu berichten. So sei „über die Aktion Buback wenig gesprochen worden“ – wie in der RAF nach Anschlägen üblich.

Am Abend waren die meisten Mitglieder der Kommandoebene in der Amsterdamer Wohnung versammelt: Brigitte Mohnhaupt und Sieglinde Hofmann, Peter-Jürgen Boock, Knut Folkerts und Rolf Heißler.

Irgendwann in diesen Tagen waren auch Stefan Wisniewski, Christian Klar und Angelika Speitel in der Wohnung.

Wann allerdings, ob etwa schon am späten Abend des Tattages oder ein, zwei Tage später – daran konnte sich Silke Maier-Witt 1990, 13 Jahre nach den Geschehnissen, in ihren Gesprächen mit den BKA-Ermittlern nicht mehr erinnern.

So bleibt es wohl Sache des Staates, alte, geheimgehaltene Erkenntnisse mit den Ergebnissen neuer Recherchen zusammenzuführen. Und es sollte Sache der Täter und Mitwisser sein, ihr Schweigen zu brechen und aus der Logik der Konspiration auszusteigen.

Der RAF-Terror ist Geschichte, die Rote Armee Fraktion hat sich 1998 aufgelöst. Es ist Zeit, Fehler zu korrigieren. Auf allen Seiten.

CARSTEN HOLM;
JAN FRIEDMANN, PER HINRICHS,
MICHAEL SONTHEIMER

SPIEGEL - GESPRÄCH

„Es ist auch Scham dabei“

Ex-Terrorist Peter-Jürgen Boock, 55, über das Attentat auf Generalbundesanwalt Siegfried Buback, die Strategie der RAF und seine persönliche Schuld



Ex-Terrorist Boock



Peter-Jürgen Boock

Er wurde 1951 im nordfriesischen Garding geboren. Nachdem Boock 1968 seinen Realschulabschluss gemacht hatte, begann er eine Lehre als Maschinenschlosser,

die er jedoch nach wenigen Wochen wieder abbrach. Aus einem Erziehungsheim, in das ihn seine Eltern steckten, brach er aus. Er hatte dort die späteren RAF-Gründer Andreas Baader und Gudrun Ensslin kennengelernt und folgte ihnen nach Frankfurt. Als Mitglied des Kommandos „Siegfried Hausner“ war Boock 1977 an der Entführung und Ermordung von Hanns-Martin Schleyer beteiligt. 1980 sagte er sich von der RAF los und wurde 1981 in Hamburg verhaftet. In verschiedenen Prozessen wurde er insgesamt zu mehrfach lebenslänglich verurteilt. 1992 bekannte er, das Feuer auf Schleiers Beschützer eröffnet zu haben. 1998 wurde er nach 17 Jahren Haft schließlich aus der Sozialtherapeutischen Anstalt Hamburg-Bergedorf entlassen. Heute lebt Boock als freier Autor in der Nähe von Freiburg.

SPIEGEL: Herr Boock, warum haben Sie den Kontakt zu Michael Buback gesucht, dem Sohn des 1977 von der RAF ermordeten Generalbundesanwalts Siegfried Buback?

Boock: Anlass war die Diskussion über die mögliche Begnadigung von Christian Klar. Da läuft meiner Meinung nach einiges schief. Ich wollte Michael Buback erzählen, dass nicht Klar seinen Vater erschossen hat.

SPIEGEL: Klar ist 1985 ja gar nicht als identifizierter Schütze verurteilt worden, sondern als Mittäter. Daran ändert sich durch Ihre Information doch nichts.

Boock: Ich glaube schon, dass es von Bedeutung ist zu wissen, dass nicht Klar geschossen hat. Ob er darüber hinaus in irgendeiner Weise an dieser Aktion beteiligt war, weiß ich nicht und die Sicherheits-

behörden ja offensichtlich auch nicht. Außerdem haben die Angehörigen der RAF-Opfer immer wieder gesagt, ihnen sei es sehr wichtig, nähere Umstände der Tat zu erfahren.

SPIEGEL: Wie sind Sie in Kontakt zu Michael Buback gekommen?

Boock: Ich habe es auf verschiedenen Wegen versucht, unter anderem über das Sekretariat der Universität Göttingen. Letztlich habe ich die Telefonnummer jedoch auf sehr konventionelle Weise erfahren – über die Auskunft.

SPIEGEL: In der Öffentlichkeit wird der Stuttgarter Generalstaatsanwalt Klaus Pflieger als Vermittler genannt ...

Boock: Richtig ist, dass ich Herrn Pflieger darüber informiert habe, dass Christian Klar als unmittelbar Beteiligter an dem Mordanschlag auf Buback und seine Begleiter aus-

scheidet, und ihm dabei gesagt habe, dass ich das auch Herrn Buback sagen würde.

SPIEGEL: Wann kam das Gespräch mit Buback zustande?

Boock: Vor ungefähr zehn Tagen, nach seiner Rückkehr aus dem Ausland.

SPIEGEL: Haben Sie sich mit Buback getroffen oder mit ihm telefoniert?

Boock: Wir haben sehr intensiv miteinander telefoniert. Das erste Gespräch dauerte gute drei Stunden.

SPIEGEL: Was hat Buback Ihnen gesagt?

Boock: Ich hatte den Eindruck, dass er einerseits sehr betroffen war, Details über den Tathergang zu erfahren, andererseits war er von Zweifeln geplagt und wollte sich beim ersten Gespräch auch nicht festlegen, wie er mit meinen Informationen umgehen würde.

SPIEGEL: Welche Einzelheiten haben Sie ihm denn erzählt?

* Das Gespräch führte der Redakteur Helmar Büchel.

Boock: Zum Beispiel, dass Christian Klar nicht geschossen hat – und dass vieles, was in den vergangenen Wochen über das Attentat geschrieben oder gesagt wurde, schlicht falsch war. Zum Beispiel konnte Klar keine schweren Motorräder fahren, hatte keine Ausbildung an Maschinenpistolen oder Sturmgewehren und war an der vorbereitenden Planung im Spätsommer 1976 im Jemen nicht beteiligt, da war er nämlich noch gar nicht Mitglied der RAF.

1977 den Generalbundesanwalt erschossen hat?

Boock: Ja.

SPIEGEL: Bislang ist der Mord an Siegfried Buback nicht aufgeklärt. Was haben Sie seinem Sohn denn zum Täter erzählt?

Boock: Dass nach meinem Wissen zwei Leute zum Kommando gehörten, nämlich Günter Sonnenberg und Stefan Wisniewski. Dass Christian Klar eventuell ein Fluchtfahrzeug besorgt oder auch gefah-

sahen ihn als ihren direkten Gegner, als denjenigen, der verantwortlich für ihre Haftbedingungen war. Als denjenigen, der eine Strategie der Vernichtung der RAF verfolgte. Buback hat ja mal einen Satz gesagt, der da lautete: Man muss diese Leute isolieren, entsolidarisieren und eliminieren. Und so haben wir's auch gesehen, was er da macht. Und da haben wir beschlossen, dafür muss er sterben.

SPIEGEL: Wie muss man sich das vorstellen, „wir haben beschlossen“ ...?

Boock: Dass es keinen in unserem Kreis gab, der widersprochen hat. Also an den Diskussionen haben sich nicht immer alle beteiligt und wenn, dann nicht in gleicher Intensität, aber wenn es hakte und Widersprüche gab, dann war das ziemlich schnell zu bemerken. Und dann wurde eben so lange darüber geredet, bis entweder Konsens bestand oder jemand seine Meinung geändert hat. Das war der übliche Weg, aber bei Buback ging es ganz schnell.

SPIEGEL: Wer hat den Vorschlag gemacht, Buback zu ermorden?

Boock: Die Stammheimer wollten es, und die Karlsruher, Christian Klar, Adelheid Schulz, Günter Sonnenberg und Knut Folkerts, hatten bereits angefangen, ihn auszuchecken.

SPIEGEL: Und da gab es, was die Person angeht, keine Diskussionen?

Boock: Nein, nicht wirklich. Wir wollten das als eine sehr demonstrative und auch deutlich militärisch durchgeführte Aktion dastehen lassen.

SPIEGEL: Und wurde die Vorgehensweise damals schon im Detail besprochen?

Boock: Nein. Am Anfang gab es die Überlegung, ihn beim Friseur zu erschießen. Das wurde dann aber nicht gemacht, weil jemand sagte, das sieht doch wirklich nach Mafia aus. Wenn wir ihn holen, dann machen wir das anders. Also jedenfalls nicht beim Friseur. Dann haben wir auch noch über den sogenannten Suppentopf nachgedacht. Das war eine Hohlladung, wirklich in einem Topf untergebracht, mit Magneten rundherum. Die sollte vom Motorrad aus auf Bubacks Dach gesetzt werden und dann explodieren. Wir haben dann ein paar Tests gemacht mit Autos, und das mit der Haftung klappte mal und klappte mal nicht. Das war uns zu unsicher. Und dann kam die vereinfachte Variante, gut, dann fahren wir eben mit dem Motorrad daneben und erschießen ihn.

SPIEGEL: War es denn von vornherein geplant, die beiden Begleiter Bubacks ebenfalls zu erschießen?

Boock: Ich war nicht in dem Kommando, aber soweit ich weiß, war es aus deren Sicht nicht anders möglich, ohne sich auf ein Feuergefecht einzulassen und dabei in Kauf zu nehmen, dass es Tote bei uns gibt.

SPIEGEL: Die Entführung von Arbeitgeberpräsident Hanns-Martin Schleyer im Herbst 1977 war innerhalb der RAF offenbar ebenfalls unumstritten.



Dienstwagen Bubacks, Motorrad der Attentäter: „Militärisch durchgeführte Aktion“

SPIEGEL: Waren Sie überrascht, dass Michael Buback vergangene Woche in der „Süddeutschen Zeitung“ diese Gespräche öffentlich machte, allerdings ohne Ihren Namen zu nennen?

Boock: Nein. Er hatte es mir vorher erzählt.

SPIEGEL: Wie oft haben Sie mit Michael Buback in den vergangenen Tagen telefoniert?

Boock: Vier-, fünfmal.

SPIEGEL: Haben Sie ihn immer angerufen, oder wie lief das?

Boock: Auch er hat sich bei mir gemeldet, das war wechselseitig. Zum Beispiel, bevor er am vergangenen Mittwoch zu Bundespräsident Köhler ging.

SPIEGEL: Haben Sie in den vergangenen Wochen außer mit Michael Buback noch mit anderen über den Terroranschlag von 1977 gesprochen?

Boock: Ja, mit Gerhart Baum, dem früheren Innenminister, den ich gebeten habe, ein Gespräch mit dem Bundespräsidenten zu vermitteln. Diesen Wunsch habe ich auch Herrn Buback mit auf den Weg gegeben.

SPIEGEL: Was wollen Sie bei Horst Köhler erreichen?

Boock: Dass das Gnadengesuch Christian Klars nur an den Taten gemessen werden sollte, die er tatsächlich begangen hat.

SPIEGEL: Haben Sie Buback denn auch offenbart, wer tatsächlich am 7. April

ren hat, kann ich nicht ausschließen, ich weiß es einfach nicht.

SPIEGEL: Sonnenberg galt schon bislang als Fahrer des Motorrads, dann war Wisniewski der Schütze?

Boock: Ich war nicht dabei, über die interne Aufteilung der Rollen kann ich nichts Endgültiges sagen, wenn man allerdings von den Ortskenntnissen des Motorradfahrers Sonnenberg ausgeht und von der Tatsache, dass Stefan Wisniewski die militärische Ausbildung an den entsprechenden Waffen gleich zweimal absolviert hat ...

SPIEGEL: ... ist logisch, wer geschossen hat ...

Boock: Ja.

SPIEGEL: Welche Rolle spielte Verena Becker bei dem Anschlag auf Buback?

Boock: Sie gehörte nicht zu dem Kommando. Kann gut sein, dass sie bei der Überführung des Motorrads von Köln nach Karlsruhe beteiligt war. Sie konnte ja mit schweren Maschinen umgehen.

SPIEGEL: Haben Sie davon gehört, dass Verena Becker später mit dem Verfassungsschutz zusammengearbeitet haben soll?

Boock: Es wurde gemutmaßt, dass sie geredet hat und deshalb früher aus dem Gefängnis kam.

SPIEGEL: Warum wollte die RAF Buback ermorden?

Boock: Als Racheakt. Die Stammheimer



Tatort des Buback-Mordes in Karlsruhe: „Dann fahren wir eben mit dem Motorrad und erschießen ihn“

Boock: Ich habe ihn damals wirklich für eine personell ideale Verbindung zwischen dem alten und dem – in Anführungsstrichelchen – neuen Faschismus gehalten, und ich glaube, in dieser Runde haben das alle so gesehen.

SPIEGEL: Hatten Sie noch andere Personen im Visier?

Boock: Ja, zum Beispiel über die Entführung des Wäschefabrikanten Palmers haben wir mal nachgedacht, auch über Karl Lagerfeld. Also, es gab eine Reihe von Leuten, über die wir da so ein bisschen Material gesammelt hatten, bei denen ein großes Vermögen im Hintergrund stand, und zwar ein großes Privatvermögen. Über einige Frankfurter Banker hatten wir ebenfalls ein paar Dossiers angelegt.

SPIEGEL: Aber primäres Ziel der Aktionen sollte die Befreiung der Stammheimer Häftlinge sein.

Boock: So ist es, aber dafür brauchten wir ja auch Geld.

SPIEGEL: Hat man in der Gruppe debattiert, oder haben Sie sich persönlich Gedanken darüber gemacht, dass man von der Idee der Weltrevolution da ja schon ziemlich weit entfernt war? Eigentlich war es ja mehr so eine überaus brutale Panzerknackerbande, die sich da zusammengetan hat und versucht hat, bestimmte Leute aus dem Gefängnis zu holen.

Boock: Das haben wir zu dem Zeitpunkt jedenfalls nicht so gesehen. Wir wollten das als politische Aktion auch durch die Personen, die man ins Visier nimmt, kenntlich machen. Eigentlich sollte jede von diesen Personen für sich selbst sprechen. Also der Hintergrund dabei war mehr als nur die Befreiungsaktion. Wir sahen uns durchaus nicht als unpolitische Panzerknackerbande, sondern als eingebundene Revolutionäre, was allein schon durch die intensiven Kontakte mit den Palästinensern sichtbar wurde. Wir wollten ja zu allen Kontakte aufnehmen. Also zur „Brigate Rosse“, zur Eta, zur IRA und so weiter. Das ist dann ja auch passiert. Da sind wirklich Emissäre von uns los und haben diese ganzen Gruppen kontaktet. Es gab dann ja auch bei-

spielsweise mit der „Brigate Rosse“ eine Zeitlang eine ziemlich ergiebige Zusammenarbeit, was den Austausch von Papieren und Hintergrundwissen angeht, und, und, und.

SPIEGEL: Wenn Sie zurückblicken, gibt es etwas, das Sie ungeschehen machen würden, wenn Sie könnten?

Boock: Fast alles. Also jedenfalls all die Dinge, an denen ich beteiligt war. Und das waren ja die mörderischsten Aktionen, die diese Gruppe gemacht hat. Ich habe vor kurzem zum ersten Mal in Stuttgart an dem Grab von Gudrun Ensslin und Andreas Baader gestanden. Und ich war zum ersten Mal richtig wütend. Ich würde denen gern tausend Fragen stellen, was natürlich Unsinn ist und im Nachhinein auch gar nichts mehr bringt. Aber es war das



Buback-Sohn Michael
Intensive Telefonate mit Boock

erste Mal, dass ich ihnen gegenüber Wut empfunden habe. Vielleicht habe ich es vorher nicht hochkommen lassen, ich weiß es nicht. Aber es war wirklich maßlose Wut, die ich hatte.

SPIEGEL: Warum genau?

Boock: Jetzt mal von mir abgesehen, über das, was sie da angeworfen haben. Es sind eine ganze Menge junger Menschen draufgegangen. Es sind Polizisten dabei gestorben, es sind Leute, die überhaupt nichts damit zu tun hatten, dabei zu Schaden gekommen. Und erst so peu à peu und im Laufe der Jahre hab ich immer mehr Din-

ge zu Ohren bekommen, die auch das Bild, das ich von ihnen hatte, entschieden verändert haben. Angefangen damit, dass ich das früher immer als Propaganda abgetan hab, dass sie Leute bedroht hätten. Ich bin mir inzwischen sicher, sie haben. Dass sie gelogen und betrogen haben, wusste ich ja auch schon aus eigener Erfahrung. Ich bin mir überhaupt nicht mehr sicher, ob das, was ich geglaubt habe, was sie ticken lässt, wirklich das war, was sie hat ticken lassen. Oder ob das nicht sehr viel selbstsüchtiger war und sehr viel mehr ausgerichtet auf ihre Person als auf irgendein großes, hehres Ziel.

SPIEGEL: Und Sie sind darüber zum Mörder geworden.

Boock: Allerdings, und das ist bitter, weil man das nicht mehr zurücknehmen kann.

SPIEGEL: Ist Reue ein Begriff, mit dem Sie etwas anfangen können?

Boock: Ja, wahrscheinlich ist das ein passender Begriff. Es ist immer schwierig, so komplexe Empfindungen mit einem Wort zu belegen. Es ist auch Scham dabei. Es ist eine Mischung aus mehreren Dingen, die sich da wie ein Knäuel langsam über die Jahre miteinander verfilzt haben. Ich habe meinerseits ja auch eine Menge Leute mit reingerissen.

SPIEGEL: Warum schweigen andere Täter immer noch eisern über die Details ihrer Verbrechen?

Boock: Ich halte das schon seit vielen Jahren für falsch. Sie machen es genauso, wie es die Kriegsgeneration gemacht hat und was wir damals so angeprangert haben. Wo wart ihr? Was habt ihr getan, warum habt ihr es getan? Wir waren mit unseren Fragen ja sehr inquisitorisch. Die überwiegende Mehrheit der Elterngeneration wollte sich diesen Fragen nicht stellen, hat einfach geschwiegen. Ich habe immer gedacht, wir, also das „wir“ noch einmal in der Gruppenkategorie, würden anders mit unserer Geschichte umgehen. Aber das ist nicht so. Wir sind die Kinder unserer Eltern!

SPIEGEL: Herr Boock, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

KOALITION

Rote Opposition

Die SPD geht bei der staatlichen Terrorabwehr auf Gegenkurs zu CDU-Innenminister Schäuble. Die Sozialdemokraten hoffen, als Bürgerrechtspartei punkten zu können. Eine Fehlkalkulation?

Die alte SPD klang so: „Ein Innenminister, der nicht eine gewisse Härte erkennen lässt, ist fehl am Platz“, erklärte Otto Schily, sieben Jahre lang der oberste Innenpolitiker der Sozialdemokraten. „Die Terroristen sollten wissen: Wenn ihr den Tod so liebt, dann könnt ihr ihn haben“, drohte Schily allen, die Zweifel an der Wehrhaftigkeit des deutschen Rechtsstaats haben könnten.

Auch mit Kritikern ging der von 1998 bis 2005 amtierende Minister nie zimperlich um. „Vorurteile rein ideologischer Natur“ nannte er Bedenken an seinen Anti-Terror-Gesetzen, die den Ermittlern ein bis dahin unbekanntes Maß an Möglichkeiten gaben: „Wer deswegen behauptet, wir machten aus den Deutschen ein Volk von Verdächtigen, redet Unsinn.“

Die neue SPD ist deutlich sanfter und bedächtiger, wenn es um die innere Sicherheit des Landes geht. Sie will erst einmal sehen, ob die Lage neue Gesetze wirklich erforderlich macht. Sie hat Bedenken, dass der Staat dem Bürger zu nahe treten könnte. Sie sorgt sich um den Schutz der Privatsphäre und die Verhältnismäßigkeit der Mittel. Bundesjustizministerin Brigitte Zypries sagt: „Wer neue Befugnisse für die Ermittlungsbehörden fordert, sollte zunächst einmal darlegen, dass diese auch tatsächlich helfen.“

Nur wenn es gegen den jetzt amtierenden Innenminister geht, den Christdemokraten Wolfgang Schäuble, wird man bei den Sozialdemokraten ganz scharf. Ein „Sicherheitsrisiko“ sei der Mann, heißt es SPD-intern, seine Überlegungen seien „unausgegoren“ und „unüberlegt“. Die SPD übt eine neue Rolle ein – als Bürgerrechtspartei.

Seit Monaten beraten die Innenpolitiker von SPD und Union über eine Verschärfung der Sicherheitsgesetze. Die Koalition muss entscheiden, ob sie der Polizei den Internet-Zugriff auf die digitalisierten Passbilder der Bürger erlauben soll und vielleicht auch noch auf die in den Pässen gespeicherten Fingerabdrücke. Die Nutzung der Maut-Daten bei der Fahndung steht zur Entscheidung an, auch der Einsatz der Bundeswehr im Innern.

Lange sah es so aus, als ob die Sozialdemokraten das meiste, mit ein paar Abstrichen, mittragen würden. Vor ein paar Wochen hat man sich erst auf die soge-

nannte Vorratsspeicherung von Daten geeinigt, alle Handy-Verbindungen sollen nun sechs Monate lang von den Netzbetreibern aufbewahrt werden. Doch jetzt haben die Sozialdemokraten beschlossen, auf Gegenkurs zu gehen, und die Entscheidung dazu ist ganz oben gefallen.

Am Montag vergangener Woche verkündete SPD-Chef Kurt Beck die neue Linie im Parteipräsidium. Die Vorstellungen des CDU-Innenministers seien für die SPD so nicht hinnehmbar, erklärte er kurz und bündig: „Das kann von uns nicht mitgetragen werden.“ Die anwesenden Spitzenossen nickten zustimmend, allen war klar, was nun von ihnen erwartet wird.

In der SPD-Bundestagsfraktion arbeiten die zuständigen Leute derzeit an einem Grundsatzpapier, das Leitlinien für die Auseinandersetzung der nächsten Monate enthalten soll. An diesem Montag soll sich zudem der Parteivorstand mit dem Thema befassen. „Es ist unsere Verpflichtung, die Freiheitsrechte hochzuhalten“, erklärt die stellvertretende Parteivorsitzende Ute Vogt, im SPD-Präsidium für Innenpolitik zuständig.

Es ist das dritte Mal binnen kurzem, dass die SPD in die Oppositionsrolle verfällt. Vor wenigen Wochen initiierte die Parteispitze eine Unterschriftenkampagne für einen Mindestlohn, eine Art Bürgerinitiative gegen sich selbst als Regierungspartei. Dann verlegte sich die SPD-Führung in der Diskussion um den amerikanischen Raketschirm auf eine kompromisslose Anti-Haltung, jetzt sollen die neuen Anti-Terror-Gesetze dazu dienen, die SPD deutlicher als Alternative zur CDU erkennbar zu machen.

Es gibt derzeit nicht viele Themen, bei denen die SPD gegen den Koalitionspartner auftrumpfen kann, auch das verlockt, nun sehr aggressiv gegen Schäuble und die Union vorzugehen. Die CDU hat den Klimaschutz, die Frauenrechte und die Familienpolitik für sich entdeckt, alles Themen, die traditionell bei den Linken beheimatet waren und gerade der gebildeten, großstädtischen Anhängerschaft wichtig sind. Mit dem Einsatz für die Bürgerrechte, sonst eher Anliegen der Grünen und FDP, glaubt die SPD-Führung, verlorenes Terrain wettmachen zu können.

Die Genossen fühlen sich auch provoziert: Mitunter formuliert Innenminister Schäuble aufreizend ungenau, so wie ver-



Sicherheitsleitstelle in Stuttgart: „Datenschutz

gangene Woche, als er davon sprach, dass die Unschuldsvermutung, eine der Säulen des Rechtsstaats, nur bedingt gelten könne, wenn es um den Schutz vor Terroranschlägen gehe. Eigentlich hatte Schäuble nur eine Selbstverständlichkeit ausgesprochen, nämlich, dass es bei der Gefahrenabwehr keine Unschuldsvermutung geben kann. Wer Verbrechen verhindern will, bevor sie geschehen, muss nach denjenigen Ausschau halten, die er für verdächtig hält, sie begehen zu wollen. Doch so wie Schäuble sich ausdrückte, musste man den Eindruck gewinnen, er wolle die Grenzen der Verfassung verschieben.

Eine Krisenrunde im Kanzleramt, zu der neben Schäuble und Zypries auch CDU-Verteidigungsminister Franz Josef Jung, SPD-Fraktionschef Peter Struck, dessen Unionskollege Volker Kauder und CSU-Landesgruppenchef Peter Ramsauer geladen sind, soll nun für eine Annäherung



sorgen. Am 14. Mai wird sich der Koalitionsausschuss mit der inneren Sicherheit befassen; aber im Augenblick rechnet niemand ernsthaft damit, dass sich die Koalition zügig auf ein gemeinsames Vorgehen einigen wird.

Eigentlich geht es derzeit nirgendwo richtig voran. Wenn die Fachleute der Koalition in den kommenden Tagen erneut über das umstrittene Passgesetz beraten, will der innenpolitische Sprecher der Unionsfraktion, Hans-Peter Uhl, den Vorschlag machen, die für die neuen Pässe erhobenen Fingerabdrücke zentral zu speichern. Das wiederum sei „nicht verhandlungsfähig“, erklärt jetzt Uhls Gegenpart Dieter Wiefelspütz, jeder weitere Vorschlag in diese Richtung sei eine „Provokation“.

Ins Stocken geraten sind auch die Verhandlungen über das Gesetz zum Großen Lauschangriff, das die Karlsruher Verfassungsrichter zur Nacharbeitung an die Koalition zurückverwiesen haben. Die Union will die Auflagen des Gerichts zum Schutz der Intimsphäre, die einen Mitschnitt privater Gespräche verbieten, dadurch erfüllen, dass entsprechende Aufnahmen künftig einem Richter zur Auswertung vorgelegt werden. Das Justizministerium lehnt diese Lösung grundsätzlich ab, weil Zypries die Vorgaben aus Karlsruhe für eindeutig hält – Mitschnitte seien in jedem Fall verfassungswidrig.

Ähnlich unversöhnlich stehen sich SPD und CDU/CSU beim Thema der Online-Durchsuchung von Computern gegenüber. Die Union will den heimlichen Zugriff auf Festplatten möglichst umfassend erlauben, wie ein Nachrichtendienst soll das Bundeskriminalamt ausspähen dürfen, was ein Verdächtiger alles gespeichert hat. Die Sozialdemokraten können sich das nur bei schweren Straftaten wie Terrorismus oder Mord vorstellen.

Auch bei Schäubles Plänen, die Bundeswehr im Innern einzusetzen und den

Abschuss von Flugzeugen im Krisenfall zu erlauben, ist kein Kompromiss zu erkennen. Das entsprechende Gesetz stammt noch von Otto Schily, wurde dann in Karlsruhe für verfassungswidrig erklärt und muss nun wie der Lauschangriff neu geregelt werden. Schäuble sieht als einzigen Ausweg, den Verteidigungsfall anders zu definieren. Die SPD ist strikt dagegen, die Grenzen zwischen innerer und äußerer Sicherheit aufzuweichen.

Der Union kommt der Sinneswandel der Sozialdemokraten bei der inneren Sicherheit nicht ungelegen. Dass man in der Sache selbst nicht mehr recht vorankommt, ist ärgerlich. Andererseits sieht man in der CDU-Führung, welch strategischer Nutzen sich aus dem Kurswechsel des Koalitionspartners ziehen lässt.

Sollte die SPD einlenken und die Pläne Schäubles akzeptieren, wäre das ein klarer Sieg für den Innenminister, rechnet ein Spitzenmann aus dem Konrad-Adenauer-Haus vor. Sollten die Sozialdemokraten wie erwartet bei ihrer Blockadehaltung bleiben, werde die Union lauthals beklagen, wie wenig der SPD die Sicherheit der Bürger am Herzen liege. „Wir haben die SPD wieder einmal auf dem falschen Bein erwischt“, freut sich der CDU-Strategie.

Kanzlerin Angela Merkel lässt dem Innenminister freie Hand, sie vertraut darauf, dass Schäuble den Bogen nicht überspannt. Der Innenminister hat ihr überzeugend dargelegt, dass die Bürger im Falle eines Terroranschlags ziemlich ungnädig mit denjenigen umspringen werden, die auch nur im Verdacht stehen, der Sicherheit des Landes nicht genügend Beachtung geschenkt zu haben. Und Schäuble ist ziemlich sicher, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis es auch in Deutschland knallt. Erst am Freitag vergangener Woche warnte die US-Botschaft in Berlin ihre Landsleute vor „erhöhter Terrorgefahr in Deutschland“.

In dem Entwurf für das neue CDU-Grundsatzprogramm, das Generalsekretär Ronald Pofalla gerade erarbeiten lässt, ist dieser Gedanke schon aufgenommen: „Wer die Sicherheit vernachlässigt, setzt die Akzeptanz des Staates aufs Spiel“, heißt es dort. Eine „wehrhafte Demokratie“ müsse auch die Möglichkeiten haben, sich die notwendigen Informationen zu beschaffen, um Terror und Kriminalität zu bekämpfen. „Datenschutz darf nicht zum Täterschutz werden.“

Dass der Einsatz für die Bürgerrechte der SPD nicht nur Vorteile bringt, das glauben inzwischen auch einige in der SPD-Führung. Sie mahnen deshalb dringend, es mit den Angriffen auf den Innenminister nicht zu übertreiben. „Mehr Datenschutz ist ein klassisches Grünen-Thema“, sagte ein SPD-Minister vergangene Woche bei einer internen Beratung: „Aber die sind auch immer eine Minderheitenpartei geblieben.“

JAN FLEISCHHAUER, ROLAND NELLES,
RENÉ PFISTER, HOLGER STARK

darf nicht zum Täterschutz werden“



Justizministerin Zypries, Innenminister Schäuble: Kampf um die Freiheitsrechte

SOZIALDEMOKRATEN

Kurts Gesellenstück

SPD-Chef Beck muss die Spitzenposten seiner Partei neu besetzen. Der linke Flügel stellt umfangreiche Forderungen.

Kurt Beck weiß, wie man eine Volkspartei führt: So wie er das tut. „Ich habe eine klare Vorstellung, welche Schritte notwendig sind“, sagt er, und es klingt ein wenig trotzig. Seinen Kritikern hält er entgegen: „Ich lasse mich nicht beirren.“

Ein Jahr nach Übernahme des SPD-Vorsitzes muss er der Partei endlich beweisen, dass er der Richtige für den Job ist. Rechtzeitig vor den wichtigen Landtagswahlen in Hessen, Bayern, Niedersachsen und Hamburg im kommenden Jahr würde er zu gern mit einer runderneuerten Führungsmannschaft Aufbruch, Entschlossenheit und vor allem Siegeswillen dokumentieren. Die Neuaufstellung soll nichts Geringeres als sein politisches Gesellenstück werden.

Die Chance dafür steht nicht schlecht. Immerhin hat der SPD-Chef erstmals seit seiner Amtsübernahme personalpolitischen Spielraum – zumindest theoretisch. Beim Parteitag Ende Oktober in Hamburg stehen die fünf stellvertretenden Vorsitzenden und der insgesamt 44-köpfige Vorstand zur Neuwahl an. Zudem haben intern bereits drei Spitzengenossen angekündigt, sich nach der Bundestagswahl 2009 zurückzuziehen: Gesundheitsministerin Ulla Schmidt, Arbeitsminister Franz Müntefering und Fraktionschef Peter Struck.

Wie immer, wenn in einer Partei neue Jobs zu vergeben sind, melden sich Parteifreunde mit guten Ratschlägen, Forderungen und halbversteckten Drohungen. Jede politische Strömung und jeder Landesverband achtet darauf, nicht zu kurz zu kommen.

Schon die erste Personalentscheidung sorgt für Ärger. Barbara Hendricks, derzeit Parlamentarische Staatssekretärin im Bundesfinanzministerium, soll nach Becks festem Willen künftig die Kasse der Sozialdemokraten verwalten. Als Schatzmeisterin gebietet sie nicht nur über den Personaletat

und den parteieigenen Medienkonzern, sondern auch über die Wahlkampfbudgets.

Parteilinke bekamen Wind von dem Plan und melden seither ihre eigenen Ansprüche an.

Denn: Inge Wettig-Danielmeier, die aus Altersgründen ausscheidende Schatzmeisterin, entspringt ihren Reihen. Hendricks hingegen zählt zum konservativen Parteiflügel. Unmissverständlich machten die Linken daher klar, dass sie für die Freigabe des Platzes eine angemessene Kompensation erwarten.



Genossen Nahles, Beck: Heikler Balanceakt



SPD-Politiker Müntefering, Struck, Schmidt: Rückzug nach der Wahl

Es geht um die Frage, wer an Becks Seite Stellvertreter werden darf. Die fünf Vizeposten sind seit je sorgsam nach Proporz besetzt. Frauen und Ostdeutsche sollen sich ebenso repräsentiert fühlen wie große Landesverbände und die verschiedenen politischen Strömungen.

Die Parteilinken sind bisher durch die Gesundheitsministerin Elke Ferner vertreten; das reicht nicht, wie sie nun finden. Als Ausgleich für den Verlust der Schatzmeisterei wollen sie einen zweiten Parteivizeposten besetzen. Die hessische Landesvorsitzende Andrea Ypsilanti, Gegenkandidatin von Roland Koch (CDU), macht sich Hoffnungen, allerdings ist für den Job ebenso die linke Wortführerin Andrea Nahles im Gespräch. Und auch Berlins Regierender Bürgermeister Klaus Wowereit hält sich für geeignet, in die Parteispitze

aufzurücken. Damit wären dann drei Linke in der Spitze, was Beck strikt ablehnt.

Andere müssten Platz machen. Finanzminister Peer Steinbrück gilt wegen seiner wichtigen Regierungsfunktion als unantastbar, obwohl er in der Partei über keinen Rückhalt verfügt. Wenig Mitleid hätten die Parteilinken aber, wenn es die baden-württembergische Landeschefin Ute Vogt („Ich gehe davon aus, dass ich bleibe“) treffen würde. Wowereit spekuliert darauf, den SPD-Finanzminister von Sachsen-Anhalt, Jens Bullerjahn, aus dem höchsten Führungskreis zu verdrängen. Die Ossi-Quote könne er als Berliner schließlich auch erfüllen, verbreiten seine Getreuen.

So geht es zu wie bei der Reise nach Jerusalem: Immer ist ein Stuhl zu wenig da. Oder sogar mehrere. Denn auch die Vertreter anderer Parteiströmungen fühlen sich ermuntert, beim Postengerangel mitzumachen.

Die Parteilinken aus dem Kreis der Seeheimer wiederum wünschen sich, dass statt Provinzfürsten lieber ein Schwergewicht aus der Bundesregierung in die Parteispitze einrückt. Sie denken dabei an Außenminister Frank-Walter Steinmeier, würden sich aber auch mit Umweltminister Sigmar Gabriel zufriedengeben.

Parteichef Beck („Immer langsam mit de Leut“) will sich nicht drängeln lassen. Zumal sich das Postengeschacher auch nach dem Parteitag fortsetzen dürfte. Denn die großen Leerstellen sind in Regierung und Fraktion zu beklagen.

Es gilt, mittelfristig Ersatz zu finden für die drei Spitzenkräfte Schmidt, Müntefering und Struck, die sich alle spätestens nach der Bundestagswahl zurückziehen wollen. Als mögliche Kandidaten für die Struck-Nachfolge sind Umweltminister Gabriel und der Parlamentarische Geschäftsführer Olaf Scholz im Gespräch.

Führende Vertreter der Parteilinken haben sich allerdings schon vorsorglich darauf festgelegt, einer Wahl Gabriels zum Fraktionschef keinesfalls zuzustimmen. Er gilt in ihren Reihen als Opportunist, spätestens seit er die Doppelmitgliedschaft bei den Netzwerkern und den Seeheimern hält.

Beck ahnt, welch heikler Balanceakt auf ihn zukommt. Sosehr er sich danach sehnt, der Partei seinen Stempel aufzudrücken, so gering ist sein Interesse, wichtige Teile der SPD zu verprellen. Schließlich steht für Beck auf dem Parteitag im Oktober noch eine weitere wichtige Personalentscheidung an: seine eigene Wiederwahl.

ROLAND NELLES, ALEXANDER NEUBACHER

CDU

Aus für den Andenpakt

Angela Merkels Einfluss in der eigenen Partei wächst weiter – auch wegen der Selbstverzweigung ihrer Gegenspieler. Die Affäre um Günther Oettinger sprengt einen Karriereclub.



Paktmitglieder Koch, Müller, Wulff*: Das Kampfbündnis ist zerbrochen

Günther Oettinger kommt in die Bibliothek seiner Staatskanzlei und entschuldigt sich dafür, dass er pünktlich in einer halben Stunde gehen müsse. Eine Sitzung der Landesbank stehe an, ein Ministerpräsident müsse eben seinen Verpflichtungen nachkommen. Er kümmere sich wieder, das ist die Botschaft, um seine Hauptaufgabe, das Regieren.

Alles soll so wirken, als sei die Krise um seine missglückte Trauerrede für den früheren baden-württembergischen Regierungschef Hans Filbinger ausgestanden. Oettinger hatte den Marinerichter, der noch in den letzten Kriegstagen Todesurteile gegen angebliche Deserteure aussprach, als Nazi-Gegner bezeichnet. Die Kanzlerin rüffelte ihn öffentlich, am Ende musste Oettinger sich entschuldigen, was er am besten direkt nach seiner Rede getan hätte.

Der 53-jährige Jurist wirkt nicht, als habe er die Krise schon verarbeitet. Normalerweise redet er im Stakkato, schnell, selbstbewusst. Diesmal formuliert er be-

dächtig. Er hat sich die Antworten zu-rechtgelegt. Er will dem alten Fehler keinen weiteren hinzufügen. Er hat in den letzten Tagen genug Stoff für Empörung geliefert.

Oettinger musste in der vergangenen Woche erleben, wie einsam ein Politiker sein kann. Außerhalb seines eigenen Landesverbands war ihm niemand beigegsprungen. Auch seine Kameraden aus dem einst mächtigsten Netzwerk der



Ministerpräsident Oettinger
Stoff für Empörung

CDU, dem Andenpakt, versagten ihre Hilfe.

Ob Roland Koch in Hessen, Christian Wulff in Niedersachsen oder Peter Müller im Saarland, sie alle ließen ihren Paktfreund Oettinger allein. In den Zeitungen ging es um Filbinger und die NS-Zeit. In der CDU ging es um eine unsichtbare Machtverschiebung.

Die Kanzlerin und CDU-Vorsitzende ist stark wie nie zuvor. Ihre innerparteilichen Rivalen haben sich selbst verzweigt. Das vor drei Jahrzehnten geschmiedete Kampfbündnis der jungen Unionisten Koch und Co. ist zerbrochen.

Es existiert noch dem Namen nach, und es wird auch weiter Ausflüge und Geheimtreffen veranstalten. Aber die Magie von früher ist verfliegen. Wo einst Vertrauen und Kameradschaft waren, sind Misstrauen und Feindseligkeit eingekehrt. Ein Zersetzungsprozess hat begonnen, der Merkels Macht auf lange Zeit befestigen dürfte.

Bei einem Flug über den Anden hatten einige Funktionäre der Jungen Union sich 1979 geschworen, als Freunde zusammenzubleiben, auch über die Politik hinaus. Die jungen Männer machten Karriere in der CDU, als Landesvorsitzende, Minister, Ministerpräsidenten. Der Andenpakt wurde zur mächtigen Organisation.

Man hatte sich gelobt, in schwierigen Zeiten zu helfen. Niemand wird den Rücktritt eines anderen Mitglieds fordern. „Zwischen uns herrscht eine Grundloyalität“, sagte einmal Friedrich Merz.

In der CDU galt der Andenpakt als Partei in der Partei. Einmal fragte Merkel ihren Stellvertreter Wulff, ob er und die anderen Paktmitglieder nicht Peter Müller in die Schranken weisen könnten. Der Saarländer hatte über eine Zwangskastration für Sexualstraftäter nachgedacht. „So etwas machen wir untereinander nicht“, sagte Wulff. „Wenn das bei euch so ist, dass ihr das nicht macht, dann kann ich meine Bücher schließen“, sagte Merkel.

Vor ein oder zwei Jahren hätten Oettingers Freunde Merkel spüren lassen, dass sie ihr Verhalten missbilligen, sie hätten ihr klargemacht, dass man Oettinger die Chance lassen müsse, die Angelegenheit selbst zu regeln. Jetzt schwiegen sie, sie sagten nichts gegen Merkel und auch nichts zur Unterstützung Oettingers.

Weder Wulff noch Müller riefen bei Oettinger an, um ihm Mut zu machen oder ihm einen Rat zu geben. Lediglich Koch meldete sich, aber es war eher ein Verlegenheitsanruf. Oettinger müsse selbst beurteilen, auf welche Weise er die Krise lösen könne, sagte Koch. Oettinger bedankte sich, aber wofür?

Die Treffen des Pacto Andino waren einst einzigartig, weil man vertraulich und offen miteinander sprechen konnte. Wenn sich die Verschworenen einig waren, konn-

* Auf dem Weg zur CDU-Präsidiumssitzung am 27. März 2006 in Berlin.

te in der Union keine Entscheidung gegen sie getroffen werden. Man hielt zusammen, nach außen und innen.

Merkel hatte zunächst nicht an den Einfluss des Andenpakts geglaubt. Aber als der Männerbund ihre Kanzlerkandidatur im Jahr 2002 verhinderte, merkte sie, dass das ein Fehler war. „Ich habe den Andenpakt unterschätzt“, sagte sie kurz nach der Kandidatenkür von Edmund Stoiber.

Sie beobachtet ihre Gegner im Bündnis seither genau. Sie las, dass der Kreis vor anderthalb Jahren auch formal ihren Erzrivalen, den früheren Fraktionschef Friedrich Merz, aufnahm. Sie erfuhr über Vertraute, dass der thüringische Ministerpräsident Dieter Althaus, einer ihrer Unterstützer, nicht mehr regelmäßig eingeladen wird.

Merkel hat ein feines Sensorium für Macht. Sie spürte nicht nur, dass die Mehrheit des Andenpakts ihr immer noch ablehnend gegenüberstand. Sie registrierte auch, dass das zunehmend unwichtiger wurde.

Als der Bundestag Merkel zur Kanzlerin wählte, war klar, dass der Einfluss der Verbündeten an Grenzen gestoßen war. Die Männer hatten es nicht geschafft, Merkel zu stürzen, um einen der ihren an die Spitze der Partei zu bringen. Die Führungsleute, Koch und Wulff, zerstritten sich über die Frage, wer Merkels Nachfolger werden könnte.

Der Andenpakt war zur Versammlung von Einzelkämpfern geworden. Die sind zurzeit wenig erfolgreich, im Gegenteil. Die wichtigsten Ministerpräsidenten arbeiten gewissenhaft an ihrer eigenen Schwächung.

Oettinger ist auf absehbare Zeit bundespolitisch nur beschränkt handlungsfähig. Ein neuer Friedrich Merz wollte er werden, ein lupenreiner Marktwirtschaftler, klar und scharfkantig. Jetzt steht er als Politiker da, der nicht einmal eine Rede über die NS-Zeit ohne Selbstverletzung halten kann.

Oettingers vermeintlichen Freunden geht es nicht viel besser. Peter Müller hielt sich vor einigen Jahren noch für einen möglichen Kanzlerkandidaten der Union. Im Kompetenzteam Merkels für die Bundestagswahl war er für die Themen Wirtschaft und Arbeit zuständig. In der CDU weiß man seither, dass die Bundespolitik eine Nummer zu groß für ihn ist. Er bleibt der „Landrat in Saarbrücken“, wie ein Kollege aus dem Andenpakt lästert.

Dem Niedersachsen Christian Wulff ging in den vergangenen Monaten einiges daneben. Mit der Trennung von seiner Frau und dem öffentlich zelebrierten neuen Liebesglück zersprang das Bild vom treuen Familienvater.

Gravierender ist, dass der selbstbewusste CDU-Politiker auch machtpolitisch keine beeindruckende Bilanz vorzulegen hat. Er verlor den Machtkampf gegen den Volkswagen-Aufsichtsratsvorsitzenden Ferdinand Piëch. Von seinem Sonderkurs beim Nichtraucherschutz musste ihn die eigene Fraktion wieder abbringen. Ihr Führungspersonal stellt sich die Union anders vor.

Am besten steht noch Roland Koch da. Er präsentiert sich als moderater Politiker der Mitte, der die Regierung unterstützt. So etwas schätzt die Partei. Doch Koch zahlt einen Preis: Er hat sich Merkel fast vollständig untergeordnet, niemand unterstützt die Kanzlerin so beflissen wie er. Das Alpha-Männchen droht zum Beta-Tier zu werden.



Kanzlerin Merkel
Den Männerbund unterschätzt

Merkel lässt die Mitglieder des Pakts ihre Macht spüren. Der Berliner CDU-Fraktionschef Friedbert Pflüger besuchte die Kanzlerin im vergangenen Oktober in ihrem Büro. Er erhoffte sich Unterstützung für den Parteitag im November, auf dem er für das CDU-Präsidium kandidieren wollte. Es war offen, ob er Schönbohm verdrängen könnte.

Pflüger fragte Merkel: „Kann ich auf deine Unterstützung zählen?“ Merkel lächelte. Sie genoss die Ironie des Augenblicks: Ein Mitglied des Männerbunds, der ihren Aufstieg verhindern wollte, bat sie nun um Hilfe. „Du brauchst mich doch gar nicht“, sagte sie spöttisch. „Du hast doch den Andenpakt.“ Dann fügte sie gönnerhaft hinzu: „Aber ich unterstütze dich gern.“

RALF NEUKIRCH



Forschungsbergwerk Asse, Atommüll-Fässer: „Uns bleibt dann nur die Flucht“

ATOMMÜLL

GAU in der Grube

Lange galt das Salzbergwerk Asse als Musterbeispiel für ein Endlager. Doch die Stollen haben ein Leck, Uran und Plutonium gefährden die Region. Der Fall befeuert den Streit um Gorleben.

Der Notbehelf liegt 511 Meter unter der Erdoberfläche: Tief im alten Salzbergwerk befindet sich dort ein rechteckiges Becken, groß wie ein Schwimmbad, in einer schummrigen Höhle. Aus einem Rohr strömt trübe Flüssigkeit in den Pool. Es ist 28 Grad warm, die Luft schmeckt salzig.

„Hier sammeln wir die Lauge, die ständig in die Grube sickert“, sagt Günther Kappei, Leiter des deutschen Atomforschungsbereichs Asse. Rund zwölf Kubikmeter der Salzbrühe fließen pro Tag in das Becken und werden von dort an die Oberfläche gepumpt. „Bislang haben wir die Situation noch im Griff. Aber wir müssen täglich damit rechnen, dass mehr Flüssigkeit eindringt“, sagt der Bergbauingenieur.

Sein Blick unter dem weißen Helm wirkt besorgt: „Dann wird das Bergwerk absaufen. Und uns bleibt nur die Flucht.“

Ein massiver Wassereinbruch freilich wäre nicht nur das Ende der Stollenanlage, es wäre ein GAU für die deutsche Atomindustrie und viele Politiker. Untertage lagern nämlich seit den siebziger Jahren rund 126 000 Blechfässer mit Atomabfall. Sie enthalten schwach- und mittelaktiven Müll aus deutschen Nuklearversuchsanlagen und Kernkraftwerken – aber auch mehr als 11 Kilogramm des Supergifts Plutonium und über 100 Tonnen strahlenden Urans. Sollte die Mischung unkontrolliert von Wasser umspült werden, ließe sich die Ka-

tastrophe kaum mehr verhindern: Die radioaktive Suppe dürfte bald auch ins Grundwasser sickern.

Während bislang noch die Pumpen das Schlimmste verhindern, werden bereits Horrorszenarien diskutiert: Bundesumweltminister Sigmar Gabriel, SPD, der an diesem Montag die Grube besuchen wird, hält es für möglich, dass der Müll mit Milliardenkosten aus dem Berg herausgeholt werden muss. Der Betreiber

der Anlage, das staatliche Forschungszentrum für Umwelt und Gesundheit (GSF), plant eine ebenfalls etliche hundert Millionen Euro teure, kontrollierte Flutung der Grube – bei der jedoch auch radioaktive Stoffe freigesetzt werden.

Zugleich aber wird das Bergwerk zum Störfall in der endlosen deutschen Suche nach einem Endlager. Auch entlarvt der Fall die steten Beschwichtigungen der Atomlobby: Denn lange Zeit galt Asse als Modellfall für extrem sichere Endlager, die Zehntausende Jahre dicht bleiben. Asse war das Beispiel einer vermeintlich idealen Atommüll-Kippe, die Einlagerung des strahlenden Abfalls im Salz galt und gilt vielen als die perfekte Lösung.

Die Erkenntnisse aus dem Betrieb der einstigen Salzgrube sollten beim Bau und

Betrieb eines Endlagers für hochradioaktive Stoffe im Salzstock Gorleben helfen. Nun aber sehen sich Kritiker dieses Plans bestätigt. Sie fordern, über ein künftiges nationales Endlager müsse völlig neu nachgedacht werden.

Inzwischen hat der Streit auch den Bundestag erfasst und belastet die Große Koalition. Asse, behauptet etwa der baden-württembergische CDU-Abgeordnete Axel Fischer, lasse sich trotz der Probleme sicher schließen: „Klappe zu, Affe tot.“ Für seinen Kollegen Jörg Tauss vom Koalitionspartner SPD ist das Bergwerk hingegen „ein zentraler Beleg für den sorglosen Umgang mit den Risiken der Atomenergie“.

Wohl wahr: 1965 kaufte der Bund die gerade stillgelegte Salzgrube Asse II. Zwei Jahre später wurden die ersten Atommüll-Fässer in den Berg geschafft – angeblich nur, um die Einlagerung zu testen.

Tatsächlich hatte von Beginn an niemand ernsthaft vor, den Abfall je wieder zu entfernen. Warum auch? „Wir haben hier das einzige funktionierende Endlager der gesamten westlichen Welt“, behauptete der damalige Asse-Leiter Egon Albrecht. „Salz ist Trumpf.“

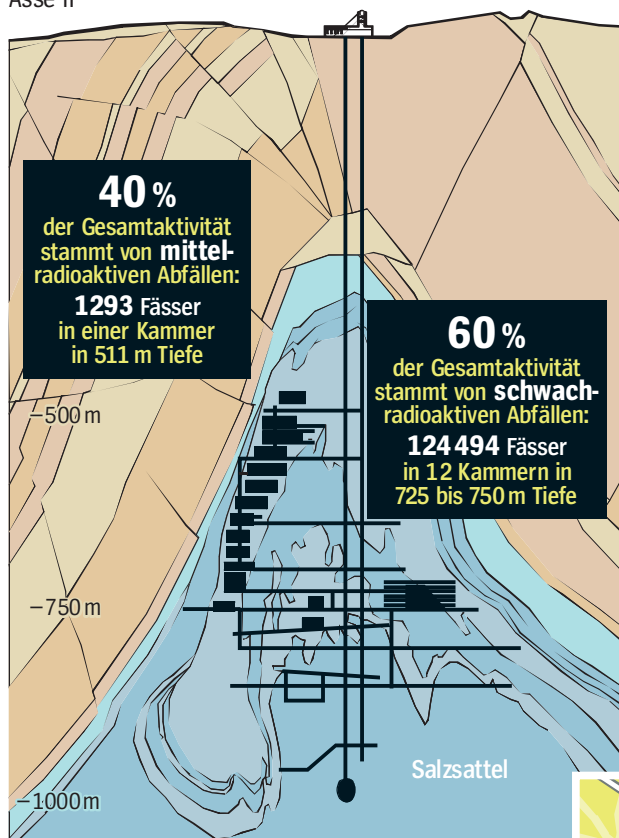
Der Forschungsdrang konzentrierte sich allerdings vor allem darauf, festzustellen, ob es günstiger ist, die Fässer aufrecht oder waagrecht zu stapeln. Mitte der siebziger Jahre hatten die Experten offenbar eine besonders pfiffige Idee: Die Giftbinde wurden einfach mit einem Radlader einen Abhang im Berg hinuntergekippt und anschließend mit Salz überdeckt – flapsig wird die Methode „Einpökeln“ genannt. Dabei wurden zwar Fässer beschädigt, doch das interessierte niemanden.



Minister Gabriel
„Irre Situation“

Atommüll im Salz

Schnitt durch das Kernforschungslager Asse II



Maßnahmen gegen den Lösungsaustritt

1 Verfüllung der Hohlräume mit Salz

Von 1995 bis 2004 wurden über zwei Millionen Tonnen in die alten Abbauhohlräume gefüllt, um die Grube zu stabilisieren.

2 Einspeisung von „Schutzfluid“

Dieses soll verhindern, dass die eindringende Salzlösung das Salzgestein auflöst und die Abfälle in das Deckgebirge gelangen.

3 Bau von Strömungsbarrieren

Diese dienen der Begrenzung und Lenkung der Lösungsbewegung.

4 Schachtverschlüsse

Sie sollen verhindern, dass radioaktive Lösung an der Oberfläche austritt.

DER SPIEGEL

Wie bei einer gewöhnlichen Hausmüll-Kippe ging es vor allem darum, den Abfall schnell loszuwerden: „Allein 1978 nahm die Asse 30 000 Gebinde an, praktisch sämtliche radioaktiven Abfälle, die damals in der Bundesrepublik entstanden“, so Bergwerkschef Kappei.

Von wissenschaftlichen Untersuchungen könne bei der Menge wohl kaum die Rede sein, fand der damalige niedersächsische Regierungschef Ernst Albrecht (CDU). Er setzte dem wilden Treiben 1979 ein Ende. Fortan konzentrierten sich die GSF-Mitarbeiter tatsächlich auf vorbereitende Tests für ein künftiges Endlager Gorleben, das seit 1977 im Gespräch war. In den achtziger Jahren gruben sich die Bergleute von der

untersten Sohle der alten Grube Asse II noch 200 Meter weiter in die Tiefe – das unberührte Salzgestein dort sollte ähnliche Bedingungen wie Gorleben bieten.

Was genau in den siebziger Jahren in den Berg gekippt wurde, ist bis heute nicht geklärt. Erst vor fünf Jahren machten sich die Betreiber an eine detaillierte Bestandsaufnahme und recherchierten unter anderem in Daten der Atomindustrie. Das Resultat: In 13 unterirdischen Kammern schlummert ein gefährlicher Atom-Cocktail. Neben Plutonium und Uran fanden sich etliche chemische Exoten, aber auch 87 Tonnen strahlenden Thoriums.

So sorglos die Beseitigung der Abfälle, so leichtsinnig war der Umgang mit den Gefahren eines Wassereintruchs. Zwar wurde schon beim Kauf der Anlage darüber diskutiert, dass beide be-



nachbarten Bergwerke, Asse I und Asse III, abgepflegt waren. Trotzdem versprach der damalige Parlamentarische Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium, Klaus von Dohnanyi, 1972 ungerührt: „Das Eindringen von Wasser kann mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen werden.“ Auch die GSF selbst versicherte, der Schacht sei durch den Ausbau „vollkommen abgedichtet“.

Tatsächlich aber entdeckten Mitarbeiter bereits rund 15 Jahre später, im August 1988, einen ersten Wassereintruch. Denn bei der Salzgewinnung zwischen 1906 und 1964 waren 131 gewaltige Kammern in den Salzstock gebrochen worden. Über den Hohlräumen lastet eine schwere Gebirgsdecke, und unter Druck verhält sich Salz wie eine zähe plastische Masse – es verformt sich. Fünf Meter ist das Deckgestein

der Asse bereits nach unten gesackt – und hat dem Grundwasser Wege in die Stollen geöffnet.

Obwohl die GSF in den vergangenen Jahren weite Teile der Grube mit über zwei Millionen Tonnen Abraum Salz gefüllt hat, um den Druck abzufangen, stelle der Wassereintruch „ein nicht kalkulierbares Risiko“ dar, räumt Gerd Hensel ein. Er ist bei der GSF für Langzeitsicherheit zuständig.

Da erscheint es auf den ersten Blick widersinnig, dass die dem Bundesforschungsministerium unterstellte Gesellschaft Ende Januar beim niedersächsischen Landesamt für Bergbau beantragte, die Grube schlichtweg ganz zu fluten. „Dies ist bei Salzbergwerken üblich“, so Hensel. „Wir bekommen aber weltweit das erste Atomendlager, das so geschlossen wird.“

Tatsächlich soll aus der Not eine Tugend werden. „Wir können ohnehin mit keiner technischen Maßnahme den Atommüll trocken halten“, so der Experte: „Deshalb wird das Bergwerk erst mit Salz verfüllt, Hohlräume werden anschließend mit einer Magnesiumchloridlösung geflutet.“ Der Haken dabei: „Langfristig werden sich die Fässer zersetzen.“

Derzeit werden untertage die ersten von 60 jeweils rund 30 Meter dicken Betonbarrieren in den Stollen gebaut. Sie sollen später verzögern, dass der strahlende Brei aus den Kammern gedrückt wird.

Klar ist aber, dass radioaktives Material in die Umwelt gelangen wird. Das Deckgebirge erzeugt langfristig auf dem Salzstock einen Druck wie in einem Dampfkessel. Computersimulationen hätten ergeben, sagt Hensel, dass dennoch alle Grenzwerte der Strahlenschutzverordnung eingehalten würden.

Experten wie dem ehemaligen Leiter des Instituts für Physikalische Chemie an der TU Braunschweig, Rolf Bertram, fällt es schwer, angesichts solcher Beteuerungen die Fassung zu bewahren: „Es sind hilflose Versuche, etwas zu modellieren, was bei der Unüberschaubarkeit der Einflussgrößen und Reaktionszeiten nicht modellierbar ist“, sagt der Professor. So würden zu den radioaktiven Mixturen auch hochgiftige Dioxine entstehen. Zudem produzierten Korrosion und Radiolyse Gase, die den Druck in dem Atombrei noch verstärken würden.

Kein Wunder, dass das strahlende Gebräu im Berg die Menschen in der Region ängstigt. Eine Bürgerinitiative will vor Gericht gegen das Schließungskonzept klagen. Nun vertritt der Hamburger Rechtsanwalt Nikolaus Piontek, der schon zahlreiche Atomrechtsverfahren geführt hat, Irmela Wrede, eine Tischlermeisterin aus Mönchevahlberg. Sie soll als Galionsfigur des Protests gegen Asse vorgehen – und an diesem Montag, pünktlich zum Besuch des Umweltministers, Klage einreichen.

Die rechtliche Lage freilich ist nicht weniger chaotisch als die Situation untertage:



Atomanlage Gorleben: Experten warnten früh vor Wassereinbrüchen

Als die Anlage in Betrieb ging, galt für sie das Atomgesetz noch nicht. Nun ist auch bei der Rettung der Grube nur das laxere Bergrecht zu beachten. Ein aufwendiges Planfeststellungsverfahren zum Beispiel ist dort nicht vorgesehen.

Paradox ist auch, dass Umweltminister Gabriel, eigentlich zuständig für die Atomaufsicht, formal nicht beteiligt ist. Asse fällt als Forschungsanlage in die Kompetenz der Forschungsministerin Annette Schavan (CDU). „Das ist eine irre rechtliche Situation“, findet der Sozialdemokrat zwar. Doch weil er einem Rechtsstreit innerhalb des Kabinetts aus dem Weg gehen will, hofft er, dass die Klage der Bürgerinitiative Klarheit schaffen wird. Der SPD-Mann steht unter Druck, auch weil Asse in seinem Wahlkreis liegt.

Trotzdem droht Streit in der Regierung: Strahlenexperten aus Gabriels Ministerium sehen das Flutungskonzept skeptisch – ein Vertreter des Forschungsministeriums hingegen betonte kürzlich: Das Asse-Projekt habe „Modellcharakter“ für andere Endlager.

Tatsächlich ist die Pleite um die Asse ein weiterer peinlicher Punkt in den jahrzehntelangen Diskussionen um ein sicheres Endlager. Die Auswirkungen des Dauerstreits lassen sich auch Kilometer weiter nördlich im Wendland beobachten: Hinter den Kiefern auf dem sandi-

gen Boden der Geest liegt unvermittelt ein Industriebau. Mit gesicherten Hightechzäunen wird der Blick auf die quadratischen Förderschächte in den Salzstock Gorleben verdeckt.

Scharen von Wissenschaftlern nahmen den Salzstock schon unter die Lupe. Experten der Universität Hamburg etwa warnten früh vor Wassereinbrüchen auch in Gorleben.

Ohne Erfolg. Die Stromkonzerne trieben den Ausbau Gorlebens voran. Sie berufen sich auf eine Vereinbarung mit der Bundesregierung, nach der die bisherige Erkundung des Salzstocks Gorleben keine Erkenntnisse ergeben habe, die der Eignung als Endlager entgegenstünden.

Der härteste Gegner wurde freilich die Bundesregierung selbst. Sie setzte im Jahr 2000 ein sogenanntes Moratorium für die Erkundung des Salzstocks durch. Heute lagern die 80 Castor-Transportbehälter mit Nuklearabfällen aus deutschen Atomkraft-

werken so immer noch in einer großen Halle. Sollte das Endlager im Salzstock je in Betrieb gehen, fahren die Sattelschlepper einfach über die Straße zum weniger als fünfhundert Meter entfernten Stolleneingang.

In der schwarz-roten Koalitionsvereinbarung beschlossen Angela Merkel und Franz Müntefering 2005, dass in den nächsten vier Jahren ein End-

lager-Standort verbindlich festgelegt werden soll. Und das Bundeswirtschaftsministerium von Michael Glos (CSU) forderte vergangene Woche erneut, Gorleben nun endlich zu öffnen. Eine Studie der Bundesanstalt für Geowissenschaften stütze die besondere Eignung von Salzstöcken, betonte ein Mitarbeiter. Doch auch Tongesteine zum Beispiel, so steht es in dem Papier, erfüllten die Voraussetzung für ein Atommüll-Endlager.

Ohnehin versucht Umweltminister Gabriel, an dem Kurs seines Vorgängers festzuhalten, der andere Orte als den Salzstock Gorleben prüfen lassen wollte. Er fordert erneut die Bewertung von alternativen Atommüll-Lagern wie in anderen europäischen Nuklearnationen. Die Franzosen zum Beispiel haben sich auf ein Tonschieferorkommen in Lothringen konzentriert. In Finnland soll in Granit eingelagert werden.

Aber bislang existiert für kein Brennelement aus den derzeit 436 betriebenen kommerziellen Meilern ein Endlager. Und durch die drohende Katastrophe in Asse dürfte Salz nun weiter in Misskredit geraten. Vor allem ein gern gepriesener Vorteil des Materials könnte zum Nachteil werden: Salz umschließt den Atommüll auf Dauer völlig. Es ist dadurch nahezu unmöglich, das Strahlengift je wieder zu bergen.

Die umweltpolitische Sprecherin der Grünen-Bundestagsfraktion, Sylvia Kotting-Uhl, meint aber angesichts des gefährlichen Lecks in Asse, dass die Frage neu diskutiert werden müsse: „Das ist das eigentliche Asse-Forschungsergebnis“, betont sie: Wahrscheinlich sei es sicherer, wenn man in kommenden Jahren und Jahrhunderten noch nach dem Müll schauen könne.

In einem Salzstock wie Asse ist das schwierig. Durch den Gebirgsdruck hätten sich die Lagerkammern längst verformt, womöglich seien teilweise bereits die Decken eingestürzt, sagt GSF-Mann Gerd Hensel: „Bevor dort gearbeitet werden kann, müssen erst die Firste nachgeschnitten werden.“ Dazu aber müssten schwere Fräsen über den Müll fahren – sie würden viele der Blechfässer zerquetschen. Und zur gefährlichen Atom-Archäologie dürfte die Bergung der „eingepökelten“ Fässer werden: Die bilden heute mit dem Salz ein festes Konglomerat. Experten kalkulieren, dass es 25 Jahre dauern würde, den Müll zu bergen. Und dieses Rettungsmanöver würde 2,4 Milliarden Euro kosten.

Immerhin könnten die geborgenen Fässer in den Schacht Konrad gebracht werden. Die ehemalige Erzgrube liegt nur 20 Kilometer von Asse entfernt. Ein entsprechender Beschluss brächte Sigmar Gabriel allerdings kaum Entlastung. Der Schacht Konrad liegt ebenfalls im Wahlkreis des Ministers.

MICHAEL FRÖHLINGS DORF,
SEBASTIAN KNAUER



Ministerin Schavan
Pleite oder Modell?

AUSSENPOLITIK

Vorsitz im Zirkus

Weitab von den weltpolitischen Brennpunkten verzetteln sich Außenminister Steinmeier und seine europäischen Kollegen in der Karibik.

Kurz vor Mittag verlor Frank-Walter Steinmeier seinen wichtigsten Verbündeten. Jean Asselborn, Außenminister des Großherzogtums Luxemburg, meldete sich am Donnerstag vergangener Woche bei seinem Kollegen ab. Er müsse jetzt mal zwei Stunden weg, um mit der Heimat zu telefonieren.

Steinmeier sah seinen Duzfreund misstrauisch an. Im fensterlosen Konferenzzentrum des Außenministeriums der Dominikanischen Republik kämpften Minister und Diplomaten aus vier Dutzend Staaten schon seit Stunden gegen die Langeweile, draußen brannte die karibische Sonne, die Altstadt von Santo Domingo war nicht weit. Wollte sich der Kollege etwa verdrücken?

„Heute nachmittag haben wir noch ein Treffen mit den Mexikanern, da kannst du noch dazukommen“, sagte Steinmeier, und es klang wie eine Drohung. Asselborn nickte freundlich – und verschwand. Der Luxemburger hatte das einzig Vernünftige getan. Der ganz normale Irrsinn des internationalen Diplomatie-Geschäfts nahm auch ohne ihn seinen Lauf.

Zwei Tage lang demonstrierten die europäischen Spitzendiplomaten unter der Führung ihres derzeitigen Ratspräsidenten Steinmeier in der vergangenen Woche eine erstaunliche Bereitschaft zur diplomatischen Selbstbeschäftigung. Weitab von weltpolitischen Brennpunkten wie Iran, Nahost, Russland oder China verzettelten sich die Europäer bei einem Sitzungs-marathon in der fernen Karibik.

Ein halbes Dutzend Minister und zahlreiche Vertreter von 27 europäischen Staaten waren in die Tropen gereist, um sich mit ihren Kollegen aus 20 lateinamerikanischen Ländern zu treffen. Eine Sitzung jagte die nächste, und am Ende fragten sich selbst ausgewiesene Experten, wer

da eigentlich weshalb wann mit wem geredet hatte.

Was war noch gleich das Anliegen der San-José-Gruppe? Wann hatten die Staaten der Mercosur-Gruppe getagt, wann die der Anden-Gruppe? Ach ja, und was war eigentlich das große Thema bei den beiden nicht enden wollenden Sitzungen mit der Rio-Gruppe? Und wer gehörte all diesen Gruppen überhaupt an?

„Wenn die Grundlagen stimmen, können wir optimistisch sein“, fasste der paraguayische Außenminister bedeutungsschwer ein Sitzungsergebnis der zweitägigen Beratungen zusammen, und sein Kollege aus Belize freute sich über den „offenen Austausch“.

Schön, dass wir miteinander geredet haben – das ist häufig die einzige Bot-

Was sich in der Theorie überzeugend anhört, führt in der Praxis zu einem gewaltigen Konferenz-Tourismus, der allen Beteiligten so viel Zeit abverlangt, dass sie sich um die drängendsten weltpolitischen Fragen häufig nur am Rande kümmern können.

Im Moment führt der deutsche Außenminister den Vorsitz in diesem Diplomat-Zirkus, für den die Lehre Karl Valentins gilt, wonach es nichts nützt, wenn alles schon gesagt ist, aber noch nicht von allen. Steinmeier wird stets eskortiert von der EU-Außenkommissarin Benita Ferrero-Waldner und dem EU-Außenbeauftragten Javier Solana. Beide verpassen nahezu jede Gelegenheit zu schweigen.

So antwortete die Österreicherin in Santo Domingo gern auch dann, als Steinmeier gefragt war. Und Solana bekannte in aller Offenheit, dass er im Prinzip nichts Neues mitzuteilen hatte: „Alles was wichtig war, ist schon gesagt worden, aber ich möchte noch ein paar Dinge sagen.“

Zu den wichtigsten Herausforderungen dieser Tagungsdiplomatie gehört es bei diesen Treffen, dem Schlaf zu entgehen. Niemand will das Schicksal eines früheren südeuropäischen Außenministers teilen, der bei internationalen Konferenzen häufig einnickte – und damit zur Erleichterung der Anwesenden den eigenen Redebeitrag verpasste. Erfahrene Sitzungsprofis verlassen deshalb alle halbe Stunde den Saal, um sich bei einem kurzen Vier-Augen-Gespräch Abwechslung zu verschaffen.

Steinmeiers Vorgänger Joschka Fischer bat in besonders schwierigen Fällen gern seine Mitarbeiter per SMS um Hilfe: „Bring mir was zu lesen, ich schlaf sonst ein.“ Alte Konferenz-Hasen wie Solana dagegen beherrschen mittlerweile die Technik, aus dem Halbschlaf heraus zu längeren Statements selbst in Fremdsprachen auszuholen.

Dankbar ließen die Lateinamerikaner in der vergangenen Woche das europäische Konferenz-Gehuber über sich ergehen. Die mächtigen USA nehmen sich schließlich nicht so viel Zeit für sie. Nur auf konkrete Zusagen etwa beim Handel wollten sich die Gastgeber nicht einlassen. Die Redezeit sei dafür einfach zu kurz gewesen, erklärte der Außenminister Paraguays. Man müsse sich eben dringend mal wieder in Ruhe treffen.

RALF BESTE



Minister Steinmeier: Normaler Irrsinn des Diplomatie-Geschäfts

schaft, die bleibt, wenn sich die Außenpolitiker der EU wieder einmal ihrer liebsten Beschäftigung hingegeben haben, dem „Multilateralismus“. Hinter dem opulenten Begriff verbirgt sich eine diplomatische Glaubensrichtung, die in Europa besonders viele Anhänger hat. Im Kern besagt sie, dass bei der Lösung internationaler Probleme immer möglichst viele Partner einbezogen werden sollen.

DEBATTE

„Wie doof ist die denn?“

Alice Schwarzer, 64, über die Diskussion um die Latex-Fotos der CSU-Politikerin Gabriele Pauli

Es war am Sonntag danach. Gabriele Pauli saß bei Sabine Christiansen und sagte: Ich verstehe das gar nicht – was ist denn dabei, wenn ich schwarze Handschuhe anziehe? Und dabei sah sie ganz so aus, als meinte sie es wirklich ernst.

Da schwenkte die Kamera auf die Zuschauer – und die ganze Männerriege, Junge wie Alte, Dicke wie Dünne, Moderne wie Konservative, feixte. Feixte breit. Denn alle verstanden sehr wohl, was die 49-jährige Politikerin, zweimal geschieden, alleinerziehende Mutter und promovierte Politikwissenschaftlerin offensichtlich nicht verstanden hatte:

was dabei ist, wenn eine Frau schwarze, glänzende, lange Latexhandschuhe überstreift, dazu eine rote, schulterlange Perücke trägt und den Mund in ihrem stark geschminkten, nun puppenhaft wirkenden Gesicht leicht geöffnet hat.

Eine Frau, die so aussieht, ist für Männer das Gegenteil einer weiblichen Persönlichkeit, der sie eine Polit-Karriere zutrauen (und wenn sie nicht so aussieht, ist sie eine „alte Schachtel“). Eine Frau, die so aussieht, ist ein Objekt, das sie kaufen können: als alle Wünsche erfüllende Domina im Bordell oder als stoische Gummipuppe bei Beate Uhse. Und damit auch noch der Harmloseste begreift, präsentierte die Zeitschrift Fotos und Text unter dem Titel: „Sankt Pauli“.

Schon bevor das Heft am Kiosk war, war klar: „Park Avenue“ hat einen Coup gelandet. Für ein paar Tage war das dümpelnde People-Magazin aus dem Hause Gruner + Jahr („Stern“) in aller Munde. Den Lohn kassierte „Park Avenue“, die Rechnung bezahlte Gabriele Pauli.

Schon forderte CSU-Generalsekretär Markus Söder die Fürther Landrätin zum Amtsverzicht auf, und schon verlangte der CSU-Europaabgeordnete Markus Ferber ihren „Parteiausschluss“, da diese sich parteischädigend verhalten habe. Ein Parteiausschluss der „Zerstöberin“ wäre zwar rechtlich haltlos, aber ein ideales Stühneopfer für den abgeschossenen Patriarchen, der dem Vernehmen nach immer noch nicht so ganz zurücktreten will und nun erwägen soll, wenigstens den Parteivorsitz zu behalten.

Dabei ist sein Fell längst verteilt. Pauli allerdings, diejenige, die die Jagd eröffnet hatte, soll nicht ein Fetzen davon mitbekommen. Auch deshalb soll sie weg. Und: Weil es manche Herren vielleicht nervös macht, dieser Art von Inszenierung plötzlich nicht nur in ihrer Phantasie oder im Rotlichtmilieu zu begegnen, sondern in den eigenen Reihen. Die gute alte Teilung in hie brave Ehefrau und da scharfe Geliebte gestaltet sich eben immer schwieriger, wie wir auch an einem anderen Fall in der CSU sehen.

Doch noch viel spannender ist die Frage, wie ein solcher Fehler einer erwachsenen Frau überhaupt passieren konnte. Einer erfahrenen Politikerin, die in den vergangenen 17 Jahren mit steigender Zustim-



Pauli-Foto in „Park Avenue“: „Fehler einer erwachsenen Frau“

mung (zuletzt über 65 Prozent!) in dem ehemaligen SPD-Landkreis Fürth zur Landrätin gewählt worden war – und die die einzige Frau neben 47 CSU-Landräten in Bayern ist! Einer Frau also, die in den vergangenen 20 Jahren wirklich ihren Mann gestanden hat.

Es war am Tag danach. Am Tag nach dem traditionellen Aschermittwochsparteitag der CSU in Passau. An diesem Tag war Pauli, deren Vorpreschen den Alten zu Fall gebracht hatte, ausgerechnet von denen, die auf diesen Fall gewartet hatten, geschnitten und ausgebuht worden. Nein, viel schlimmer noch:

Als das CSU-Vorstandsmitglied Pauli da vorn mit den anderen einsam auf der Bühne saß, ertönte quer durch den Saal der Ruf: „Pauli raus!“ Und „der Söder hat noch dazu geklatscht“ (Pauli).

Wenige Stunden später tritt die so tief Gekränkte zu dem vor Wochen festgemachten Fototermin in einem Münchner Luxushotel an. Da sind Chefreporterin Steffi Kammerer und der lässige Pferdeschwanz-Fotograf Jens Boldt, da sind die Maskenbildnerin und die Stylistin. Und da sind schöne Kleider: ein golden glitzernder Mini, eine knisternde Taftbluse, ein weißes Mädchenkleid aus Spitze und ein schwarzes Abendkleid mit kniehohem Schlitz. Jedes für sich genommen eigentlich unverfänglich – wären da nicht die rote Perücke und die schwarzen Latexhandschuhe gewesen. Beides Fetische aus der Prostitution und Pornografie.

Man kann sich das so richtig vorstellen, wie es gelaufen ist: Wie die gestresste und gedemütigte Bald-Fünfigerin sich hat einlullen und verführen lassen. Wie sie da sitzt vor dem Spiegel und immer „schöner“ wird, ganz wie die Beautys in den Hochglanzmagazinen. Wie die Kleider rascheln und die Stylistin und der Fotograf ihr zujubeln: Super, Frau Pauli! Total sexy, Frau Pauli! Eine Frau wie Sie kann sich so was doch erlauben, Frau Pauli! Zeigen Sie es diesen Parteimännchen mal so richtig, Frau Pauli!

Es wird stimmen, was Chefredakteur Andreas Petzold sagt: Nach sechs Stunden Schminken, Verkleiden, Posieren, nach diesem Rausch wie beim Prinzessinnenspielen zum Mädchengeburtstag, nach diesem Tag wurden Frau Pauli die Fotos gezeigt. Super! Sexy! Die werden Augen machen! Oder, um es – noch naiver – mit Paulis eigenen Worten zu sagen: „Die Fotos sind künstlerisch, ästhetisch und romantisch.“ Auch Zitate mögen abgestimmt worden sein, doch, versteht sich: Den bigotten Gesamttext und die zwei beziehungsweise eindeutige Aufmachung der Geschichte hat Frau Pauli erst gesehen, als das Heft schon gedruckt war.

Spätestens dann war klar: Selbst da, wo das einzelne Foto an sich harmlos gewesen wäre, selbst da ist es durch den Sankt-Pauli-Kontext anzüglich



Frauenrechtlerin Schwarzer „Rechnung bezahlte Pauli“

geworden. Nein, hier irrt die erfahrene Politikerin: Die Fotos sind nicht künstlerisch, sondern pornografisch.

„Wie doof ist die denn?“, sagen meine klugen Freundinnen und schütteln den Kopf. „Also wenn sie so doof ist“, fügen sie noch hinzu, die klugen Freundinnen, „dann ist sie auch zu blöd, politisch Karriere zu machen.“

Ich schweige. Ich denke nach. Mir tut Gabriele Pauli leid. Sie hatte sich das ganz anders vorgestellt, das ist klar – und zwar an einem Punkt, an dem fast alle Frauen verletzlich sind: Pauli hat mit ihrem Körper und ihrer weiblichen Attraktivität gespielt. Sie hatte das schon früher getan. Aber bisher waren es zwar auch rote Haare, doch immerhin ihre eigenen, und sie saß am liebsten in Lederhosen auf einem schweren Motorrad (wie noch heute auf ihrer Homepage). Sie demonstrierte also Weiblichkeit und Männlichkeit zugleich. In „Park Avenue“ aber ist sie „ganz Frau“ – und so eine hat in Männerkreisen eben nichts zu suchen, zumindest nicht am helllichten Tag.

Mir scheint der Fall Pauli nicht nur deshalb so interessant, weil er eine neue Variante ist unter den vermehrten Versuchen von Frauen bei ihrer Gratwanderung auf den Gipfeln der Männer-



Ehepaar Stoiber, Politikerin Pauli*: „Den Alten zu Fall gebracht“

schlägigen Rotlichtshops zu kaufen gab. Das ist sexy, flüstert man den Frauen. Und: Wir sind so frei!, jubeln sie, die Frauen.

Doch wie frei sind sie wirklich? Was ist, wenn wir nicht mehr unterscheiden können, ob ein junges Mädchen am Straßenrand auf ihren Freund wartet oder auf einen Freier? Und was, wenn eine gestandene Politikerin den Unterschied zwischen sexy und lächerlich nicht mehr erkennt – vielleicht, weil es den gar nicht mehr gibt? Und was ist das überhaupt für eine Welt, in der nun alle Frauen „sexy“ sein müssen, selbst wenn sie hard working girls sind? Was ist überhaupt „sexy“?!

Nun ja. Mit der Emanzipation ist es eben wie mit dem Hasen und dem Igel: Die Männer sind immer schon da – während die Frauen noch rennen. Und rennen. Und rennen. ♦

* Auf dem Neujahrsempfang der CSU im Januar in München.

SUBVENTIONEN

„Zeit, dass sich was dreht“

Nirgendwo zeigen sich Aufschwung Ost und Abbau West so brutal wie an der einstigen innerdeutschen Grenze.

Politiker fordern ein Ende der pauschalen Ostförderung.

Der traurige Blick des Bürgermeisters wandert über die „Neue Welt“. Die Dachschildeln des einst ersten Tanzsaals am Platze sind vom Winde verweht, die Fenster mit einer schwarzen Plane verhängt. Im Nieselregen zieht CSU-Mann Josef Daum die Schultern hoch und schlurft die Straße weiter hinab. Vorbei am geschlossenen Lebensmittelgeschäft und am zugesperrten „Weißen Lamm“. „Von 23 Kneipen sind nur noch 12 übrig“, sagt Daum. „Dabei waren wir doch mal so feierfreudig.“

Partystimmung will nicht mehr aufkommen im bayerischen Nordhalben. Die Fassaden des Orts verschwimmen im gleichen eintönigen Grau wie weiland die ganze DDR – hier investieren nicht einmal mehr die Hausbesitzer freiwillig. In der 2000-Seelen-Gemeinde am einsti-

(CSU), dessen heimische Mühle wie Nordhalben im Fränkischen liegt, will über den Aufbau Ost „neu nachdenken“. In Zukunft, so der Minister, dürfe es bei der Förderung nicht länger nach der Himmelsrichtung gehen, sondern nach Bedarf. Diese naheliegende Idee hatte schon die nordrhein-westfälische SPD-Vorsitzende Hannelore Kraft, was ihr den starken Protest ihrer subventionsverwöhnten Ostkollegen einbrachte. Doch der designierte Stoiber-Nachfolger Günther Beckstein sprang ihr bei: „In den alten Bundesländern ist ein Nachholbedarf entstanden, der muss nun ausgeglichen werden.“

Ist es 17 Jahre nach dem Mauerfall Zeit für einen Aufbau West? 250 Milliarden Euro direkte Aufbauhilfe sind bislang in den Osten geflossen, weitere 156 Milliarden wurden im Solidarpakt II bis zum Jahr

Ob dies Nordhalben noch retten kann, ist freilich fraglich. Seit 1994 die Zonenrandförderung wegfiel und stattdessen der Osten subventioniert wird, geht es rasant bergab in der Grenzgemeinde. Die Arbeitslosigkeit stieg auf bayerische Rekordwerte, gut 500 Einwohner hat Nordhalben verloren, die Verschuldung liegt bei mehr als 6 Millionen Euro.

Metzger Heinz Lautenschläger hat eigentlich einen sicheren Job. Wurst geht immer, sollte man meinen. Doch das Geschäft direkt neben dem bereits verrammelten „Weißen Lamm“ läuft nicht gut. Lautenschlägers Sohn habe inzwischen Bedenken, den Laden zu übernehmen. „Zu Allerheiligen wurden 46 Verstorbene vorgelesen“, brummt Lautenschläger senior, „30 davon waren gute Kunden von mir.“ Die jungen Leute gingen weg, nichts

Panoramafoto des Gebiets zwischen Duderstadt und Teistungen

Blickrichtung Osten; rechts das hell erleuchtete Gewerbegebiet von Teistungen, links Duderstadt mit reduzierter Stadtbeleuchtung, dazwischen das Gebiet der ehemaligen innerdeutschen Grenze (am 18. April)

Duderstadt

WESTDEUTSCHLAND



ehemaliger
Grenzverlauf →

gen Zonenrand stehen 60 Häuser leer, die Straßen sind holprig wie früher zwischen Leipzig und Bitterfeld, die Kanalisation stammt noch aus dem Jahr 1907. Wer kann, der macht gleich rüber – in den Osten.

Knapp zwei Kilometer sind es nur bis in das Subventionsparadies, wo Unternehmen die Staatsmillionen geradezu aufgedrängt werden. 400 Arbeitsplätze sind schon abgewandert. Daum würde am liebsten seinen ganzen Ort über die Staatsgrenze hieven und zum Ossi werden: „Nordhalben sollte sich besser Thüringen anschließen.“

Der absolut ernstgemeinte Vorschlag des Bürgermeisters beschäftigt nicht nur die bayerische Staatskanzlei, er ist inzwischen selbst im fernen Berlin ein Thema – und beflügelt eine neue Debatte über Sinn und Unsinn der Ostsubventionen. Bundeswirtschaftsminister Michael Glos

2019 versprochen. Ein Umstand, den etwa der neue Hamburger SPD-Spitzenmann Michael Naumann nicht länger hinnehmen will: „Nichts ist in Beton gegossen. Schon gar nicht bis 2019.“ Die Transfers in den Osten, so der Genosse, könnten langfristig kein Tabu mehr bleiben.

Tatsächlich zeigt der Geldsegen nachhaltig Wirkung. Eine neue Prognos-Studie kommt zu dem Schluss, dass sich die ost-deutschen Spitzenstandorte „inzwischen in der gleichen Liga wie westdeutsche Top-Regionen“ bewegen.

Bezahlen müssen dafür teils ärmere Westregionen, die inzwischen aussehen wie die DDR ohne Trabi und die das enorme Fördergefälle zu den Ostkonkurrenten beklagen. Die Jungen Liberalen in Nordrhein-Westfalen verlangen bereits ein Ende des Soli-Zuschlags, und „Bild am Sonntag“ fordert: „Jetzt ist mal der Westen dran!“

komme mehr nach: „Es gibt keine Hoffnung mehr.“

Die Großbäckerei zog mit ihren 70 Arbeitsplätzen schon in den Osten, andere folgten. Der Anreiz ist enorm: In Thüringen bekommen Unternehmen bis zu 50 Prozent ihrer Investitionen vom Staat geschenkt, in Bayern bisher maximal 28 Prozent. Die Löhne liegen zudem unter Westniveau. „Wenn hier jemand einen Haufen Steine abwerfen würde, dann fände sich im Ort sicherlich jemand, der die Mauer wieder aufbauen würde“, glaubt Bürgermeister Daum.

Das weithin sichtbare Symbol für den Niedergang Nordhalbens ist ein grünes Loch, in dem niedrige Tannen wachsen. Es liegt auf dem Gelände des Automobilzulieferers Polytec und wurde schon 1992 ausgehoben. Die Firma sollte erweitert werden, 300 neue Arbeitsplätze waren geplant. Gebaut wurde tatsächlich – aber nicht in Nordhalben. Die Halle steht nun



SPEA, ECKHARD / ZEITUNG

Saalburg-Ebersdorfer Hauptamtschef Groth: „Wer verzichtet schon gern auf Zulagen?“

15 Kilometer weiter in der neuen Boom-Region: im thüringischen Saalburg-Ebersdorf.

Karl-Heinz Groth sitzt entspannt an seinem Schreibtisch im hübsch sanierten Ebersdorfer Rathaus und muss erst mal zusammenzählen, wie sich der wirtschaftliche Aufschwung denn so verteilt im Ort. Der Hauptamtschef von Saalburg-Ebersdorf errechnet fix drei Gewerbegebiete mit insgesamt 81 Hektar Fläche. Mehr als 20 Firmen, darunter die Nordhalbener Polytec und einen der größten Holzverarbeiter Europas, lockte die kleine Ostkommune

mit ihren knapp 4000 Einwohnern auf die Äcker am Ortsrand. 1500 neue Arbeitsplätze entstanden aus dem Nichts – wenn die Landschaft irgendwo blüht, dann hier. Seit 2000, so Groth, spült die Gewerbesteuer hohe Gewinne in die Gemeindekasse. Es sind die höchsten Einnahmen im gesamten Landkreis.

Die Pro-Kopf-Verschuldung schrumpfte innerhalb von drei Jahren um satte 600 Euro, sie ist jetzt nur noch halb so hoch wie in Nordhalben. Bagger legen gerade das Fundament für eine neue Umgehungsstraße, die Ortsansicht von Saalburg hat

investierte Millionen. „Es ist doch klar, dass die Unternehmen in den Osten gehen“, sinniert Köchel. „Hier haben die doch zum Teil pro Mitarbeiter eine Million Euro an Fördermitteln ausgeschüttet.“

Die Folgen der Geldschwemme im Osten sind für den ehemaligen Zonenrand im Westen verheerend. Das Niedersächsische Institut für Wirtschaftsforschung Hannover und das Institut für Regionalforschung an der Uni Göttingen haben schon vor Jahren vor den Folgen gewarnt. Bereits 1998 seien die meisten Jobs im niedersächsischen Grenzgebiet, die der Mauerfall zunächst brachte, wieder weggebrochen. Das Pro-Kopf-Einkommen erreichte nie mehr normales Westniveau, und der Wegfall der Zonenrandförderung legte plötzlich eine ganze Region trocken.

Helmstedt etwa verlor allein in den ersten zehn Jahren nach der Einheit mehr als 700 Industriearbeitsplätze, in Uelzen gingen öffentliche Aufträge fast vollständig an ostdeutsche Unternehmen, weil sie mit ihren niedrigen Löhnen die besten Angebote unterbreiteten. Und für Duderstadt registrierten die Wissenschaftler gar eine einigungsbedingte „prekäre wirtschaftliche Schieflage“.

Duderstadts Bürgermeister Wolfgang Nolte ist zwar ein erklärter Fan der deutschen Einheit. Doch die Entwicklung Duderstadts seit 1990 gibt keinen Anlass zur



KARL / JANNIK HANS

UMFRAGE: OSTFÖRDERUNG



„17 Jahre nach der Wiedervereinigung geht es manchen Regionen in den neuen Bundesländern besser als strukturschwachen Westgebieten. Begrüßen Sie den Vorschlag von Wirtschaftsminister Michael Glos, wirtschaftlich schwache Gebiete zu fördern, egal ob in Ost oder West?“



TNS Forschung für den SPIEGEL vom 11. und 12. April; 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“

ihren herben Ostcharme längst verloren. Braucht es da wirklich noch Millionen aus der Ostförderung? Groth bläst die Backen auf und quält ein „Na ja“ hervor. „Wer verzichtet schon gern auf Zulagen?“

Den besten Blick auf diesen Glücksfall der Deutschen Einheit hat Reinhard Köchel. Der Mann mit dem Vollbart und dem unüberhörbar fränkischen Dialekt betreibt hoch oben das Hotel Fürstenhöhe, das früher „Karl-Marx-Höhe“ hieß und ein SED-Bezirksferienheim war. Köchel stammt aus Nordhalben. Sein Vater betrieb dort ein Geschäft für Fernseh- und Radiobedarf, das inzwischen natürlich auch geschlossen ist. Köchel junior wurde

Unternehmer im Osten, weil es im bayerischen Heimatort einfach nichts mehr zu unternehmen gab. Er kaufte erst die Schifffahrtslinie auf dem Saalestausee, dann das Hotel. Er baute eine Sommerrodelbahn,

Euphorie. 1000 bis 1500 Arbeitsplätze verschwanden in Duderstadt, die Einnahmen aus der Gewerbesteuer haben sich zeitweise halbiert, der Verwaltungshaushalt der Stadt kann seit 1994 nicht mehr ausgeglichen werden – aktuell fehlen 16 Millionen Euro.

„Knüppelhart“ musste Nolte streichen. Der CDU-Mann selbst sitzt auf einem mehr als 30 Jahre alten Bürosessel, der Konferenztisch war bei einer Landesgartenschau übrig. Die Personalkosten reduzierte Nolte um 2,5 Millionen Euro, die Lehrschwimmhalle wurde ebenso geschlossen wie der städtische Schlachthof, das Schützenhaus hat die Kommune verkauft.

Lethargie macht sich im Fachwerkstädtchen breit. Der Betreiber des Eiscafés in der Marktstraße erinnert sich wehmütig an die Zeiten vor dem Mauerfall: Da kamen wenigstens sechs Busse am Tag mit Touris-

SACHSEN-ANHALT

Eigensinniger Senior

Deutschlands ältester Ministerpräsident, Wolfgang Böhmer, versucht, seine Nachfolge zu regeln – und ramponiert seine Partei.



Politiker Böhmer, Haseloff: „Leben vor dem Tod“

ten, die den Eisernen Vorhang sehen wollten. „Das sind hier die Orte, die man sonst nur auf dem Friedhof findet“, maulen die Jugendlichen in der Fußgängerzone. Nach 22 Uhr wird aus Kostengründen jede zweite Laterne abgedreht.

Das ist in etwa die Zeit, zu der im benachbarten Teistungen der letzte Gast die Rutsche im hell erleuchteten Spaßbad hinabgleitet. Nebenan steht das Vier-Sterne-Hotel, die Kulturhalle und ein Tiergehege. Leicht erhöht liegen die beiden Fußballplätze des Bezirksligisten FC Wacker 1914 Teistungen. Bei schlechtem Wetter wird hier selbstverständlich auf Kunstrasen gekickt, den sechs Flutlichtmasten perfekt ausleuchten. Hier hat schon die Mannschaft aus dem Emirat Katar gegen den Ball getreten, VfL Wolfsburg und Eintracht Frankfurt trainierten hier.

Gerade 2500 Einwohner zählt das Dorf im einstigen Sperrgebiet, in dem es vor der Wende nichts gab außer einer LPG mit 6000 Hektar Ackerland. Jetzt kommen sie aus dem Westen, um hier Häuser zu bauen, um zu arbeiten. Stolz gleitet Ortsteilbürgermeister Horst Dornieden im schwarzen Dienst-Passat über die glatten Straßen der Gemeinde: „Vor drei Jahren war hier überall noch Kopfsteinpflaster. Haben wir alles neu gemacht.“

Auf dem Gelände der LPG liegt jetzt ein Gewerbegebiet mit 350 Arbeitsplätzen. In der Nachbarschaft das zweite – wieder 250 Jobs. Ein drittes ist in Planung. Im Hotel arbeiten 75 Leute, im Ziegelwerk 130: Teistungen hat mehr Arbeitsplätze im Angebot als arbeitsfähige Menschen im Ort.

Nicht wenige Firmen sind aus dem Westen über die inzwischen grüne Grenze geflüchtet, manche aus Duderstadt. Etwa die Firma Technogel, die zur Otto Bock Kunststoff Holding in Duderstadt gehört. Bock ist der größte Arbeitgeber im Westteil, doch die neue Kunststoffsparte wächst nun nahe Teistungen. In Duderstadt fehle es an qualifizierten Facharbeitern, meint Kunststoff-Geschäftsführer Jürgen Henze. Wobei schon auch die höhere Förderung eine Rolle gespielt habe. „Wir denken natürlich global, die Grenze gibt es ja nicht mehr. Das sehen wir ganz easy.“

Ostbürgermeister Dornieden sowieso. Wenn das Handy klingelt, ertönt Grönemeyers WM-Hymne „Zeit, dass sich was dreht“. Und in Teistungen dreht es sich so heftig, dass einem schwindlig wird. Die Einnahmen der Kommune sind nach oben geschneit. 450 000 Euro Gewerbesteuer überweisen die Unternehmen dem Gemeindehaushalt – die Pro-Kopf-Verschuldung liegt nur noch bei 800 Euro. Bald wird der Ort schuldenfrei sein.

Ist es nun also genug mit der Sonderförderung? Horst Dornieden wiegt bedächtig das Haupt und hat einen rettenden Einfall. Also bei der Abwasserentsorgung, da müsste schon noch etwas investiert werden.

STEFFEN WINTER

raschte Kronprinz Haseloff versicherte pflichtgemäß, noch „viele Jahre unter Ministerpräsident Böhmer dienen“ zu wollen. Und der SPD-Koalitionspartner erinnerte an den Umstand, dass ein neuer Ministerpräsident nur mit den Stimmen der SPD gewählt werden könne.

Längst wird hinter den Kulissen über die Politik Böhmers gestritten. Nach der Wahl 2006 stürzten sich CDU-Leute am ruppigen Stil des eigensinnigen Seniors, der die Fraktion wenig einbindet und gern düpiert: „Ich habe als Ministerpräsident einen Eid auf die Verfassung geschworen, nicht auf das Parteibuch.“ Von seinen Leuten lässt er sich wenig sagen: „Solange mir keiner widerspricht, dauern die Gespräche meist nicht lange.“

So werden Sachthemen zu Schlachten, bei denen es plötzlich ums Ganze geht. Als die Große Koalition über das Thema Einheitsgemeinden debattierte, bekam Böhmer die erste Rücktrittsforderung aus der eigenen CDU-Fraktion.

Der Zwist in der Partei kommt nicht gut an im Land. In aktuellen Umfragen verliert sie – die SPD legt zu. Ingeheim wünscht sich mancher Christdemokrat einen schnellen Amtsverzicht Böhmers, doch steht die Glaubwürdigkeit auf dem Spiel. Zur Wahl 2006 hatte die Union noch auf einem gigantischen Plakat in der Magdeburger Innenstadt mit Böhmer geworben. Textzeile: „Der Garant“. Immer wieder hatte dieser betont, er werde bis 2011 durchziehen.

Dabei wäre für Haseloff ein früher Wechsel hilfreich – denn der Mann ist im Lande recht unbekannt. Kommt Amtsinhaber Böhmer auf einen Bekanntheitsgrad von 92 Prozent, liegt sein Wirtschaftsminister bei nur 47 Prozent.

Parteintern ist der Physiker Haseloff erste Wahl. Bei der Abstimmung zum stellvertretenden CDU-Landeschef fuhr der Pragmatiker 95,8 Prozent ein. Und Haseloff konnte bundespolitisch punkten. Sein Modell der „Bürgerarbeit“, bei dem Langzeitarbeitslose gemeinnützig bei Vereinen und sozialen Einrichtungen arbeiten, soll bundesweit ausgedehnt werden, nachdem sich die Zahl der Arbeitslosen bei Tests in Sachsen-Anhalt fast halbiert hatte. Rosenliebhaber Böhmer wird Haseloffs Werk demnächst im Bundestag vorstellen.

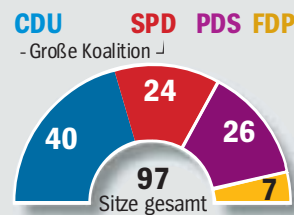
STEFFEN WINTER

Wenn ihn das Fußvolk mal wieder nervt, erinnert Wolfgang Böhmer seine Christdemokraten gern an seinen Garten in Wittenberg. Ziemlich eindeutig brummelt der 71-Jährige dann, dass auch Rosenschneiden für ihn seine Reize habe: „Ich klebe nicht an meinem Stuhl. Es gibt ein Leben vor dem Tod, das angenehm gestaltet werden kann.“

Vergangenen Mittwoch muss Böhmer wieder an seine Rosen gedacht – und dabei die Dornen vergessen haben. Überraschend erklärte er Wirtschaftsminister Reiner Haseloff, 53, zu seinem möglichen Nachfolger, ohne ein Datum für den Stabwechsel in Aussicht zu stellen. Wenige Tage vor der Kommunalwahl in Sachsen-Anhalt am vergangenen Sonntag machte sich der erst

vor einem Jahr wiedergewählte Regierungschef so zur „Lame Duck“ – und stürzt die CDU in eine Debatte über das Ende ihres Frontmannes. Eine geordnete Amtsübergabe scheint fraglich. CDU-Landeschef Thomas Webel knurrte, die Diskussion komme zur Unzeit: „Alle Erfolge der Union verpuffen so.“ Der über-

Sitzverteilung im Landtag von Sachsen-Anhalt



SCHATZFUNDE

Gral aus dem Chiemsee

Ein mysteriöser Goldschatz beschäftigt Ermittler und Experten. Der angeblich jahrtausendealte Kessel steht im Zentrum eines Verwirrspiels um alte Nazis und moderne Geschäftemacher.

Da war er also, der sagenumwobene Gral. In einem Safe nicht weit vom Zürcher Flughafen. Die Investorin Svetlana K. aus Kasachstan war auf manches gefasst gewesen, an diesem Märztag des vergangenen Jahres. Aber als sie dann das „wohl bedeutendste kunsthistorische Fundobjekt des Abendlandes“ leibhaftig vor sich sah, verblassten auch die anderen Superlative des vierseitigen Prospekts im noch strahlenderen Glanz der Wirklichkeit. „Ein in allen Kriterien so überragendes Objekt“, hatte in den Papieren gestanden, sei „wohl noch nie dem freien Kunstmarkt zugeführt worden“. Und: „Nach entsprechender Promotion dürfte der Wert nach Annahme von Experten die Summe von etwa 1 Mrd. Euro erreichen.“

Ein wahres Traumgeschäft schien in greifbarer Nähe. Denn das Gefäß aus elf Kilogramm Gold, angeblich über 2000 Jahre alt und mit keltischen Verzierungen geschmückt, übte tatsächlich eine unwiderstehliche Faszination auf den Betrachter aus.

Bei dem Geschäft, hatte man die Frau aus Kasachstan gemahnt, gebe es allerdings einen Haken: Sie müsse schnell zugreifen, schließlich bekomme man nicht alle Tage die Gelegenheit, in so etwas zu investieren. Das leuchtete Svetlana K. und ihrem Geschäftspartner Vladimir T. ein – wenig später schickten sie über eine Moskauer Bank umgerechnet 1,1 Millionen Euro in die Alpenrepublik, für eine Beteiligung an den versprochenen Vermarktungsgewinnen des Gold-Topfes.

Der Schweizer Millionendeal ist der vorläufige Höhepunkt einer abenteuerlichen Geschichte, die 2001 mit dem Fund des goldenen Kessels im Chiemsee begann und die von Anfang an vor allem von der Aura des Mysteriösen lebte: Ob okkulte Nazi-



Nazi-Größen Himmler, Hitler 1943: Seltsame Weiheriten



Goldener Chiemsee-Kessel: Aura des Mysteriösen

Zirkel, düstere Keltenrituale oder gar schwarzmagische Intrigen – stets ließ sich das Artefakt irgendwie ins Bild pressen. Die bayerische Staatsregierung, raunten die einen, halte geheime Analysen über den heidnischen Topf zurück – „vermutlich auf Druck der katholischen Kirche“. In seinen goldenen Reliefs, behaupteten die anderen, seien zudem verschlüsselte Botschaften versteckt.

Als bislang einzig definitive Wahrheit über Herkunft und Zweck des Kessels bleibt indes nur übrig, dass niemand darüber etwas Sicheres weiß. Fest steht aber, dass sich hinter Mystik und Magie noch eine andere Geschichte verbirgt. Und die spielt im rauen Milieu dubioser Kunsthändler und justizbekannter Kapitaljongleure.

Das bayerische Finanzministerium ist ebenso involviert wie professionelle Schatzsucher vom Schläge eines Jens E., 43, der in seiner Szene als große Nummer gilt. Bereits 1996 meldete er ein Gewerbe für Handel und Vermittlung von Ausgrabungsgegenständen an.

Den ganz großen Coup aber soll Jens E. erst im Jahr 2001 gelandet haben, als ihm ein Bekannter von einem seltsamen Fund im Chiemsee berichtete. Der Hobbytaucher, in der Szene als „Lui“ bekannt, war im Mai unweit eines Badestrandes bei Arlaching auf ein merkwürdiges Objekt gestoßen. Über Wochen, so erzählen Insider, habe das Ding freilich zunächst „achtlos herumgelegen“. Erst im Sommer habe Jens E. den Wert des Fundes erkannt und dem Taucher seine Dienste als Vermittler angeboten. Nachdem „Lui“ eingewilligt habe, soll Jens E. wiederum den Kunsthändler Thorsten K. eingeschaltet haben. Der vermittelte den Topf dann um den Jahreswechsel 2001/2002 – frisch gesäubert und goldglänzend – zu Untersuchungszwecken an die Archäologische Staatssammlung München.

Deren Chef, Professor Ludwig Wamser, musste zunächst die entscheidende Frage beantworten: Ist das Objekt überhaupt antik? Die Reliefs – gehörnte Gottheiten, Horn blasende Krieger und Figuren mit altertümlichen Schwertern – wirken tatsächlich keltisch. Die Verarbeitungstechniken dagegen, und besonders die Beschaffenheit der verwendeten Lötzinne, ließen die Spezialisten der Staatssammlung auf eine Fertigung des Kessels im 20. Jahrhundert schließen – womöglich im „Dritten Reich“.

Die Datierung war aber nicht nur historisch von Bedeutung: Sie entschied auch darüber, wem das Objekt gehört. Denn anders als in den meisten anderen Bundesländern verfügt Bayern über kein sogenanntes Schatzregal, eine Verordnung, die den Staat zum Eigentümer wertvoller Bodenfunde macht. Hätte der Kessel früher dem NS-Regime gehört, wäre der Freistaat nach der komplizierten Rechtslage Alleineigentümer des Kessels; andernfalls gehörte der Topf zur Hälfte den Findern.

Bereits wenige Wochen nach dem Erhalt der Goldschale präsentierte Wamser am 1. Februar 2002 verblüfften Fachkollegen den „Keltenfund des Jahrhunderts“, wie sich ein Zuhörer erinnert. Im altherwürdigen Toskana-Saal der Universität Würzburg habe der Professor, so einer der Anwesenden, ein „wahres Feuerwerk an Bildern, ein Prachtspektrum von Farb-



Fundort Chiemsee: Merkwürdiges Objekt am Badestrand

fotos“ auf die Fachwelt herniederprasseln lassen: Gleich der Chiemsee-Topf nicht bis ins Detail jenem silbernen Gundestrup-Kessel, der 1891 aus einem Moor in Jütland geborgen wurde? Stand der Republik eine archäologische Sensation bevor?

Die Aufregung im Saal war kurz vor dem Siedepunkt, als Wamser lässig seine Pointe zündete: Der Pott, so verkündete er gut gelaunt, sei eine Fälschung. Hergestellt aus modernem Gold, wahrscheinlich im Auftrag der Nazis. Die hätten nämlich unweit der Fundstelle eine „Hohe Schule der NSDAP“ geplant und das Ding womöglich für seltsame Weiheriten gebrauchen können.

Geraune unter den Gästen: Hatte SS-Chef Heinrich Himmler seinerzeit nicht den selbsternannten Gralsforscher Otto Rahn beschäftigt, der in den Burgruinen der mittelalterlichen Katharer-Sekte in Südfrankreich nach dem mystischen Kelch suchte, der einst das Blut des gekreuzigten Jesu aufgefangen haben soll? Wollten sich die Nazis etwa den Gralsmythos zunutze machen, indem sie den keltischen Gundestrup-Kessel kopieren ließen? Der Vortrag sorgte in Fachkreisen für so viel Wirbel, dass auch die Presse Wind von der Sache bekam: Am 6. August 2002 lief die Nachricht vom Chiemsee-Kessel erstmals über die Agenturen.

Während man im Chiemgau noch heftig über die Identität der Finder grübelte und Witze über „Hitlers Nachtopf“ die Runde machten (SPIEGEL 33/2002), feilschte Schatzsucher Jens E. offenbar schon eifrig mit dem Bayerischen Finanzministerium um die Rechte an dem Kessel. Im Juni 2003 brach das Ministerium schließlich sein monatelanges Schweigen und meldete, das Artefakt sei verkauft worden – an einen „seriösen Privatmann“, den man auf Vermittlung eines der Finder habe gewinnen können. Die Identität des Käufers, angeblich ein Sammler aus München, und die Höhe des Kaufpreises, den sich die Finder



Industrieller Pietzsch (l.): Spenden für Hitler

zur Hälfte mit dem Freistaat teilten, ist bis heute geheim. Lediglich das Ergebnis von wissenschaftlichen Untersuchungen wurde in groben Zügen bekannt: Der Kessel, so die dünne Auskunft des Ministeriums, stamme weder aus der Keltenzeit, noch könne er einem NS-Vermögen zugeordnet werden.

Letztere Aussage wirkt jedoch etwas verwunderlich, besonders vor dem Hintergrund, dass die bis dato konkreteste Spur sehr wohl zu einem hohen Nazi-Funktionär hätte führen können. So erklärte der Seniorchef der alteingesessenen Münchner Juwelierfirma Theodor Heiden, dass er sich noch genau an die detailreichen Erzählungen eines früheren Mitarbeiters erinnern könne. Der Goldschmied Alfred Notz, so der Zeuge, habe ihm vor dessen Tod in den sechziger Jahren von einem „figural verzierten, in Treibtechnik gearbeiteten Goldkessel von mehr als zehn Kilo“ berichtet, der zwischen 1925 und 1939 in der Werkstatt Heidens gefertigt worden sei – im Auftrag der Elektrochemischen Werke München. Deren Chef Albert Pietzsch sei der Goldschmiede als Kunde wohl bekannt gewesen.

* Mit Reichswirtschaftsminister Walther Funk (M.) und dem Stabsleiter der Deutschen Arbeitsfront Otto Marrenbach, 1939.

Seit 1920 pflegte Ingenieur Pietzsch persönliche Kontakte zu Adolf Hitler und bedachte ihn mit großzügigen Spenden. Pietzschs Investition zahlte sich aus: Der Industrielle, der 1927 in die NSDAP eingetreten war, avancierte später zum „Wehrwirtschaftsführer“ und wurde sogar Präsident der Reichswirtschaftskammer. Nach Kriegsende wurde Pietzsch von den Alliierten verhaftet. Und sollte er tatsächlich etwas über den Kessel oder seinen Verbleib gewusst haben, so hat er es mit ins Grab genommen – er starb 1957.

Nach dem Verkauf durch das bayerische Finanzministerium wechselte das Artefakt im Frühjahr 2005 erneut den Besitzer: Nach Angaben von Insidern tauchte die Schlüssel zunächst im Dunstkreis einer Londoner Briefkastenfirma mit dem wohlklingenden Namen „Morgan Stanwick“ wieder auf, bevor sie an eine gleichnamige Aktiengesellschaft im Schweizer Kanton St. Gallen weitergereicht worden sei.

Als Chef des Unternehmens, das in einer stattlichen Villa im malerischen Jona residiert, fungiert der Schweizer Marcel W. – ein wortgewandter Manager mit zahlreichen Firmen und bewegter Vergangenheit: Derzeit ermitteln Darmstädter Staatsanwälte gegen W. wegen dubioser Kapitalschiebereien. Und nun haben auch Schweizer Kollegen W. im Visier – wegen mutmaßlichen Betrugs der kasachischen Geschäftsleute. Denen soll er die

Geschichte vom Gral aufgetischt haben, im Oktober 2006 erstatteten sie Strafanzeige gegen ihn.

Der Morgan-Stanwick-Chef habe ihnen damals einen „Partizipationsvertrag“ vorgelegt, in dem unter anderem zu lesen war, dass der Kessel das preisliche „Niveau der goldenen Totenmaske eines Tutanchamun erreichen“ könne. Des weiteren wird ein „Experte für keltische Kunst“ zitiert, der dem Goldkessel angeblich einen „realisierbaren Zeitwert von 250 bis 350 Millionen Euro bestätigt“.

Vom SPIEGEL befragt, distanziert sich der Experte heute von seiner „Stellungnahme“. Um den Wert eines solchen Objekts schätzen zu können, müsse in Wahrheit ja erst bewiesen werden, dass es tatsächlich echt sei. Marcel W. wollte sich indes nicht zu den Vorwürfen äußern.

Seine Kunden, die laut Partizipationsvertrag bereits „mehrere Millionen Euro an Kaufpreis- und Abfindungszahlungen geleistet“ hätten, um das „kunsthistorische Weltkulturerbe in Besitz und Eigentum nehmen zu können“, sind derweil in großer Sorge um die Investition. Die Befürchtungen scheinen berechtigt: Immerhin hat die Schweizer Staatsanwaltschaft den Chiemsee-Kessel jetzt erst einmal beschlagnahmt, als ordinäres Asservat in einem Betrugsverfahren.

SVEN RÖBEL



Eurythmie-Stunde
Vielfältige Förderung

(„Querelle“) und Oliver Hirschbiegel („Der Untergang“) sowie Schriftsteller wie Michael Ende („Momo“).

Waldorfschüler müssen es während ihrer Schulzeit ertragen, als „Baumschüler“ gehänselt zu werden, ihrem Ruf jedoch, zu lebensfremden Exoten heranzuwachsen, werden sie nicht gerecht. Die meisten Absolventen, die einen Beruf ausüben, sind Lehrer – mit 16,8 Prozent fünfmal so viele

wie im Durchschnitt der Gesamtbevölkerung. Jeder zehnte ist Arzt oder Apotheker, 8 Prozent wurden Ingenieur und 4,3 Prozent üben einen geistes- oder naturwissenschaftlichen Beruf aus. Bürofachkräfte und Kaufleute sind unterrepräsentiert.

Die Waldi-Welt, darin waren sich die Ehemaligen einig, fördert die Persönlichkeitsentwicklung. In manchem Kernfach aber würden die Waldorfab Absolventen ihre Lehrer wohl sitzenbleiben lassen. Als „besonders kritisch“ bewerteten sie den Fremdsprachenunterricht, ähnlich katastrophale Noten gaben sie den Pädagogen auch für die Vermittlung von Rechtschreibkenntnissen. Und: Ihr „Hassfach“ sei Eurythmie gewesen, jener Tanz um Töne und Buchstaben, der vielen Waldorfianern auf die Nerven geht.

Allerdings: Die neue Studie beruht auf Bewertungen von 30- bis 66-jährigen Absolventen, die ihre Waldorfschule vor 10 bis 46 Jahren verließen. In vielen der 203 deutschen Lehrstätten wurden die Probleme vor allem im Fremdsprachenunterricht erkannt. Zusätzliche Tests etwa sollen mittlerweile Auskunft über erlangte Kenntnisse geben – für manchen überzeugten Waldi ein Frevel an den Waldorfschulprinzipien, die Leistungsstress ablehnen.

Die Mängelliste der ehemaligen Schüler schließt auch das Personal ein: Lehrer verlangen offenbar zu wenig. Die meisten der Befragten geben an, die Leistungsanforderungen seien „zu gering“ gewesen. Viele berichteten von „Schwierigkeiten, sich nach der Schulzeit in der Leistungsgesellschaft zurechtzufinden“.

Die kärgliche Bilanz ist für die Autoren der Studie Grund genug, Besserung anzumahnen: Die Qualifikation der Lehrer, müsse „dringend verbessert“ werden, insbesondere „im Hinblick auf fachliche sowie auf didaktisch-methodische Fähigkeiten“.

Das teils okkulte Weltbild Rudolf Steiners aber scheint sie nicht beeinflusst zu haben. Die Mehrzahl der Schüler ist gegenüber der Anthroposophie laut der Studie „indifferent, skeptisch bis negativ eingestellt“.

CARSTEN HOLM

BILDUNG

Hassfach Eurythmie

Überdurchschnittlich viele Abiturienten, aber schwere Mängel bei Fremdsprachen: Eine umfassende Studie über Absolventen von Waldorfschulen liegt nun vor.

Wenn er als Präsident des Bundesverbands der Deutschen Industrie (BDI) die Interessen der Unternehmen vertrat, fiel Michael Rogowski, 68, als knallharter Lobbyist auf. Offenbar te er Zuhörern aber seinen Bildungsweg, herrschte nicht selten basses Erstaunen: Rogowski, BDI-Chef bis 2004, war Waldorfschüler – einer von denen also, die den gängigen Klischees zufolge in der Schule wenig leisten müssen und in der Obhut anthroposophischer Lehrer ohnehin ein bisschen spinnert werden.

Rogowski, inzwischen Aufsichtsratschef des schwäbischen Maschinenbauers Voith, hat ein klares Urteil über die alternative Schulform, in der es kein Sitzenbleiben gibt. Er würde Waldorfab Absolventen „nicht unbedingt als Konstrukteure einstellen, weil ich in Mathe und Physik große Lücken hatte“, sagt der Wirtschaftsmann. Wohl aber als Kommunikationsfachleute: „In allen Bereichen, in denen Persönlichkeit eine große Rolle spielt, haben sie ihre Stärken.“

So differenziert urteilten Kritiker selten über das 1919 von dem Anthroposophen Rudolf Steiner begründete Schulmodell. Waldorfanhänger idealisieren es, Skeptiker verteufeln es – bis hin zu dem Vorwurf, die Schüler würden mit dem teils okkulten Weltbild Steiners infiltriert.

Was aus den Absolventen der Waldorfschulen wurde, blieb bisher im Dunkeln.

Der Düsseldorfer Erziehungswissenschaftler Heiner Barz und Dirk Randoll vom Institut für Empirische Sozialforschung im nordrhein-westfälischen Alfter haben jetzt eine umfassende Studie vorgelegt*. Dafür wurden die Ergebnisse einer Befragung unter mehr als 1100 Absolventen der Steiner-Schulen ausgewertet.

Ihr Fazit: Die „in der Tendenz guten Schulen“ weisen laut dem Urteil früherer Schüler schwere Mängel im Fremdsprachenunterricht und bei der Vermittlung von Rechtschreibkenntnissen auf.

Den Werdegang der Schüler scheinen diese Defizite nicht einmal zu hemmen. Mehr als sechs von zehn ehemaligen Schülern haben das Abitur, fast fünf von zehn Waldis sogar ein Hochschulstudium abgeschlossen – weitaus mehr als Absolventen von staatlichen Schulen. Das mag allerdings auch an der Herkunft der Befragten liegen: Überwiegend stammen sie, so die Studie, „aus dem gehobenen Mittelstand mit einem hohen Akademikeranteil, dem sogenannten Bildungsbürgertum“.

Die Waldorfschulen fördern vielfältig, neben den traditionellen Fächern stehen etwa Nähen, Stricken, Häkeln, Spinnen, Schlossern, Feldmessen, Bildhauerei und Theater auf dem Stundenplan. Künstlerische Begabungen werden eher entdeckt als in den Regelschulen – kein Wunder, dass jeder 20. Waldorfschüler Künstler wird. Beredte Beispiele sind die Schauspieler Marie Bäumer („Der Schuh des Manitu“) und Martin Semmelrogge, Regisseure wie Rainer Werner Fassbinder



Ex-Waldorfschüler Rogowski, Bäumer
Künstlerische Begabung entdeckt

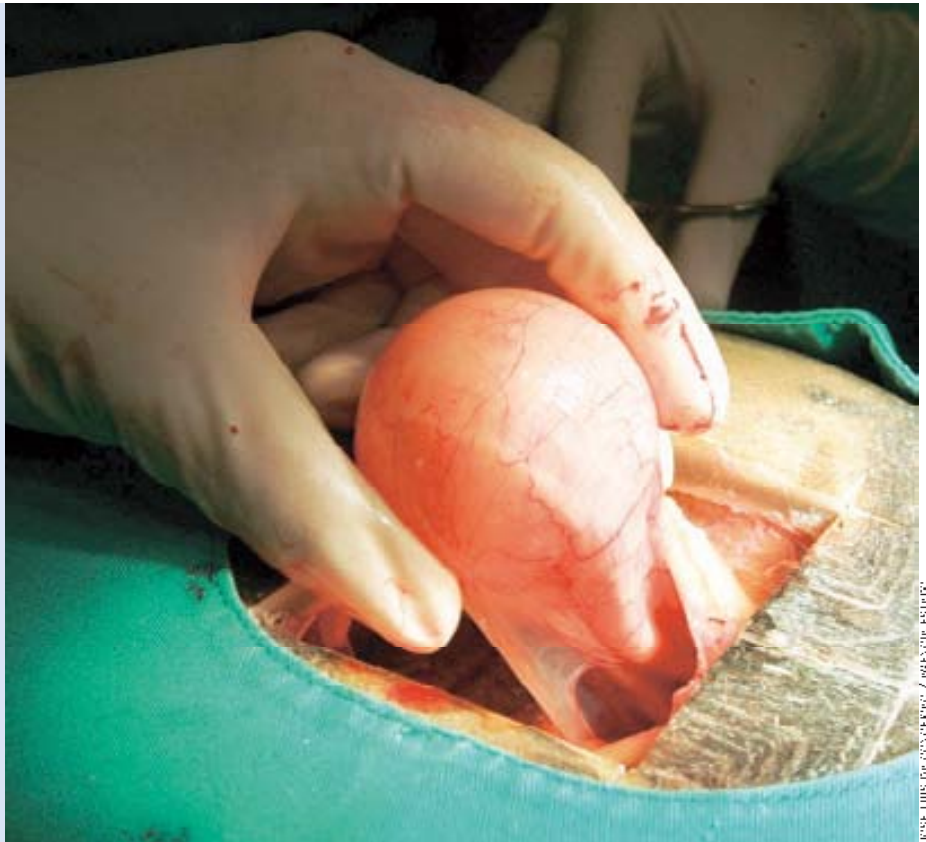
* Heiner Barz, Dirk Randoll (Hg.): „Absolventen von Waldorfschulen“. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden; 394 Seiten; 32,90 Euro.

Was war da los, Frau De Biaggi?

Die brasilianische Chirurgin Christianni Padovani De Biaggi, 34, über panzerbrechende Medizin

„Dies ist schon die vierte Schildkröte, die wir mit einem Kaiserschnitt behandeln mussten. Wenn die Weibchen apathisch werden und ihr Futter verweigern, werden sie mit Verdacht auf Eierstau bei uns eingeliefert. Bei diesem Tier handelt es sich um eine 20-jährige Waldschildkröte aus dem Norden Brasiliens. Sie hatte sieben golfballrunde Eier im Bauch, die wir per Kaiserschnitt holen mussten: Dazu wird die Schildkröte mit Hilfe einer Inhalationsmaske betäubt. Dann sägen wir eine viereckige Öffnung in den Panzer, durch die wir an die Eier gelangen. Anschließend wird der Panzer mit Kunstharz wieder verschlossen. Die Operation dauert etwa anderthalb Stunden. Die Babys werden demnächst im Brutkasten schlüpfen.“

Kaiserschnitt bei einer Schildkröte



JULIE LUTZ/DR. CHRISTIANE DE BIAGGI

SACHBÜCHER

Lachen mit der Tora

Die Unsicherheit beginnt schon beim Kofferpacken: Wer seine zum Judentum konvertierte Schwester im besetzten Gebiet besucht, braucht eine Kopfbedeckung für den Sabbat. Aber welche? Kerstin Höckel, in Berlin lebende Drehbuchautorin, entscheidet sich für einen Strohhut – und ist später sehr erleichtert, als der von ihrer mit einem Tischler aus Haifa verheirateten, strenggläubigen Schwester akzeptiert wird. „Schalom Schwesterherz“ hat Höckel ihrem Reisebericht ins Westjordanland vorangestellt; ihr Buch „Wie kannst du so fest glauben“ ist eine mutige, sich selbst treu bleibende Auseinandersetzung mit dem ihr in vielem unverständlichen neuen Leben der Schwester. Eine Annäherung auch an die religiösen Rituale, die in politischen Diskussionen gezeigten Empfindlichkeiten, die so ganz andere Kindererziehung. Vieles kann die Besucherin nur schwer begreifen – etwa dass ihre Neffen sie nicht umarmen dürfen oder weshalb die

Schwester nach einem vergnügten gemeinsamen Abend mit viel Wein zur Beruhigung noch lange in der Tora liest. Aber der Besuch macht ihr auch die

psychische Kraft klar, die ihre Schwester aus dem durch Rituale geordneten Leben bezieht. Die Versöhnung der zwei gelingt nicht zuletzt durch das Buch – beim Lesen hatten beide ihren Spaß.



Kerstin Höckel: „Wie kannst du so fest glauben. Meine Schwester, der Gott der Juden und ich“. Piper Verlag, München; 256 Seiten; 18 Euro.



Jüdische Siedlung im Westjordanland

INTERNET

Aus für Piraten

Auf dem Internet-Portal YouTube sind jede Menge Schnipsel zu sehen, deren Senderechte eigentlich im Besitz von Medienkonzernen sind. Die betrachten die Wiedergabe ihres Eigentums, etwa von Film- oder Konzertschnitten, nicht etwa als Werbung, sondern als Diebstahl. Das Medienunternehmen Viacom reichte im März Klage gegen Google ein und ließ nicht locker, auch nicht, als die Viacom-Videoschnipsel entfernt worden waren – Streitwert: eine Dreiviertelmilliarde Euro. Nun hat Google reagiert: Google-Chef Eric Schmidt erklärte kürzlich auf einer Medienausstellung in Las Vegas, die Suchmaschine stehe kurz davor, Werkzeuge zum Auffinden und Ausfiltern illegaler Mediendateien einzusetzen. „Claim Your Content“ – etwa: Beanspruche deinen Inhalt – wird das neue System heißen, das die rechtmäßigen Besitzer von Web-Inhalten identifizieren und nichtautorisierte Veröffentlichungen verhindern soll. Für Künstler, die auf YouTube zu findende Mini-Mitschnitte ihrer Auftritte eher als Werbung begreifen, dürfte der bevorstehende Einsatz des Filters keine gute Nachricht sein.

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE

Das Lügenmodell

Wie sich ein Mann in eine Gucci-Anzeige mogelte

An seinem letzten großen Tag, bevor alles aufflog, setzte sich Juan Isidro Casilla ins Rathaus-Café in Zürich, direkt an die Limmat. Es war ein Sonntagmorgen. Er schlug die Zeitung auf und sah sich selbst.

Da war er, vierfarbig, auf einer Doppelseite, den nackten Oberkörper aufgestützt, der rote Schmollmund von Bartstoppeln umrahmt, ein tiefer Blick aus braunen Augen, er warb für ein Parfum von Gucci. Juan Isidro Casilla fand, dass er toll aussah. Was seine Freunde wohl dazu sagen würden!

Einem Grafiker wäre vielleicht aufgefallen, dass Flakon und Schriftzug unscharf gesetzt waren und an einer seltsamen Stelle über dem Bizeps standen. Die Anzeigenprofis der „Sonntagszeitung“, Auflage 202 000, Preis für eine Doppelseite gut 60 000 Franken, hatten nichts gemerkt.

Er hatte es wieder einmal geschafft.

Die Anzeige hatte er am Computer selbst fabriziert und am Freitagnachmittag nach Anzeigenschluss an die Zeitung gemailt. Er schrieb, sein Name sei Andrew Watson von Gucci, er wolle eine Doppelseite, bitte diesen Sonntag noch. Es machte niemanden misstrauisch, dass die Mail voller Rechtschreibfehler war. Beim Verlag der „Sonntagszeitung“ heisst es, Rechtschreibfehler seien heute üblich.

Es wunderte auch niemanden, dass Andrew Watson schrieb, seine E-Mail-Adresse bei gucci.com funktionierte gerade nicht, man solle ihn auf dem Handy anrufen. Um genau zu prüfen, ob die Anzeige echt war, reichte die Zeit nicht, aber sie sah ja ziemlich echt aus.

Als die Sache nach ein paar Tagen aufflog, war Juan Isidro Casilla, der Mann, der sich selbst zum Gucci-Model gemacht hatte, plötzlich ein Held. Es hieß, er sei der Rächer aller Normalos, ein Robin Hood. Dass er die gleiche Nummer vorher bei zwei anderen Zeitungen abgezogen hatte, als Armani-Model, machte das Ganze noch besser.

Ein Redakteur der betrogenen „Sonntagszeitung“ schrieb: „Deine Köpeni-

kiade war phantastisch.“ Casilla trat in einer Talkshow im Sender „TeleZüri“ auf. Er trug ein enges T-Shirt und hatte diesen jugendhaften Charme, er sprach Schweizerdeutsch mit spanischem Einschlag, er entschuldigte sich und lächelte. Als er danach in die Schwulenbar Männerzone stolzierte, klopfte ihm viele auf die Schultern.

Dabei war da schon längst klar, dass Juan Isidro Casilla gar kein Held ist.

Er sitzt auf einem schwarzen Sofa in seiner Zweizimmerwohnung in Zürich,



Gefälschte Gucci-Werbung mit Casilla

Erstunken

ZÜRICH · Ein Betrüger hat sich als Gucci-Model in Szene gesetzt. Er platzierte sein Bild als Inserat mit Parfum-Fläschchen doppelseitig in

Aus der „Frankfurter Rundschau“

er ist 22 oder 25, man weiß es nicht genau, man kann ihm nichts glauben. Er erzählt, dass er ein Apartment in New York besitze, er sagt, seine Schwester sei eine berühmte Sängerin und heiße Thalia. Er sagt, er sei gerade in Las Vegas und Barcelona und bei der Oscar-Verleihung gewesen, er erzählt lauter Geschichten.

Er wurde in der Dominikanischen Republik geboren. Das zumindest stimmt, er kam als kleiner Junge in die Schweiz, die Mutter hatte einen Schweizer geheiratet. Sein Stiefvater mochte ihn nicht,

Juan war schwul, es gab Ärger in der Schule, er kam in ein Heim. Er war ein liebenswerter Schelm, schon damals.

Damals fing es an, dass Juan lieber ein anderer gewesen wäre, ein berühmter Artist, ein Sänger, er probte Trampolinsprünge, er schwärmte für Chayanne, einen Latino-Superstar. Er begann eine Lehre zum Koch in der Kantine von IBM in Zürich, aber er kam immer zu spät und flog, er arbeitete mal da, mal dort, es dauerte nie lange.

In seiner Phantasie war er da längst ein anderer. Wenn er Männer kennenlernte, in Clubs, im Internet, gab er sich als Chayanne aus, den Sänger. Zum Beweis schenkte er ihnen Chayanne-CDs mit gefälschten Booklets, auf denen sein Gesicht zu sehen war.

Er begann als Chayanne aufzutreten, im Sommer 2003 in einem Zürcher

Schwulenclub, er druckte Poster von sich als Chayanne, im Internet gibt es Musikvideos, in denen er die Lippen zu Chayanne-Songs bewegte. Die Musikfirma Sony BMG warnte Veranstalter, es gibt dort einen dicken Ordner mit der Aufschrift „falscher Chayanne“.

Manchmal, zur Abwechslung, war er auch John Gallagher, „chef du département des accessoires“ des berühmten Cirque du Soleil. In einem Gay-Portal lernte er den Verkaufsleiter einer Textilfabrik kennen und bestellte bei ihm Jacken mit Zirkuslogo, die Rechnung, 2000 Franken, zahlte er nie.

Was er tat, war nie schlimm genug, um ihn zu stoppen.

Im vergangenen Herbst, als er zum ersten Mal versuchte, seine gefälschten Anzeigen in einem Schwulenmagazin unterzubringen, verhaftete ihn die Polizei, am nächsten Tag war er wieder auf freiem Fuß.

100 000 Franken schuldet er den Verlagen nun wegen der Gucci-Anzeige, aber die sind vorsichtig, sie wollen nicht als Spielverderber dastehen. Sie sagen, sie schicken jetzt mal eine Rechnung.

Juan Isidro Casilla sagt, es gebe einen Juan eins und einen Juan zwei, und Juan zwei gehöre in eine Therapie. Er werde eine Therapie machen, ganz bestimmt, versprochen.

Das war vor ein paar Wochen. Inzwischen hat er sich in einem Blog gemeldet. Er schreibt, er habe jetzt einen echten Modelvertrag. In Paris und in Milano.

MATHIEU VON ROHR

RECHTSSTREIT

Das Schweigegeld

Noch immer kämpft Bayer mit den Folgen des Lipobay-Skandals, über 1,2 Milliarden Dollar hat der Konzern bisher für Vergleiche gezahlt. Ein Rentnerehepaar aus Bayern gehört zu den seltsamsten Klägern – es will keine Abfindung, sondern Öffentlichkeit. *Von Barbara Hardinghaus*

Der Anwalt hat über das amerikanische Rechtssystem gesprochen, über die Sammelklagen in den USA und wie man sich gegen sie wehren könne. Er hat geredet über die Lage in Deutschland, die viel übersichtlicher sei, und über die Strategie, die schweren Fälle zu vergleichen und die leichten zu verhandeln. Der Anwalt sitzt in Zimmer 1.101, einem Büro im alten Verwaltungsgebäude des Leverkusener Bayer-Werks, er ist 55 Jahre alt, sein Haar liegt wie ein Helm auf seinem Kopf, kurz und blond, die Augen sind blau.

Er ist nicht allein, zwei Juristinnen aus der Rechtsabteilung sitzen neben ihm an dem Konferenztisch aus schwerem, dunklem Holz, sie koordinieren und prüfen die Arbeit von fünf großen amerikanischen Kanzleien. Sie erzählen schlimme Geschichten aus Amerika, zu 14 600 Klagen habe das geführt, rund 1,2 Milliarden Dollar habe man bislang für Vergleiche gezahlt, überwiegend gedeckt durch Versicherungen. Zudem seien bislang weitere 400 Millionen Euro für Kosten und Vergleiche aufgewendet worden oder für absehbare künftige Ausgaben zurückgestellt. Sie sprechen gern über Amerika, wo die große Herausforderung liegt, und nicht so gern über Deutschland, das Land, in dem die größte Arzneimittelnkatastrophe der Firmengeschichte ihren Anfang hat.

Auch die beiden Juristinnen reden über diese Klagen, wie der Anwalt über sie redet; um eine große Schlacht geht es, um Strategien, List und Geld geht es, um das Ringen zwischen einem Unternehmen und Tausenden Gegnern.

Und dann sagt Anwalt Dietmar Knopp: „Die Groebels sind ein schwieriger Fall.“ Der Anwalt guckt dabei wie ein störrischer Esel.

Die Groebels strapazieren seine Zeit, sie bedrohen den Konzern. Sie gehören zu den Menschen, die sich über Ungerechtigkeiten ärgern, die nicht verstehen wollen, warum ein Josef Ackermann nicht ins Gefängnis muss, sie geben jedem Bettler einen Euro. Sie glauben, dass die Welt gut ist, wenn es gerecht in ihr zugeht. Sie sind der Fall, der nicht in das Bayer-Raster passt, weil dieser Fall nicht mit Geld zu lösen ist. Sie sind der Fehler im System.

Bei Mechthild Groebl, sagt Knopp, sei Lipobay eindeutig nicht die Ursache für



Lipobay-Opfer Mechthild Groebl, Ehemann (in Freising): Sie sind der Fehler im System

ihre Gesamterkrankung gewesen, und selbst bei der Rhabdomyolyse, die sie erlitten habe, ließe sich nicht mit Sicherheit feststellen, dass sie durch das Medikament ausgelöst worden sei.

„Die Blasenentzündung“, sagt er, „kann eine Rolle gespielt haben, muss aber nicht.“

Was war es dann?

„Die Entzündung“, sagt er. Welche Entzündung?

„Ein entzündliches Geschehen in ihrem Körper, schon als sie ins Krankenhaus eingeliefert wurde“, sagt Knopp. Das gehe klar aus den Blutwerten hervor.

Er macht eine Pause.

Er wird deutlicher: „Rechtlich ist da nichts drin.“

So hat es ihm die medizinische Abteilung von Bayer vorgearbeitet, Juristen haben es festgezogen. Knopp spricht weiter von Frau Groebels Gesamterkrankung, von einer seltenen Krankheit, die auch aufgetreten sei, die alles komplizierter gemacht habe, er kommt langsam in Fahrt, er wird flüssiger, er lässt keine Lücken. Knopp gehört zu den besten Anwälten im Land.

„Wir wollten uns einigen“, sagt er dann. Er sei sogar zu den Groebels nach Hause gefahren, nach Freising. „Es war ein Ent-

25.12.1998 musste wegen Verschlechterung des Allgemeinzustands der ärztliche Bereitschaftsdienst geholt werden, der die Erkrankung als grippalen Infekt auffasste und homöopathische Medikamente verordnete. Wegen massiver Verschlechterung des Zustands mit anhaltendem Erbrechen und Schmerzen in den Beinen wurde sie auf eine Station im Kreiskrankenhaus Freising aufgenommen, dann wegen des bedrohlichen Allgemeinzustands mit Nierenversagen am 30.12.1998 auf die Intensivstation des Klinikums Schwabing verlegt, mit ho-

Blick auf den Dom. Vor sechs Jahren klingelte dort sein Telefon, nachdem es Stunden zuvor in der „Tagesschau“ und allen anderen Nachrichtensendungen geheißen hatte, die Bayer AG nehme ihren Cholesterinsenker Lipobay vom Markt. An den Nebenwirkungen des Medikaments sollen Menschen gestorben sein oder schwer erkrankt, und weil Knopps Spezialgebiete Arzneimittelrecht und Produkthaftung waren, er Erfahrung hatte mit anderen schweren Fällen, wurde er Bayers erster Mann für Deutschland, wo man auch Klagen erwartete.

Die größten Probleme aber, so vermuteten die Anwälte, würden aus den USA kommen, wo ihr Cholesterinsenker als „Baycol“ verschrieben worden war, wo das Rechtssystem ein anderes ist und zulässt, dass Menschen in Sammelklagen gegen Unternehmen vorgehen. Aus den USA also würde die Flut an Klagen kommen, die große Bedrohung.

„Ein besonderer Motor für die extrem hohe Klagezahl in den USA ist das Vergütungssystem der Anwälte, die 30, 40 Prozent von dem, was sie erstreiten, kassieren, aber auch das alleinige Risiko tragen und letztlich Unternehmer sind“, sagt eine der Bayer-Juristinnen. Zudem kosteten Sammelklagen den Kläger nichts. Viele Anwälte schalteten deshalb Anzeigen, produzierten TV-Spots und Internet-Seiten.

„Die Dimension ist eine neue, eine globalisierte“, sagt Knopp, er meint Amerika. Und wäre ihre Strategie nicht so gut, so erfolgreich und auch neu, wäre möglicherweise alles anders. Man habe größeren Schaden verhindert.

Knopp schildert, wie es Bayer gelang, sich gegen die Flut von Klagen zu wehren. Man kündigte an, und das war neu, die Sammelklagen zu fleddern und sich nur mit denjenigen Opfern zu vergleichen, die ihre Leiden nachweisen konnten. Der Unterschied zu früheren Verfahren lag darin, dass man sich jeden Fall einzeln ansah und nicht mit allen Klägern einer Sammelklage pauschal Abfindungen vereinbarte. Andere Unternehmen hatten das vorher anders gemacht, um einen Skandal möglichst schnell wieder aus der Öffentlichkeit zu schaffen. Unternehmen aus der Tabakindustrie und aus der Autoindustrie machten das so. Bayer riskierte durch die Einzelprüfung immer wieder neue Medienberichte, immer wieder negative Schlagzeilen; es war der Weg, der aufwendiger war, der länger dauern würde, aber der am Ende auch weniger kosten könnte, so war die Strategie.

Die Richter in den USA hörten das, es beeindruckte sie, weil es für sie gerecht klang. Sie wiesen sämtliche Sammelklagen ab, fünf insgesamt. Und die ersten Anwälte, die auf Einzelfälle keine Lust hatten, weil die Arbeit bedeuten und wenig Geld, zogen zurück, mit ihnen die ersten Kläger; bis heute anhängig sind in den USA



JÜRGEN SCHWABZ / REUTERS

Bayer-Zentrale in Leverkusen: Die größte Arzneimittelkatastrophe der Firmengeschichte

gegenkommen an diesem Tag, ganz klar“, sagt er.

Mechthild Groebl, geboren am 29.7.1936, wurde vom 24.7.1998 an mit Lipobay behandelt, im Dezember trat eine Blasenentzündung auf, die fünf Tage lang behandelt wurde. Am Abend des 22.12.1998 traten starke Übelkeit, Durchfall, Kopfschmerzen und Nackenschmerzen auf, am

hem Gesamt-CK-Wert (3239 mg/dl), bedingt durch eine schwere Rhabdomyolyse, eine inzwischen allgemein bekannte Nebenwirkung von Lipobay, so heißt es im ärztlichen Abschlussbericht „zur Vorlage beim Rechtsanwalt“.

Eigentlich arbeitet Knopp in Frankfurt am Main als Anwalt bei Freshfields Bruckhaus Deringer, einer großen Kanzlei mit

noch 1870 Fälle, Einzelfälle und Sammelklagen.

„Bei denen, die diese Rhabdomyolyse hatten, waren wir unter bestimmten Voraussetzungen bereit, einen Vergleich einzugehen, was aber nur auf einen kleinen Teil der Kläger zutraf. Bei den anderen, die zumeist gar keine Nebenwirkungen hatten, sind wir standhaft geblieben“, sagt eine der Bayer-Juristinnen. „Ansonsten“, sagt sie, „hätte das vermutlich bedeutet, dass es noch mehr Klagen gegeben hätte von Patienten, denen das Produkt geholfen hat und die nur auf den Zug aufspringen.“

Es klingt, als sei die Rhabdomyolyse eine Art Scheckkarte für das große Geld von Bayer. „Das war die richtige Strategie, auch moralisch, ethisch“, glaubt die Bayer-Juristin. 3152 Vergleiche wurden so geschlossen. Es gibt Bayer-Mitarbeiter, die die Strategie jetzt auf Seminaren anderen US-Konzernen erklären. Eine deutsche Lösung war das, man hatte eine Antwort gefunden auf die geräuschlose, aber teure amerikanische Strategie.

„Entscheidend war“, sagt Knopp, „dass die US-Gerichte die Kläger so zwangen, zu belegen, dass sie tatsächlich auch durch Lipobay Nebenwirkungen hatten.“ Aber: Es ist schwer für Patienten, den eigenen Medikamentenschaden nachzuweisen.

Lipobay sollte ein „Top-Seller“ werden, jährlich 2,5 Milliarden Euro Umsatz bringen, es war seit 1997 auf dem Markt. Ein Jahr später wurde der erste Todesfall eines Patienten gemeldet, Tod durch Rhabdomyolyse, einen Muskelabbau, der zu Nierenversagen führt. Und weil solche Meldungen sich häuften, nahm Bayer das Mittel im Sommer 2001 vom Markt. Die Aufräumarbeiten laufen noch, sechs Jahre später. So lange arbeitet Knopp schon an deutschen Fällen, obwohl dort alles kleiner ist.



Opfer-Anwalt Wittl (in München)
Taucht auf, wo Menschengruppen leiden

Von anfangs 400 Vorgängen, die in Briefen, Anrufen und Anwaltsschreiben bei Bayer in Leverkusen eingegangen waren, blieben 20 Klagen. 18 Fälle hat Knopp für Bayer gewonnen, 2 stehen noch aus, leichte Fälle, ohne Rhabdomyolyse. „Wir hatten hier extrem wenig schwere Fälle“, sagt Knopp, „im einstelligen Bereich.“ Zwei Fälle hat er bislang in Deutschland durch außergerichtlichen Vergleich beigelegt. Die Groebels sollten der dritte Fall sein.

„Es ging uns nicht ums Geld“, sagt Mechthild Groebl.

Die Rentnerin sieht vom Sofa aus die Blumen auf dem Balkon stehen, die sie vor Tagen aus dem Treppenhaus hinaus in den Frühling gestellt hat, drei Rosen und Lavendel. Sie hält einen Tischkalender in den

Händen, er soll ihr helfen, sich an alles zu erinnern, auch an die Daten. Bei Tagen, die fehlen, weil sie ohne Bewusstsein war, sie nichts hörte, nichts sah, hilft ihr Mann.

„Adi, sag du mal“, sagt sie dann. Adi Groebl hat alles abgeheftet, die Berichte aus den Krankenhäusern, Laborwerte, die vielen Briefe, die er abschickte, und die, die zurückkamen, ihre ganze Geschichte.

Nebeneinander sitzen sie im Wohnzimmer ihrer Neubauwohnung mit ehwas Decken, Glasvitrinen, sie, die frühere Sekretärin, er, der frühere Produktmanager.

Die Geschichte beginnt 1998 an einem Freitag um 15 Uhr. Mechthild Groebl ging zu ihrem Hausarzt, der am Marienplatz in Freising eine dunkelvertäfelte Praxis hatte und sagte, ihr Cholesterinwert sei etwas erhöht. Das wunderte Mechthild Groebl erst, denn sie ist schmal, ernährte sich fettarm, aß kaum Fleisch oder Käse, aber erinnerte sich, dass das mit dem Cholesterin in der Familie lag. Sie nickte und wartete ab, der Arzt zog ein Medikament aus der Schublade, eine von zwei Packungen Lipobay. Ein Pharmavertreter hatte sie ein paar Wochen zuvor als Proben dagelassen.

Es hatte viele andere Cholesterinsenker gegeben, Lipobay war neu, seit einem Jahr auf dem Markt. Es galt als günstig und als Mittel, das sich auch niedrig dosieren ließ.

Die Probe half, ihr Wert sank. Von nun an lief Mechthild Groebl jeden Monat in die Apotheke, um ihre Tabletten zu holen. So vergingen Monate, der Herbst kam. Im Dezember bekam sie eine Blasenentzündung, die sie auskurierte, und Mechthild Groebl begann, sich auf Weihnachten vorzubereiten, trotz ihrer leichten Erkältung. Ihre Tochter Steffi würde aus Köln kommen mit deren Sohn Leon, in den Kalender trug sie ein, an was sie alles denken wollte. Sie blättert und liest vor, was am 23.12., dem Mittwoch, steht: „Markt, Eier holen, Möhren, Metzger, Fleischwurst Leon“.

Am Dienstag aber bekam Mechthild Groebl plötzlich Nackenschmerzen, sie litt unter Übelkeit, Durchfall, legte sich ins Bett. Und blieb im Bett. Keine Eier, keine Möhren, keine Fleischwurst. Es wurde jeden Tag schlimmer. Zweimal kam nachts der Notarzt, stand ratlos vor ihrem Bett, verschrieb ihr etwas gegen die Erkältung, beim dritten Mal rief er den Krankenwagen.

Sie spürte ihre Beine nicht mehr, sie waren geschwollen, so wie die Arme. Sanitäter zogen sie in dieser Nacht an den Achseln aus dem Bett, trugen sie durch das Treppenhaus, an den Blumen vorbei, legten sie auf eine Trage, fuhren sie davon.

Die Ärzte auf Station 4 vom Krankenhaus in Freising konnten keine Diagnose stellen. Muskelzellen würden sich auflösen, die Niere sei betroffen, mehr wussten sie nicht an diesem 29.12. Am Nachmittag beschlossen sie, Frau Groebl auf die Intensivstation des Klinikums in Schwabing zu bringen, das war ihnen sicherer. Schläuche versorgten sie mit Sauerstoff, mit Flüssigkeit, mit Antibiotika, sie bekam eine Magensonde, Zufuhr von Eiweiß, „Vorhofflimmern“ steht im Protokoll und: „Patientin ist unkenntlich aufgeschwemmt“.

„Adi, sag du jetzt“, sagt sie. Sie klappt den Kalender vom Jahr 1998 zu, legt ihn zurück neben ihre Krimis, streckt sich, sie will aufrecht sitzen. An die Tage, die kamen, erinnert sich Mechthild Groebl nicht.

„Sie lag da und wusste nichts mehr“, sagt Adi Groebl. Sie habe phantasiert, sprach von einem Schiff, von vielen Wagen, und als man sie fragte, ob sie wisse, wo sie sich gerade befinde, sagte sie: „Im Sterbehaus.“

So vergingen die Tage. Mechthild Groebl phantasierte, die Ärzte versuchten das, was ihnen einfiel. EKG, Langzeit-EKG, Röntgen-Thorax, CCT, Sonografie, Kernspintomografie. „Keiner hatte eine Idee. Sie rangen um ihr Leben“, sagt Adi Groebl.



Cholesterinsenker Lipobay
Tod durch Nierenversagen

Am Neujahrsmorgen um elf Uhr stand er wieder auf der Station bei seiner Frau, als eine Ärztin auf ihn zulief, sie hatte eine Idee. Sie zögerte zunächst und sagte dann, sie glaube an eine Auto-Immunkrankheit, ausgelöst durch einen Virus, eine bakterielle Infektion oder Medikamente. Adi Groebl sollte jedes Medikament mitbringen, das seine Frau in letzter Zeit genommen hatte.

Er ging nach Hause, in die Küche, packte ihre Beta-Blocker ein, die homöopathischen Mittel gegen die Erkältung und Lipobay. Er fuhr zurück und gab alles den Ärzten.

Sie betrachteten die Medikamente wie kleine seltene Lebewesen, sie lasen die Packungsbeilagen, sie telefonierten

mit einer Gift-Notfallzentrale, dann mit Bayer.

Was genau der Arzt, der mit Leverkusen telefonierte, da sagte, konnte Adi Groebl nicht verstehen. Er hatte auf dem Gang vor der Tür gestanden. Er fragte nach, aber er bekam keine Auskunft, bis heute nicht.

Das Wichtigste aber war, dass die Ärzte nun zu wissen glaubten, was zu tun war. Die Anordnung lautete: hochdosierte Kortisontherapie, Infusionen, Regeneration von Leber, Muskeln und Nieren.

Seiner Frau ging es langsam besser, sie erkannte ihren Mann wieder, sie hatte Appetit, auf kanarische Tomaten und Ananas.

Sie lernte das Laufen neu.

Im März war Mechthild Groebl wieder zu Hause.

Das Ende war das trotzdem nicht.

Ihr Hausarzt behandelte sie weiter. Mitte April kam es zu verstärktem Haarausfall, der bis Juli dauerte, die Beinödeme bildeten sich zurück, ihre Muskulatur an Unterarmen und Unterschenkeln schwand weiter, sie litt immer, vor allem nachts, an auftretenden Angstgefühlen. Und ihr Arzt sagte: „Die Rhabdomyolyse geht sicher auf Lipobay zurück.“ Das habe er Bayer auch mehrfach mitgeteilt.

Dass Mechthild Groebl Opfer in einem Medikamentenskandal geworden war, erfuhr sie zwei Jahre später aus der „Tageschau“. Sie saß, wie jetzt, mit Adi auf dem schwarzen Sofa.

Drei Tage später las sie in der Zeitung von einem Anwalt, bei dem sich jeder melden könne, der betroffen war oder sich betroffen fühlte als Opfer von Lipobay. Es lief ein Anrufbeantworter, auf den jeder sprechen konnte. Der Anwalt antwortete schnell und kündigte an, die ganze Angelegenheit werde Bayer Milliarden kosten.

Er schlug vor, dass die Groebels sich einer Sammelklage anschließen, die er in den USA führen wollte, die sie nichts kosten

würde. Zusammen mit rund 2000 anderen Deutschen vertrauten die Groebls diesem Anwalt.

Dann hörten sie lange nichts.

Es vergingen zwei Jahre. Bayer hatte erklärt, weltweit Vergleiche anbieten zu wollen. Die Sammelklage mit deutschen Klägern war in den USA eingeleitet und abgewiesen worden; mit ihr die Prämie für den deutschen Anwalt, der nach amerikanischem Vorbild kalkulierte, funktionierte.

Der Anwalt schrieb den Groebls noch zweimal, das erste Mal Ende 2003: „Sie gehören zu den relativ wenigen Fällen“, teilte er mit, die er bald mit Bayer verhandeln werde.

Dann hörten sie wieder lange nichts. Adi Groebl schickte dem Anwalt in der Zwischenzeit einige Briefe. Er wollte wissen, wie die Verhandlungen nun gelaufen seien.

Dass es bei dieser Sache nicht um Gerechtigkeit ging, merkte das Ehepaar zum

können alles belegen, auch wie Wittl sie fallenließ.

„Entscheidend war, dass wir nun wussten, wir gehörten zu den Fällen, die es schwer getroffen hatte“, sagt Adi Groebl. Sie beschlossen, sich an Bayer zu wenden.

Es war ein schöner Tag im September 2005, als Dietmar Knopp, der Anwalt aus Frankfurt, am S-Bahnhof in Freising, dem bayerischen Städtchen, stand. Er trug einen braunen Anzug, der gut war, aber nicht edel aussah, und eine Aktenmappe.

Adi Groebl holte ihn ab, sie fuhren bis zu dem weißen Mehrfamilienhaus in der

Ludwig-Thoma-Straße, gingen die Treppe hinauf, setzten sich an den Tisch im Esszimmer. Mechthild Groebl hatte Kaffee gekocht, sie fand, dass der Mann von Bayer nett geklungen hatte am Telefon. Sie dachte daran, dass nun alles gut würde oder zumindest besser.

Sie saß auf dem Sofa, sah zu den Blumen und hörte, was die Männer sprachen.

Der Mann von Bayer sagte, dass man sich einigen wolle. Das klang gut. Sie hörte, dass alles schlimm gewesen sein müsse für Frau Groebl. Das klang noch viel besser.

Er holte seine Unterlagen heraus, er las vor. Sie hörte die Wörter „Blasenentzündung“.

Als man Frau Groebl fragte, ob sie wisse, wo sie sich gerade befinde, sagte sie: „Im Sterbehaus.“

ersten Mal im November 2004, als der Anwalt das letzte Mal schrieb. In dem Brief heißt es, die Unterlagen würden die gesetzten Voraussetzungen nicht erfüllen. Er erlaube sich, eine Bearbeitungsgebühr in Höhe von 208,80 Euro in Rechnung zu stellen. Rückfragen seien nur noch schriftlich möglich.

„Der Fall Lipobay“, sagt der Anwalt heute, „hat mich am Ende nur Nerven gekostet und insgesamt 100 000 Euro.“

Er sitzt allein in seiner Kanzlei in München-Bogenhausen und wirkt klein. Es kann an dem großen Tisch liegen, vor dem er sitzt, an der hohen Decke über ihm. Oder am Thema. Er hat lange gezögert, bis er dem Gespräch zustimmte.

Der Anwalt heißt Michael Wittl. Er wirkt sonst nie klein, er ist immer groß, er nennt sich Opfer-Anwalt und sagt, er habe das Wort Sammelklagen in Deutschland etabliert.

Er taucht immer dann in Zeitungen auf, wenn es Menschen gibt, die leiden, gruppenweise. Er klagte für Zwangsarbeiter, für Angehörige der Opfer von Zug- oder Gondelunglücken. Jedes Mal in Amerika.

Er spricht lieber über seine Erfolge.

Der Fall Lipobay behagt ihm nicht. Er sagt, er würde heute vieles anders machen, es habe viele Missverständnisse gegeben.

Er meint die Rechnung an die Groebls. Die habe gar nicht rausgehen sollen. Die habe ein Mitarbeiter geschickt, ohne sein Wissen.

„Die Groebls wollten dann nicht mehr“, sagt er.

Michael Wittl konnte nicht damit rechnen, dass es Sammelkläger gibt, die sich auch gegen ihre Anwälte wehren. Die Groebls sprengen auch sein System. Sie

„entzündliches Geschehen“, womit er ihre Erkältung meinen musste, die sie hatte, bevor sie ins Krankenhaus gekommen war, sie hörte, wie er sagte, dass sämtliche Fristen sowieso schon abgelaufen seien, die Wörter „Entgegenkommen“ und „Größenordnung 2000 bis 3000 Euro“.

Bei jedem Satz, den der Anwalt sagte, zuckte Mechthild Groebl zusammen.

Als Dietmar Knopp aus der Wohnung gegangen war, hatten die Groebels das zweite Mal das Gefühl, dass es bei dieser Sache nicht um Gerechtigkeit ging.

Das wollten sie so nicht hinnehmen.

Sie kündigten dem Konzern an, sich an Filmproduzenten zu wenden, an Michael Moore, an Helmut Dietl und Adolf Winkelmann, an die Öffentlichkeit, denn sie wussten, dass Öffentlichkeit in dieser Angelegenheit Gift war für das Unternehmen. Sie glaubten, dass Bayer vieles von dem, was es tat, nur tat, um Lipobay herauszubekommen aus den Köpfen der Menschen und der Aktionäre.

Bayer erhöhte auf 5000 Euro.

Diese Summe bot Knopp den Groebels in seinem letzten Brief an. Er schickte einen „Entwurf einer Vergleichsvereinbarung“, den Frau Groebl unterzeichnen sollte.

Der erste Punkt darin lautete „Erledigung von Ansprüchen“, der fünfte lautete „Vertraulichkeit und Vertragsstrafe“. Er enthielt vier Unterpunkte: „Frau Groebl verpflichtet sich, über den Inhalt dieser Vereinbarung Stillschweigen zu bewahren“, „Frau Groebl trägt dafür Sorge und steht dafür ein, dass das vereinbarte Stillschweigen in gleicher Weise von Personen aus ihrem persönlichen Umfeld, insbesondere von ihrem Ehemann und von den sie behandelnden Ärzten, gewahrt wird“, „über eventuelle Anfragen von Medienvertretern werden Frau Groebl oder die vorher genannten Personen die Bayer Vital GmbH oder Herrn Rechtsanwalt Dietmar Knopp sofort informieren“, „für den Fall einer Verletzung der vereinbarten Vertraulichkeit verpflichtet Frau Groebl sich, eine Vertragsstrafe in Höhe des unter Ziffer 1.1 genannten Abfindungsbetrags zu bezahlen“.

Das Ehepaar empfand das als Nötigung. Als Modalitäten zur Auszahlung eines Schweigegeldes.

Sie wandten sich an die Staatsanwaltschaft in Köln und stellten Strafanzeige gegen Bayer, das war vor ein paar Monaten, im Januar. Die Staatsanwältin antwortete schnell. Sie begründete auf zwölf Seiten, warum sie die Ermittlungen gegen Bayer im Sommer eingestellt hatte und warum sie die für die Groebels nicht wieder aufnehmen werde.

Die Strategie der Juristen: die Opfer zwingen, den eigenen Medikamentenschaden nachzuweisen.

Sie habe die Ergebnisse aus der Zulassungsphase von Lipobay geprüft und keine Fehler gefunden. Sie habe die Werte aus der zweiten Phase, der Arzneimittelüberwachung, geprüft und auch hier keine Fehler gefunden. Es habe in den ersten beiden Phasen keine Pflichtverletzungen gegeben, was eine Frage nach der Kausalität, ob Lipobay also die Ursache für Rhabdomyolysen gewesen ist oder nicht, sinnlos mache. So sei das im deutschen Recht. Bayer habe sich „in jeder Situation adäquat verhalten“.

Sie könne aber verstehen, sagt die Staatsanwältin später, wenn die Groebels diesen Satz als etwas unbefriedigend empfänden.

In Zimmer 1.101, dem Büro im alten Verwaltungsgebäude des Leverkusener Bayer-Werks, denken Knopp und die beiden Juristinnen darüber nach, ob der Fall Groebl für sie nun abgeschlossen sei. Sie antworten nicht gleich.

„Davon gehe ich aus“, sagt Knopp.

„Ja, das ist er“, sagt die Bayer-Juristin. Das Unternehmen habe mit sehr viel Geduld über sehr lange Zeit diskutiert.

„Es hätte für Bayer ganz schnell und ganz billig laufen können“, sagt Adi Groebl auf seinem Sofa. Wenn Bayer sich entschuldigt hätte. ◆



Sonntagsdemonstranten

Ortstermin: Auf einer Wanderung durch die Bayerischen Voralpen proben Arbeitslose den Aufstieg.

Robert Philipp ist vor allen anderen da. Er steht allein am Münchner Hauptbahnhof an Gleis 34, einem Gleis, das abseits der großen Strecken liegt.

Aus Gleis 34 fährt die Bayerische Oberlandbahn. Sie bringt an Tagen wie diesem, einem Sonntag, vor allem Menschen, die sich von der Arbeit erholen wollen, in die kleinen Orte, an die Seen, ins Grüne.

Philipp wartet auf Leute ohne Arbeit.

Er sagt, er sei jetzt selbst gespannt. Er wisse auch nicht, wie viele kämen, es könnten 3 sein oder 30. Dass Anmeldungen viele Menschen eher daran hindern, etwas zu tun, gehört zu den Dingen, an die er glaubt, und dieser Tag hat viel zu tun mit dem, woran er glaubt. Philipp, der 47 Jahre alt ist, groß und schlank, der einen Dreitagebart trägt und zu seinem karierten Hemd eine blaue Schirmmütze, falsch herum wie ein Teenager, hält ein Blatt Papier in den Himmel, auf das er „Von Schliersee zum Tegernsee“ geschrieben hat. Da steht nicht drauf, was der Ausflug tatsächlich sein soll, ein Beginn, eine Übung, eine Bergwanderung für Arbeitslose.

Philipp organisiert das, weil er selbst mal arbeitslos gewesen ist. Er sagt, er habe damals ein Mittel gefunden, wie man so eine Zeit übersteht, und er möchte diese Erfahrung weitergeben.

Er möchte Arbeitslose aus ihrer Bewegungslosigkeit holen, so nennt er das. „Es fängt an mit dem Weg hierher“, sagt Philipp. Aufstehen, anziehen, Rucksack packen, ans Gleis kommen, morgens um 9.20 Uhr. Dem Tag Struktur geben.

Die Ersten sind jetzt da, ein Geograf, ein Computer-Redakteur, ein promovierter Politikwissenschaftler, die Sekretärin, die 55 ist und ohne Hoffnung.

Bevor Philipp arbeitslos wurde, hatte er lange in einem Architekturbüro gearbeitet, er heiratete, bekam zwei Kinder, kaufte ein Auto und ein Haus, das er noch abbezahlt, als die Kündigung eines Tages auch auf seinem Schreibtisch lag. Sie sagten ihm, es gebe keine Aufträge mehr.

Dieses Ende war sein Anfang. Er wusste, er musste sich bewegen, auch körperlich, aber er war kein Sportler. Er begann langsam, er walkte erst, und 2005 lief er einen

Marathon. Er nennt das, was er tat, „sich möglich machen für den Markt“. Er wurde selbständig und baut jetzt Forschungsgebäude, er baut sie neu oder um.

Seit einigen Monaten spürt er das, was in den Zeitungen „Aufschwung“ genannt wird, es fällt ihm leichter, Aufträge zu bekommen. Man kann sagen, die Konjunktur hat Robert Philipp erreicht.

Trotzdem lacht er müde, als er es hört, das Wort Konjunktur. Er sagt, es klinge, als sei es die Konjunktur allein, die schon bald jeden Arbeitslosen abholt, wie Busse die Leute von einer Haltestelle. „Bewegen muss sich jeder selbst“, sagt er.

Robert Philipp zählt die Truppe durch, es sind 22 Arbeitslose, die ihm folgen. Sie fahren los, die Stadt verschwindet, die Häuser werden kleiner und die Straßen schmaler,

bei, ein Brötchen und fünf Landjäger. Beim Meditieren oben am Hang, wo alle schweigen sollen, schweigt er. Er kämpft, setzt jeden einzelnen Schritt behutsam vor den anderen, schnauft, er ist 39 Jahre alt, aber sieht älter aus, klein und rund am Bauch.

Er will durchhalten, hier und auch sonst. Sein Arbeitsvermittler hat ihm gesagt, jeder ukrainische Handwerker bekomme in Deutschland schneller einen Job als er.

Rohde hat früher mal eine Ausbildung gemacht und ein Jahr lang als Buchhalter gearbeitet, und er weiß, hätte er den Job nicht geschmissen, wäre er jetzt nicht arbeitslos, würde hier nicht mitwandern. Er macht niemanden verantwortlich für seine Arbeitslosigkeit, den Staat nicht, die Wirtschaft nicht, die Parteien nicht. Er habe das Leben „geistig interpretieren“ wollen, sagt er, das sei

Tugend und Elend zugleich, und nun sei er eben im Elend.

Er schreibt gerade an einem Buch über „Weltenergien“, ohne einen Verlag zu haben. Er ahnt selbst, dass ein Aufschwung jemanden wie ihn nicht erlösen wird. Das hat er begriffen im Studium der Politikwissenschaften, von der Politik kann er nicht die Lösung seines Problems erwarten, da gibt es nichts zu beklagen. Freunde aus dem Schwabenland sagen, man solle ihn auf ein Kartoffelfeld schicken, dann mache er etwas Sinnvolles.

Deshalb wandert er mit, ihm helfe das, sagt er, er gebe kaum Geld aus, sei nicht al-

lein. Dass sie Kraft schöpfen, sagen die meisten anderen auch, und vielleicht bringt diese Bergdemonstration einige im Kopf weiter als Berliner Konzepte für den dritten Arbeitsmarkt.

Was Robert Philipp, der Ex-Arbeitslose, hier übt, ist das, was früher mal Solidarität hieß. Er redet mit allen, er fragt sie, wie es ihnen gehe. Auf dem letzten Stück nach Tegernsee stimmt Christoph Rohde ein Lied an, 22 Arbeitslose steigen ab und singen „Bergwanderer, das sind wir“.

Sie nehmen den Zug zurück in die Stadt um 18.27 Uhr, die Häuser werden größer und die Straßen wieder breiter, sie fahren ein in Gleis 34, dort, wo sie am Morgen gestartet waren, und gehen zurück in ihre Wohnungen.

BARBARA HARDINGHAUS



Wanderer Philipp (2. v. r.) mit Arbeitslosen: Butterblumen statt fernsehen

in Schliersee beginnt ihr Aufstieg, über den Baumgartenschneid zum Tegernsee, drei Stunden hoch und zwei Stunden runter.

Sie laufen hintereinander über Schotter den Pfad hoch. Einige reden miteinander, sammeln Bärlauch. Sie sehen Butterblumen und nicht fern. Es ist ihr Anfang, es ist ihre Montagsdemonstration am Sonntag.

Philipp genügt das schon. Er bleibt ganz ruhig, wenn Christoph Rohde, einer von denen, die mit ihm wandern, sagt: „Gleich noch meditieren und oben füttern.“ Es klingt, als nehme Rohde, der promovierte Politikwissenschaftler, diese Sache hier nicht ernst. Dass er es doch tut, zeigt schon seine Kleidung. Er hat sein Sportzeug wieder rausgeholt, er trägt ein rotes Fahrradtrikot, eine Fahrradhose, er hat Wasser da-

VOLKSWAGEN

Der Phaeton soll schrumpfen

VW-Chef Martin Winterkorn sortiert die Oberklassenmodelle seiner verschiedenen Konzernmarken neu. Bislang haben der VW Phaeton und der Audi A8 fast keinerlei Gleichteile. Deshalb musste der Wolfsburger Konzern viele hundert Millionen Euro für Doppelentwicklungen von Motoren, Getrieben, Achsen und anderen Aggregaten ausgeben. Der Nachfolger des Phaeton, der 2010 auf den Markt kommt, soll jetzt etwas kleiner ausfallen und auf der technischen Basis des Audi A6 entstehen. Er wird dann nicht nur billiger in der Entwicklung, sondern auch kostengünstiger in der Produktion sein und soll zu einem etwas reduzierten Preis



VW Phaeton

angeboten werden. Das derzeitige Modell ist wirtschaftlich ein Flop. VW wollte rund 20 000 Fahrzeuge im Jahr verkaufen. Tatsächlich werden die Wolfsburger gerade mal 5000 jährlich los. Der nächste Oberklassenwagen von Audi wird klar oberhalb des neuen Phaeton positioniert. Der neue A8 soll zugleich die Grundlage für den nächsten Bentley Continental liefern und so wiederum die Entwicklungskosten für dieses Luxusgefährt senken.



Telekom-Filiale



Obermann

KONZERNE

Telekom verliert 600 000 Kunden

Während Telekom-Chef René Obermann an seinem umstrittenen Plan festhält, rund 50 000 Mitarbeiter zu verschlechterten Bedingungen in eigenständige Service-Agenturen auszulagern, werden die Probleme in der Traditionssparte des Konzerns immer drängender. Allein in den ersten drei Monaten dieses Jahres kündigten rund 600 000 Kunden ihren Telefonanschluss bei der Deutschen Telekom AG – ein neuer Minusrekord. Hochgerechnet auf das gesamte Jahr wäre das ein Verlust von 2,4 Millionen Kunden und damit deutlich mehr, als die Telekom bisher veranschlagt hat. Dennoch kann der Konzern an seinen Ergebnisprognosen für 2007 festhalten, da parallel zu den Kundenverlusten der Verkauf von Breitbandanschlüssen deutlich angestiegen ist. Unterdessen ist Obermann auch bei der Suche nach einem neuen Personalchef fündig geworden. Schon Anfang Mai soll der bisherige Continental-Manager und angesehene Personalstratege Thomas Sattelberger, 57, das seit Monaten verwaisete Amt antreten – und eine schnelle Annäherung an die Gewerkschaften erreichen.

BÖRSENGÄNGE

Rückschlag für Müller?

Der von Werner Müller für das Frühjahr 2008 geplante Börsengang der RAG könnte sich verzögern. Grund: Bei den Eigentümern der RAG, den Konzernen E.ON, RWE und Thyssen-Krupp, regt sich Widerstand gegen Müllers Verhandlungstaktik. Anlass ist die von der RAG als Durchbruch gefeierte Einigung mit dem vierten Großaktionär, dem luxemburgischen Stahlkonzern Arcelor. Der hat vor einigen Wochen plötzlich zugestimmt, seinen 6,5-prozentigen RAG-Anteil zu einem symbolischen Preis von einem Euro abzugeben. Zu-

vor hatte Arcelor stets auf einem Kaufpreis von mindestens 200 Millionen Euro beharrt. Besonders RWE befürchtet, dass es zwischen RAG und Arcelor

Nebenabsprachen wie etwa den verbilligten Einstieg der Luxemburger in RAG-Kokereien gegeben haben könnte. Aus diesem Grund will der RWE-Vorstand einem Verkauf seiner Anteile für einen Euro vorerst auch nicht zustimmen. Bei RWE gibt es sogar Überlegungen, das heikle Thema von den Aktionären selbst bei einer Hauptversammlung abstimmen zu lassen.



Müller

FOTON: PRESS

SIEMENS

Ex-Vorstand Pauly unter Druck

In der Affäre um schwarze Kassen des Siemens-Konzerns gerät der Ex-Bereichsvorstand der Kommunikationspart (Com) und heutige Telekom-Vorstand Lothar Pauly immer mehr in Erklärungsnot. E-Mails aus dem Jahr 2000 werfen die Frage auf, ob der Topmanager über mutmaßliche Schmiergelder in Millionenhöhe informiert war. Zumindest im Fall eines 50-Millionen-Euro-Deals mit dem chinesischen Mobilfunkanbieter Unicom könnte Pauly eine Zahlung auch selbst abgesegnet haben. Eine zentrale Rolle in dem Fall spielt Max R., der für Siemens als Auftragsvermittler gearbeitet hat – und den Ermittler für einen möglichen Schmiergeldverreiber halten. R. informierte Pauly am 29. Februar 2000 in einem Schreiben über ein Treffen mit „Besuchern“ in Hongkong. Die Unterredung sei erfolgreich gewesen, „obwohl die Gelder noch nicht zur Verfügung standen“. Sein Kollege wäre „eine Menge Verpflichtungen eingegangen und habe süße Versprechungen gemacht“. R. musste das Geld von Siemens offenbar auch danach noch anmahnen, denn ein Siemens-Manager räumte rund vier Wochen später gegenüber Pauly ein, „dass die Zahlung bei uns vermasselt wurde“ und „erst Anfang nächster Woche Österreich verlasse“. Dort unterhielten die Münchner seinerzeit einen



Pauly

Teil ihrer schwarzen Kassen. Über eine zweite Zahlung berichtet der Manager, dass „wir circa zehn Arbeitstage brauchen, um das Geld zum Empfänger zu bringen“. Dies sei der Preis, „den wir für die Anonymisierung“ zahlen. Zugleich warnte er: „Wir sollten unser Minimum an Abschottung meines Erachtens nicht aufgeben und irgendwelche Direktüberweisungen als Siemens tätigen.“ Paulys Antwort: „Ist o. k. Die Abschottung nicht aufgeben.“ Ex-Siemens-Manager Pauly, gegen den in diesem Zusammenhang nicht ermittelt wird, bestreitet, von Schmiergeldzahlungen „gleich welcher Art“ gewusst zu haben – ebenso von schwarzen Kassen. Von möglichen rechtswidrigen Zahlungen von R. an Dritte habe er keine Kenntnis. Er wisse auch nicht, weshalb R. auf Anonymisierung der Leistungen gedrängt habe. „Von Schmiergeldzahlungen kann insoweit keine Rede sein“, sagt Paulys Anwalt Kurt Kiethe. Gleichwohl: Im Herbst 2000 mahnt R. erneut Zahlungen von Siemens an. Dabei sei es „kein Problem, unsere Rechnungen zu bezahlen“. Im unwahrscheinlichen Fall, dass kontrolliert würde, werde man lediglich feststellen, dass er und sein Partner „zwei gut bezahlte Agenten“ seien. Es sei unmöglich, die Transaktionen weiterzuverfolgen.

KRANKENVERSICHERUNG

Kontrollen verschärft

Die steigenden Gesundheitsausgaben veranlassen führende Privatversicherer zu verschärften Ärztekontrollen einerseits – und zu rigiderer Auswahl im Neukundengeschäft andererseits. So investierte die DKV gemeinsam mit der Victoria in der Ergo-Gruppe einen dreistelligen Millionenbetrag in ein neues Computerprogramm, das Arztrechnungen auf unplausible und überhöhte Posi-



Arztvisite

tionen überprüfen soll. Das Unternehmen reagiert damit auf „Optimierungs“-Software, die viele Ärzte heute bei der Abrechnung ihrer Leistungen einsetzen. Die Programme sollen den Medizinern offiziell helfen, keinen Posten zu vergessen, unterstützen sie aber auch beim raffinierten Abkassieren. Die Allianz-Krankenversicherung wiederum hat die Gesundheitsprüfung verschärft. Antragsteller mit hohem Krankheitsrisiko sollen konsequenter abgewiesen werden.



Großbaustelle eines Einkaufszentrums (in Essen): Es brummt wie lange nicht mehr

JOCHEN TACK / IMAGO

KONJUNKTUR

Wirtschaftswunder 2.0

Experten in Regierung und Wissenschaft wundern sich über die Kraft des deutschen Aufschwungs. Er lässt die Arbeitslosigkeit schneller sinken und spült mehr Geld in die Staatskassen als alle früheren Konjunktur-Erholungen in der Geschichte der Republik. Warum eigentlich?

In Friedrichsdorf im Hochtaunuskreis boomt es China-gleich. Jedenfalls auf einem 4500 Quadratmeter großen Betriebsgelände an der Max-Planck-Straße. Dort produziert das Pharmaunternehmen Axicorp preiswerte Arzneimittel – mit beeindruckenden Wachstumsraten.

Firmengründer Holger Gehlhar will den Umsatz in diesem Jahr von 50 Millionen Euro auf 80 Millionen Euro steigern, die Belegschaft soll um 50 Prozent aufgestockt werden. 70 neue Arbeitsplätze sind geplant. „Dieses Jahr wird das beste in unserer fast fünfjährigen Firmengeschichte“, sagt der Inhaber.

Auch 300 Kilometer entfernt, in Kempfen im Allgäu, läuft die Konjunktur auf Hochtouren. Bernhard Simon, Chef des Logistikunternehmens Dachser, möchte dieses Jahr 1000 neue Leute einstellen, 400 davon in Deutschland. Vergangenes Jahr waren es genauso viele. Ende des Jahres

werden dann 8600 Menschen für das Familienunternehmen im Inland arbeiten – über zehn Prozent mehr als noch 2005. „Unsere Geschäfte gehen so gut, weil die Geschäfte unserer Kunden prima laufen“, sagt der Firmenchef.

Mit Lastwagen, Schiffen und Zügen transportiert Dachser die Produkte von Autozulieferern, Werkzeugmaschinenherstellern und Elektronikfirmen. Kaum ein Bereich, mit dem der Logistikkonzern nicht zu tun hat.

Und überall das gleiche bunte Bild: Es brummt wie lange nicht mehr. „Die deutschen Firmen sind einfach wieder richtig stark geworden“, sagt Simon.

So oder so ähnlich klingt es landauf, landab. Der Aufschwung hat eine Kraft entwickelt, die auch kühnste Erwartungen übertrifft. Quer durch die Republik stocken die Personalchefs großer und kleiner Unternehmen ihre Belegschaften auf.

Die Einstellungswelle hinterlässt deutliche Spuren in der Arbeitsmarktstatistik. Von März 2006 bis März 2007 sank die Zahl der Jobsuchenden um fast 900 000, so stark wie nie zuvor in der Geschichte der Republik. Und so soll es weitergehen.

450 000 Jobs sollen in diesem Jahr neu entstehen, prognostizierten die fünf führenden Wirtschaftsforschungsinstitute in ihrem Frühjahrsgutachten, das sie am Donnerstag vergangener Woche vorstellten. Jeden Tag finden 1200 Menschen neue Arbeit. 2008 soll die Jobmaschine auf ähnlich hohen Touren weiterlaufen.

In diesem und im kommenden Jahr werde die Wirtschaft um jeweils 2,4 Prozent zulegen, sagen die Konjunkturforscher voraus.

Die Bundesregierung wird diese Einschätzung in ihre eigene Prognose übernehmen, vielleicht mit einem kleinen Abschlag für 2007 – und damit endgültig auf

Optimismus umschalten. Bislang hatte sie für 2007 mit 1,7 Prozent gerechnet.

Deutschland wächst mittlerweile in amerikanischen Dimensionen. Die US-Wirtschaft legte in den vergangenen Jahren zwischen drei und vier Prozent zu, allerdings bei kräftig wachsender Bevölkerung. In Deutschland dagegen stagniert die Einwohnerzahl. Beim aussagekräftigeren Vergleich des Pro-Kopf-Wachstums bewegen sich beide Länder in der gleichen Größenordnung.

Sollten die Prophezeiungen tatsächlich eintreffen, dürfte sich auch der hiesige Arbeitsmarkt amerikanischen Verhältnissen annähern. Im kommenden Jahr könnte die Zahl der Jobsuchenden immer näher an die Drei-Millionen-Marke heranrücken, kalkulieren Regierungsexperten.

Und nicht nur auf dem Arbeitsmarkt ist Besserung in Sicht. Beim Blick auf den Zustand der Staatsfinanzen von Minister Peer Steinbrück wird die Öffentlichkeit gegenwärtig Zeuge einer Art Wunderheilung. Die Steuereinnahmen steigen von Monat zu Monat mit zweistelligen Zuwachsraten im Vergleich zum Vorjahr. Das Staatsdefizit, also das Minus von Bund, Ländern, Gemeinden und Sozialversicherungen, schnürt zusammen. Nächstes Jahr soll das Staatskonto ausgeglichen sein, sagen die Institute voraus. Zur Erinnerung: Noch vor zwei Jahren verstieß Deutschland gegen die Neuverschuldungsgrenze des Stabilitätspakts von drei Prozent.

Aufmerksam wird die neue deutsche Dynamik unter Regierungschefin Angela Merkel im Ausland registriert. Das no-

torisch deutschlandkritische Fachblatt „Financial Times“ aus London schreibt bewundernd von einem „neuen Wirtschaftswunder“ – und empfiehlt das Land als Vorbild für weniger dynamische Volkswirtschaften wie Frankreich oder Italien.

Nur: Was befeuert diesen Aufschwung? Wieso reagieren Arbeitsmarkt und Steuereinnahmen diesmal so schnell und so stark? Die Experten beschäftigt auch die Frage, ob ein zusätzlicher Prozentpunkt Wachstum mittlerweile mehr Steuern und mehr neue Jobs bringt als früher. Und wenn ja, weshalb das überhaupt so ist.

Bei den Steuereinnahmen, so die einhellige Meinung von Wirtschaftsforschern, ist es noch zu früh, um die Frage eindeutig zu klären. Vor zehn Jahren galt die Faustregel, dass ein Prozent mehr Wachstum auch ein Prozent mehr Einnahmen für den Fiskus bedeutet.

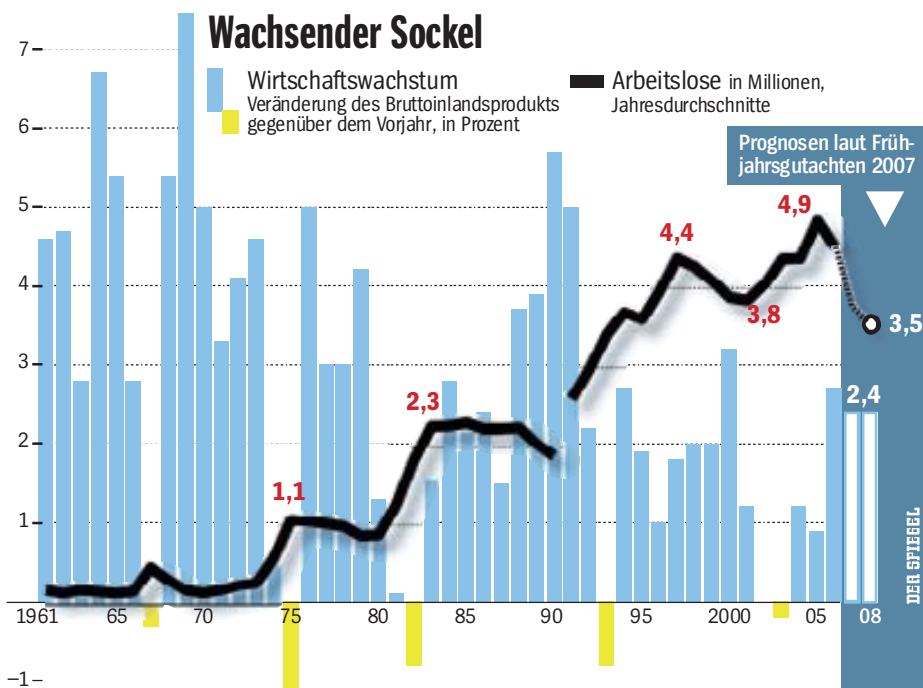
„Dieser Zusammenhang ist in den zurückliegenden Jahren eher schwächer geworden“, glaubt Michael Thöne, Geschäftsführer des finanzwissenschaftlichen Forschungsinstituts der Universität Köln. Ein Prozent Wachstum ließ die Einnahmen nur um 0,6 Prozent steigen. Ursache dafür waren nicht zuletzt die Steuersenkungen seit Beginn der Jahrzehnte. Erst in jüngster Vergangenheit beobachteten die Wissenschaftler eine Trendwende.

„Vor allem die Gewinnsteuern steigen kräftiger, als zu erwarten gewesen wäre“, hat Heinz Gebhardt, Steuerexperte beim Rheinisch-Westfälischen Institut für Wirtschaftsforschung in Essen, beobachtet. Der Grund: In den zurückliegenden Jahren, in denen Wachstum und Gewinne dümpelten, mussten die Unternehmen nur geringe Vorauszahlungen an die Finanzämter überweisen. Doch in den vergangenen beiden Jahren schossen die Gewinne nach oben. Nun wird nachversteuert.

Gleichzeitig verlangen die Finanzbeamten höhere Vorauszahlungen. „Eine solche Verzögerung von zwei bis drei Jahren ist im Aufschwung üblich, wenn auch nicht in dieser Größenordnung“, sagt Gebhardt.

Auch das höhere Aufkommen an Lohnsteuer lässt sich erklären. Hunderttausende Menschen haben neue Arbeit gefunden – und zahlen wieder Steuern. Die Finanzminister in Bund und Ländern dürfen sich über einen Nebeneffekt freuen: Jemand mit neuem Job konsumiert eifriger als ein Arbeitslosengeldbezieher.

Am Arbeitsmarkt ist der Effekt noch stärker: Im aktuellen Aufschwung entstehen weit mehr Jobs als während früherer Erholungen. Fachleute des Wirtschaftsministeriums haben das Phänomen analysiert – und beziffert. Von 1992 bis 2000 war ein Wachstum von mindestens 1,5 Prozent nötig, damit neue Arbeitsplätze entstanden. Diese Beschäftigungswelle ist



Finanzminister Steinbrück (l.), Kanzlerin Merkel*: Zeugen einer Art Wunderheilung

* Mit Wirtschaftsminister Michael Glos und dem Vorsitzenden des Sachverständigenrats Bert Rürup.

merklich gesunken, auf derzeit ein Prozent. Die Folge: Der Beschäftigungsaufbau setzt früher ein und fällt mit höherem Wachstum kräftiger aus als zu früheren Zeiten. Auslöser für die neue Beweglichkeit auf dem einst als verkrustet verschrienen deutschen Arbeitsmarkt war eine Reihe von Reformschritten, die jeder für sich als unzureichend kritisiert wurden, in der Summe aber dennoch Besserung brachten.

Den ersten Schwung an neuer Beschäftigung erlebten Zeitarbeitsfirmen. Deren Aufblühen wurde erst möglich, als die Bundesregierung nahezu sämtliche Beschränkungen für die Branche aufhob – und damit den beschäftigungshemmenden Kündigungsschutz austrickste.

lobt Wolfgang Franz, Arbeitsmarktexperte und Mitglied im Sachverständigenrat.

Doch der wohl größte Anteil am Aufschwung kam ohne Zutun der Politiker zustande. Das Verdienst gebührt den Tarifparteien, also Arbeitgebern und Gewerkschaften. Über Jahre schlossen sie zurückhaltende Tarifverträge ab. In der Folge sanken die Lohnstückkosten oder stiegen zumindest nicht so stark wie in anderen Ländern (siehe Grafik). Die Messzahl beschreibt das Verhältnis von Löhnen zur Produktivität und ist damit ein aussagekräftiger Maßstab für die Wettbewerbsfähigkeit einer Volkswirtschaft.

Ihre Kernaussage: Ein Land hat zwei Möglichkeiten, seine Konkurrenzfähigkeit zu steigern. Entweder dämpft es Löhner-

(siehe Seite 84). „Damit würde die mühsam gewonnene Flexibilität wieder gefährdet.“ Es steht einiges auf dem Spiel: Deutschland erlebt einen geradezu muster-gültigen Aufschwung, der allerdings auch ausländischer Nachfrage zu verdanken ist.

Lohnzurückhaltung und eine attraktive Produktpalette ließen zuerst die Exporte steigen. Hinzu kam Glück: In Asien und Osteuropa entwickeln sich gigantische Wirtschaftsräume. Diese Länder gieren nach Waren, auf deren Produktion sich Deutschland besonders gut versteht: Werkzeugmaschinen, komplette Fabriken, Autos. Nun springt – zum Schluss – auch noch der vielbeschworene Konsum an.

Zweifler, die die Entwicklung nur als vorübergehende konjunkturelle Belebung se-



Firmengründer Gehlhar, Speditionschef Simon: Jeden Tag finden 1200 Menschen neue Arbeit

Mittlerweile stellen die Firmen auch wieder selbst ein. Zahlreiche Bündnisse für Arbeit räumten auf Betriebsebene Einstellungs hemmnisse ab. So wurden die Arbeitszeiten an vielen Orten verlängert, Zulagen gestrichen, sogar Gehälter gekürzt. All das war schmerzhaft für die Beschäftigten, führt aber nun dazu, dass Unternehmen wieder mehr Jobs schaffen als streichen oder ins Ausland verlagern.

Auch die vielgescholtenen Arbeitsmarktgesetze der rot-grünen Bundesregierung, Hartz I bis IV, entfalten ihre Wirkung. Der Druck auf Arbeitslose, eine neue Beschäftigung anzunehmen, ist gestiegen. Auch können die Arbeitsagenturen nun im Aufschwung vielen Dauerarbeitslosen wieder neue Beschäftigung anbieten. Die Möglichkeiten, eine solche Offerte strafflos auszuschlagen, sind deutlich reduziert worden. Drückeberger müssen nun mit Abschlüssen rechnen. Und die staatlichen Arbeitsvermittler geben sich erkennbar mehr Mühe als früher.

Daneben wurden unnütze Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen gestrichen. Ähnlich erging es Anreizprogrammen für Frühverrentungen. Sie verleiteten Firmen dazu, ältere Mitarbeiter auf Kosten der Allgemeinheit vorzeitig aufs Altenteil zu schicken. „Die Politik hat in den vergangenen Jahren nicht alles falsch gemacht“,

höhen, oder es steigert seine Produktivität. Deutschland macht derzeit beides.

„Es wäre leichtsinnig, wenn die Gewerkschaften diese erfreuliche Entwicklung mit überzogenen Lohnforderungen aufs Spiel setzten“, warnt der Wirtschaftsweisen Franz. Seine Kollegen in den Instituten rechnen jedoch noch mit der kollektiven Vernunft der Tarifpartner. Sie unterstellen, dass sie auch dieses Jahr konjunkturverträgliche Abschlüsse vereinbaren. Für genauso kontraproduktiv wie zu hohe Lohnabschlüsse hält Franz die aktuellen Mindestlohnpläne

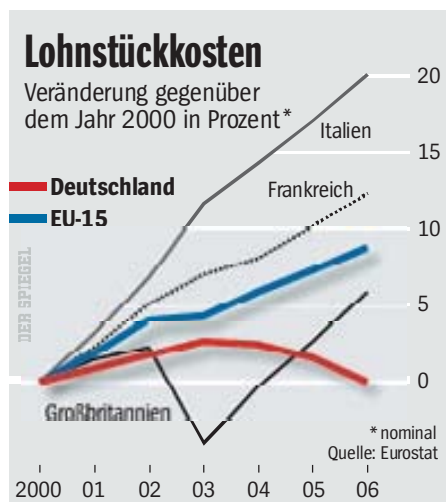
hen, geraten mittlerweile in die Minderheit – und in Argumentationsnot. Selbst konditionsstarke Skeptiker wechseln das Lager. So sieht Bundesbankpräsident Axel Weber kein Ende des Booms. Der Aufschwung zeige noch keine „Ermüdungserscheinungen“.

Dennoch bleiben Risiken, die auch die Optimisten nicht verschweigen. So könnte ein weiter steigender Euro die Exporte Deutschlands gefährden – auch wenn der größte Teil der Waren in die Euro-Zone ausgeführt wird. Zudem könnte der Abschwung in den USA die deutsche Wirtschaft empfindlich treffen.

Experten sehen die Gefahren indes mit erstaunlicher Gelassenheit. Sie glauben, dass Deutschland solche Störungen wegen seiner Reformanstrengungen besser wegstecken könne als früher. Als Beleg gilt ihnen die gerade verdaute Mehrwertsteuererhöhung. Früher hätte derlei ausgereicht, um die Konjunktur abzuwürgen.

Und so scheint gar eine eherne Gesetzmäßigkeit zu fallen: In den vergangenen 30 Jahren lag die Arbeitslosenzahl am Ende eines Konjunkturzyklus immer höher als zu seinem Beginn, die Sockelarbeitslosigkeit stieg weiter. Hilmar Schneider vom Bonner Institut zur Zukunft der Arbeit ist wie andere Fachleute zuversichtlich: „Wir sind auf gutem Weg, jetzt diesen Trend zu brechen.“

CHRISTIAN REIERMANN



GEWERKSCHAFTEN

Propaganda statt Realpolitik

Mit seinem Plädoyer für generelle Mindestlöhne erschwert Ver.di-Chef Bsirske eine Einigung in der Koalition. Er selbst schließt reihenweise niedrigere Tarifverträge ab.

Was ein „sittenwidriger Verdienst“ ist, weiß Frank Bsirske ganz genau. „Hungerlöhne von drei, vier oder fünf Euro sind zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel“, sagt der Chef der Dienstleistungsgewerkschaft Ver.di. Deshalb müsse der Staat „einen für alle gültigen Mindestlohn von 7,50 Euro“ festsetzen. Und selbst diese Summe könne nur „als Einstieg“ firmieren, sagt er.

Was ein Hungerlohn ist, weiß auch Roland Ehrhardt. Als zuständiger Ver.di-Fachbereichsleiter hat er im Bundesland Sachsen den untersten Friseurtarif ausgehandelt: 3,82 Euro. Dennoch kommt dem altgedienten Gewerkschafter nicht in den Sinn, die Vereinbarung zu kündigen: „Das wäre die schlechtere Alternative.“

7,50 Euro oder 3,82 Euro? Die Spanne zwischen Bsirskes Forderungen und dem, was seine eigene Gewerkschaft in den Mühen der tariflichen Ebene aushandelt, sorgt für wachsende Missstimmung im Gewerkschaftslager. Viele pragmatische Funktionäre halten die von Bsirske durchgesetzte Forderung nach einem generellen staatlichen Mindestlohn, der die eigenen Tarife teils um das Doppelte überbietet, für fragwürdig.

Sie beklagen einen Bruch mit der gewerkschaftlichen Tradition. Vor einem „schweren Schaden für die in Deutschland praktizierte Tarifautonomie“ warnte vergangene Woche Chemiegewerkschaftschef Hubertus Schmoldt. Vor allem aber fürchten die Kritiker aus dem Gewerkschaftslager, dass Bsirskes Mindestlohnstrategie die Chancen auf einen Kompromiss in der Großen Koalition verringert.

7,50 Euro seien eher dem Trickkasten der Symbolpolitik entnommen, heißt es im Umfeld von DGB-Chef Michael Sommer. Der Sozialdemokrat will mit einer realistischen und das heißt branchengerechten Lösung im politischen Poker punkten.

Bsirske dagegen geht es weniger um Politik als um Propaganda. Der Ver.di-Boss hat die Position der Arbeitnehmerorganisationen hierzulande komplett gedreht. Bis vor kurzem war unter Gewerkschaftern unbestritten, dass sich der Staat aus dem Tarifgeschäft herauszuhalten hat.

Vor allem die mächtigen Industrie- und der Che-



Top-Gewerkschafter Sommer, Bsirske: Gespaltene Zunge

miebranche wollten lange nur solche Mindestlöhne akzeptieren, die zuvor von Arbeitgebern und Gewerkschaften ausgehandelt wurden. Doch auf dem DGB-Kongress im vergangenen Mai gelang es Bsirske, die IG-Metall-Spitze auf seine Seite zu ziehen. Vergangene Woche näherten sich auch führende SPD-Politiker wie Vizekanzler Franz Müntefering dem Ver.di-Kurs an.

Doch Bsirskes Reden und Tun passen nicht zueinander. Der Chef-Funktionär hat jede Menge Tarife abgesegnet, die er bei Kundengebungen gern als „Gipfel der Ausbeutung“ anprangert.

Ob Einzelhandel oder Öffentlicher Dienst: In rund 60 Tarifverträgen mutet Ver.di den eigenen Mitgliedern Löhne von 3,18 Euro (Friseurhandwerk Thüringen) oder 4,33 Euro (Wachdienst Brandenburg) zu. Würde der gewünschte Mindestlohn

eingeführt, müsste der Staat Bsirskes Tarife auf einen Schlag um eine Spanne von 14 bis 146 Prozent erhöhen. Genau das fürchten die Kritiker des Gewerkschaftsbosses.

Allein in Ostdeutschland verdient nahezu jeder fünfte Beschäftigte unter der angestrebten Grenze, so das Nürnberger Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Würde die 7,50-Euro-Marke Gesetz, wären „viele Arbeitsplätze gefährdet“, so Institutsexperte Ulrich Walwei.

Noch ernster nehmen viele Gewerkschafter eine andere Gefahr: Bei einem allgemeinen gesetzlichen Mindestlohn gerieten möglicherweise ihre eigenen tariflichen Verdienstgrenzen in Gefahr. In der Baubranche etwa könnten die

Arbeitgeber versucht sein, den bisher gültigen branchenweiten Mindestlohn von gut zehn Euro (West) auf die neue gesetzliche Grenze zu drücken.

Entsprechend deutlich warnten Tarifexperten von IG Bau und IG Metall die zuständigen Arbeitsmarktpolitiker der Koalition in internen Anhörungsrunden vor dem Ver.di-Modell. Vor allem fürchten viele DGB-Funktionäre, dass sie mit Bsirskes Maximalforderung am Ende ganz leer ausgehen. Kanzlerin Angela Merkel hat bereits signalisiert: Je weiter sich die Gewerkschaften von der tariflichen Realität entfernen, desto geringer wird die Chance, dass die Union überhaupt irgendwelchen Mindestlöhnen zustimmt.

Für Gewerkschaftsboss Bsirske sind das keine Gründe, von seiner Doppelstrategie abzuweichen. „Wir haben nie ein Hehl daraus gemacht, dass es Branchen gibt, wo sich zu wenig Menschen gewerkschaftlich organisiert haben – mit der Folge, dass es an der Durchsetzungskraft fehlt, Armuts-löhne zu verhindern“, sagt der Ver.di-Chef. Ohne gesetzlichen Mindestlohn stünde seine Gewerkschaft deshalb auch in Zukunft vor der Frage, „Armutsstarife abzuschließen oder es den Arbeitgebern gleich zu überlassen, Löhne einseitig festzulegen“.

So viel Doppelsprech geht seinen Kritikern zu weit. Norbert Hansen, Chef der Eisenbahn-Gewerkschaft Transnet, will Bsirske nur zu gern als Häuptling gespaltene Zunge überführen. Er hat begonnen, alle Tarife unterhalb der gewerkschaftlichen Armutsmarke zu kündigen.

Dasselbe fordert er nun von allen DGB-Organisationen, wie aus einem Antrag für den zuständigen Bundesvorstand hervorgeht. „Tarifverträge mit Stundenlöhnen unterhalb von 7,50 Euro“, heißt es darin, „sind nicht mit den Grundwerten der DGB-Gewerkschaften vereinbar und müssen weg.“

MICHAEL SAUGA

Ver.dis Hungerlöhne

Von den Gewerkschaften...

... geforderter Mindestlohn **7,50€**

... ausgehandelte Tariflöhne (Auswahl)

FRISEURHANDWERK

Brandenburg, Sachsen-Anhalt **3,05€**
Sachsen **3,82€**

TRANSPORT UND VERKEHR

Mecklenburg-Vorpommern **3,91€**
Thüringen **5,12€**

BEWACHUNGSGEWERBE

Meckl.-Vorpommern, Thüringen **4,32€***

EINZELHANDEL

Niedersachsen **6,56€**
Schleswig-Holstein **6,83€**

ÖFFENTLICHER DIENST

Länder Ost **6,87€**

GROSS- UND AUSSENHANDEL

Sachsen **7,01€**
Saarland **7,25€**

Quelle: Hans-Böckler-Stiftung

* Separatwachdienst

DER SPIEGEL

INVESTOREN

Streichholz am Ölfass

Die ABN Amro ist die erste Großbank, die einem Hedgefonds-Angriff zum Opfer fällt: Deutsche Institute halten sich zurück. Sie profitieren lieber von den Jägern, als selbst ins Visier zu geraten.



Bankzentrale von ABN Amro (in Amsterdam): Fertigmachen zum Ausverkauf

Für Josef Ackermann war es eines der eisernen Gesetze des Finanzgewerbes: „Feindliche Übernahmen schließe ich im Bankensektor aus“, sagte der Chef der Deutschen Bank gern und oft. Auch Klaus-Peter Müller, der Vorstandsvorsitzende der Commerzbank, wiederholte diesen Spruch bei vielen Gelegenheiten. Nein, nein, Banken fressen sich einfach nicht gegenseitig auf.

Doch in Zeiten von Hochgeschwindigkeits-Kapitalismus und „Heuschrecken“-Plagen zerplatzen auch solche Gewissheiten. Großanleger haben Hedgefonds und aggressive Beteiligungsgesellschaften mit vielen hundert Milliarden Euro ausgestattet. Die müssen ihr Geld schleunigst ausgeben, bevor die große Sause an den Finanzmärkten vorbei ist.

Deshalb sind nach all den braven Maschinenbauern, Autozulieferern und Industriedienstleistern nun auch die Finanzhäuser selbst ins Visier der Firmenjäger geraten. Und oft kann dabei schon die



Hedgefonds-Manager Hohn
Kapitalismus pur

schlagkräftige Truppe eines gerade mal ein Dutzend Mitarbeiter starken Fonds genügen, milliarden schwere Finanzkonzerne ins Trudeln zu bringen – wie nun die niederländische Großbank ABN Amro.

Schon am 21. Februar hatte ein Manager des Hedgefonds mit dem schönen Namen The Children's Investment Fund (TCI) den Niederländern in einem schnell auch an die Nachrichtenagenturen weitergereichten Brief mitgeteilt, dass sie eigentlich unfähig sind. Über sechs Jahre habe der Vorstand der Bank eine Restrukturierung nach der anderen auf den Weg gebracht. Doch der Gewinn je Aktie sei in einer Zeit, in der nahezu alle anderen Institute ein hohes Wachstum erzielten, kaum gestiegen.

Das war nur der Anfang. „Der Vorstand soll alle Möglichkeiten zu Verkauf, Aufspaltung oder Fusion der ganzen Bank oder von Teilen prüfen“, heißt es in einer Entschließung, die TCI am Donnerstag dieser Woche den Aktionären von ABN Amro auf der Hauptversammlung zur Abstimmung vorlegen wird.

Ohne Wenn und Aber solle das ganze Geld aus den Verkäufen an die Aktionäre durch einen Aktienrückkauf oder eine Dividende abgetreten werden. Im Klartext: Fertigmachen zum Ausverkauf!

Ganz schön frech für einen Fonds, der nach Auskunft eines Investmentbankers nur 1,7 Prozent der Aktien des niederländischen Finanzkolosses mit weltweit 105 000 Mitarbeitern besitzt. Doch die Börsianer reagierten sofort. Der Aktienkurs sprang um über sechs Prozent nach oben. Kein Wunder: TCI-Chef Christopher Hohn hat seit seinem Feldzug gegen die Deutsche Börse AG vor zwei Jahren nicht nur hierzulande einen Ruf wie Donnerhall.

Damals mussten Deutsche-Börse-Chef Werner Seifert und dessen Aufsichtsratschef, Ex-Deutsche-Bank-Sprecher Rolf Breuer, zurücktreten, weil Hohn von London aus eine mächtige „Heuschrecken“-Allianz geschmiedet hatte. Nachdem er die Fusion der Deutschen mit der Londoner Börse verhindert hatte, kassierte der Hedgefonds-Manager mächtig ab: Er sorgt dafür, dass die quasi öffentlich-rechtlichen Monopolgewinne der Börse in den Taschen der Aktionäre landen – und damit auch in seinen.

Wer den Hohn hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Den Bankern der ABN Amro war schnell klar, dass Harvard-Absolvent Hohn nicht allein agiert. Hedgefonds wie Centaurus, Polygon oder der Tosca-Fonds sollen mit von der Partie sein. Selbst ein niederländischer Pensionsfonds, der schnelle Geschäfte wittert, macht mit.

Hohn gehört zu einer Speerspitze von sogenannten aktivistischen Fonds, die unterbewertete Unternehmen aufspüren, dort investieren und dann so lange für Radau sorgen, bis eingelenkt wird.

Wenn das Opfer Schwäche zeigt, steigen dann noch sogenannte Opportunity-

Fonds ein. Das sind Fonds, die, ähnlich den Haien in freier Wildbahn, relativ schnell mitbekommen, wenn irgendwo auf der Welt Blut im Wasser schwimmt.

Bei ABN Amro war die Gelegenheit besonders gut. „TCI war das Streichholz am Ölfass“, sagt ein Investmentbanker. Ein ungeheuer dickes Ölfass obendrein.

Das Institut hat fast 40 000 Beschäftigte mehr als die Deutsche Bank. Sein Börsenwert liegt mittlerweile höher als der des deutschen Branchenprimus und beträgt gar das Vierfache der Commerzbank. ABN Amro hat in Brasilien, den USA sowie Italien eigene Banken und insgesamt 4500 Filialen weltweit.

Der niederländische Bankchef Rijkman Groenink hatte gehofft, dass schiere Größe auch Schutz und Kraft bedeuten, und in den vergangenen Jahren ziemlich wahllos Kreditinstitute überall auf der Welt zusammengekauft. Doch Aktivisten wie Hohn lassen sich nicht von Größe blenden. Sie wollen Gewinn sehen. Der Anfang vom Ende wurde eingeleitet, als Groenink Anfang des Jahres öffentlich eingestehen musste, dass die Bank ein Kostenproblem habe.

„Wir sind an der holländischen Sucht nach Konsens gescheitert“, sagt ein Spitzenmanager der Bank selbstkritisch. Es gab immer einen, der noch einen Freund hatte, und deshalb sei nicht schnell genug entschieden worden. Nun hofft der Banker darauf, dass in der Übernahmeschlacht wenigstens der Wert seiner eigenen Aktienoptionen klettert.

Die deutschen Vorstandschefs Ackermann und Müller warnten immer, dass bei einer feindlichen Übernahme die besten Mitarbeiter das Weite suchen. Das holländische Beispiel wird möglicherweise zeigen, dass dies nicht so sein muss. Es kommt letztlich darauf an, wer die Bank übernimmt und was dann damit geschieht.

ABN-Amro-Chef Groenink ergab sich schnell in sein Schicksal. Er setzt auf eine freundliche Übernahme durch die britische Barclays Bank in der Hoffnung, dass die sich in den Niederlanden nicht sehr einmischen würde. Doch solche Freundlichkeiten sind nicht nach dem Geschmack von Fonds-Pirat Hohn.

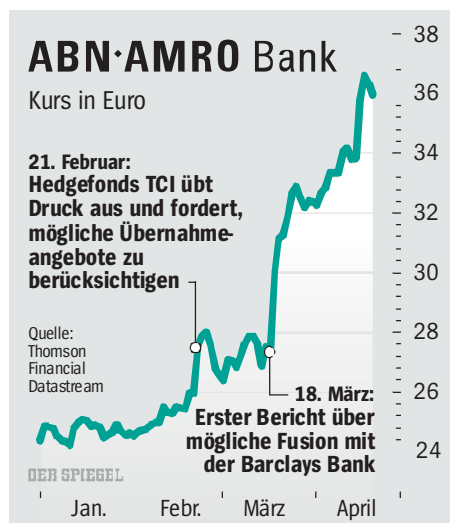
Nur wenn es in einer Übernahmeschlacht richtig rau zugeht, lässt sich für die Aktionäre ordentlich etwas herausholen. Dass die Erwerber später mehr Jobs und Kosten abbauen müssen, wenn der Preis in einem Bietergefecht nach oben schnell, interessiert den Aktivisten in seinem kleinen Büro im feinen Londoner Stadtteil Mayfair nicht. Derlei wird als Kollateralschaden in Kauf genommen.

„Wer in Hedgefonds investiert, bekommt Kapitalismus pur“, sagt Martin Keller, in der Vermögensverwaltung der Deutschen Bank zuständig für Hedgefonds-Investitionen. Für deren Manager stünden „die Aktionäre an erster Stelle in der Nahrungskette“, meint der Schweizer.



ABN-Amro-Chef Groenink

Ziemlich wahllos Kreditinstitute gekauft



Hohn drängte die ABN-Amro-Manager, auch mit potentiellen Zerschlagern ihres Konzerns zu verhandeln. Wieder bekam er seinen Willen. Die ABN-Amro-Aktien von TCI haben seit Februar 320 Millionen Euro an Wert gewonnen.

Ab Montag dieser Woche laufen die Gespräche der Niederländer mit Fred Goodwin, dem Chef der Royal Bank of Scotland. Der will zusammen mit der spanischen Großbank Banco Santander und der belgisch-niederländischen Fortis den ABN-Amro-Koloss zerlegen und hat sich bereits die US-Tochter LaSalle sowie die asiatischen Aktivitäten der Holländer reserviert.

Goodwin wird in der Branche auch „Fred, the Shred“ genannt, weil er oft bewiesen hat, wie schnell und hart er ein Unternehmen nach der Übernahme fleddern kann. Weil solche Filetierer mehr bieten

können, ist nun auch Barclays auf der Suche nach Partnern. Bank of America, die spanische BBVA sowie BNP Paribas sind an bestimmten Teilen interessiert.

Deutsche Banken halten sich vornehm zurück – vielleicht aus Imagegründen, vielleicht aber auch, um nicht selbst ins Visier potentieller Plünderer zu geraten. Stattdessen wollen die Deutschen nun auch von den Hedgefonds profitieren.

Die Deutsche Bank möchte ihren Anlegern in Zukunft einen Dachfonds anbieten, der in besonders aggressive Hedgefonds wie TCI investiert. „Die Strategie wird von einem gewissen Kundensegment nachgefragt“, sagt Vermögensverwalter Keller. Bisher seien nur vier Prozent der Anlagen in der Vermögensverwaltung für reiche Privatleute in Hedgefonds investiert. Das solle langfristig auf über zehn Prozent steigen.

Selbst die Allianz AG, der größte Vermögensverwalter in Deutschland, rüstet auf. Ähnlich wie bei der Deutschen Bank sind in Hedgefonds bisher Kundengelder in Höhe von acht Milliarden Euro angelegt.

Es ist ein Spiel mit dem Feuer – sowohl für die Anleger wie für die Finanzgiganten. Ausgerechnet die Münchener Rück, lange Jahrzehnte das Schwesterunternehmen der Allianz, gilt aktuell als primäres Ziel für eine mögliche Attacke der Aggressoren in Deutschland.

Der zweitgrößte Rückversicherer der Welt verfügt über große Barreserven, der Aktienkurs ist wegen Problemen in den USA leicht depressiv. Und vor allem: Das Unternehmen besitzt mit dem Erstversicherer Ergo einen Unternehmensteil, der sich schnell zu Geld machen ließe.

Weil den Hedgefonds von den Anlegern immer irrwitzigere Summen aufgedrängt werden, fallen die Hemmungen, solche Mythen zu attackieren. Einer der ganz großen Spieler, die Beteiligungsgesellschaft CVC Capital Partners, hat sich für einen neuen Milliardenfonds von ihren Anlegern explizit die Erlaubnis eingeholt, auch feindliche Übernahmen anzugehen.

Hohn, der sein persönliches Vermögen im vergangenen Jahr um mindestens 250 Millionen Dollar aufstocken konnte, wird der Trend freuen. Weil seine TCI 2006 eine Rendite von etwa 40 Prozent erzielte, drängen ihm Großinvestoren immer mehr Geld auf. Statt mit 700 Millionen Dollar wie noch 2004 kann er künftige Feldzüge mit 14 Milliarden Dollar bestreiten.

Und noch jemand profitiert von seiner Geldgier: Kinder in Indien und Afrika. Hohns Frau Jamie Cooper-Hohn kann jedes Jahr 0,5 Prozent der Gebühreneinnahmen von TCI für mildtätige Zwecke vereinnahmen. An eine Stiftung, die Children's Investment Fund Foundation, wurden rund hundert Millionen Dollar überwiesen. Von den Erträgen profitieren aidskranke Waisenkinder. So gewinnen am Ende auch ein paar, die das Geld wirklich brauchen können.

CHRISTOPH PAULY



Stadtvielen (in Cuxhaven)

Omas Häuschen in den Klauen des Fiskus?

FINANZPOLITIK

Raten auf den Todesfall

Berliner Finanzpolitiker wollen die Erbschaftsteuer abschaffen und durch eine Art kontinuierliche Vermögensteuer ersetzen.

Michael Meister ist ein gemüthlicher Pragmatiker – und ein friedlicher, bodenständiger Mensch. Sein Lieblingsgetränk sei Milch, schreibt er auf seiner Homepage, seine Lieblingspeise gibt er mit Kartoffelpuffer an. Er ist nicht für Aufregungen gut.

Dennoch hat der Fraktionsvize der Union im Bundestag vergangene Woche einen wahren Glaubenskrieg vom Zaun gebrochen, als er öffentlich die Frage stellte: „Braucht Deutschland überhaupt eine Erbschaftsteuer?“ Das saß.

SPD-Chef Kurt Beck rügte die „unverantwortliche Vorgehensweise“ postwendend. Andere Sozialdemokraten, darunter der schleswig-holsteinische Innenminister Ralf Stegner, drohten mit der Blockade wichtiger Projekte im Bundesrat, sollte die Koalition das Ansinnen weiterverfolgen. Selbst Parteifreunde distanzieren sich: „Ich halte nichts von einer Abschaffung“, sagte Bayerns Finanzminister Kurt Faltlhauser (CSU). Doch Meister fand auch Unterstützer – etwa CSU-Wirtschaftsminister Michael Glos sowie den finanzpolitischen Sprecher seiner Fraktion, Otto Bernhardt. Der will nun wiederum versuchen, einen Kompromiss zu finden.

Bernhardt, aber auch „viele andere in der Union“, wie der Politiker versichert,

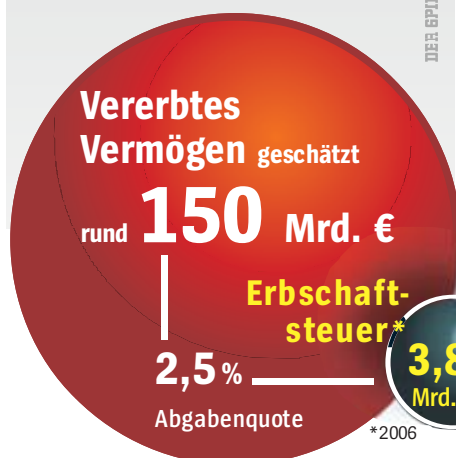
wollen die Erbschaftsteuer zwar abschaffen, „aber keinesfalls ersatzlos streichen“. Der Finanzexperte liebäugelt damit, die Steuer durch eine Art Abschlagsteuer auf die Erträge von Vermögen zu ersetzen. Die Blaupause dafür hat die Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Ernst & Young geliefert.

Ein Beispiel: Wer das Glück hat, das Wohnhaus seiner Eltern im Wert von einer Million Euro zu erben, muss heute einmalig etwa 75 000 Euro bezahlen. Nach Bernhardts Modell würde diese Zahlung künftig wegfallen – dafür wäre aber ein jährlicher Aufschlag auf die Grundsteuer fällig. Freibeträge, etwa auf selbstgenutzte Immobilien, wären möglich.

Bei Betriebsvermögen würde die Zahlung auf die Gewerbeertragsteuer erhoben – bei Kapitalvermögen auf die ab 2009 geltende pauschale Ertragsteuer. Die Höhe der fälligen Zahlungen könnte so festgelegt werden, dass die Summe dem jährlichen Aufkommen der Erbschaftsteuer entspricht.

Privileg der Erben

Die Belastung von Erbschaften in Deutschland 2005



„Selbst eine Progression der Abschlagsätze ist ohne weiteres denkbar“, sagt Günther Jordan, Steuerfachmann von Ernst & Young und Urheber des Modells. Die Regierung könnte die Sätze deshalb so gestalten, dass die neue Steuer für den Einzelnen – bei einer durchschnittlichen Lebenserwartung – der Belastung durch die heutige Erbschaftsteuer gleichkommt.

Allerdings würde die alternative Steuer nicht nur im Todesfall erhoben, sondern jedes Jahr – als eine Art Ratenzahlung auf den Erb- als Ernstfall.

Doch in den Köpfen der Menschen ist die Erbschaftsteuer seit vielen Jahrzehnten fest verankert – als adäquates Mittel der Umverteilung von oben nach unten. Wer Millionen geschenkt bekommt, soll der Gemeinschaft etwas abgeben, solange „Oma ihr klein' Häuschen“ außen vor bleibt, wie SPD-Generalsekretär Hubertus Heil seiner Klientel verspricht.

Doch gerade Omas Häuschen droht derzeit in die Klauen des Fiskus zu geraten. Das Bundesverfassungsgericht forderte Ende Januar von der Bundesregierung, die niedrige Bewertung von Immobilien bei der Bemessung der Erbschaftsteuer bis Ende 2008 aufzugeben (SPIEGEL 6/2007). Sonst entfällt die Erbschaftsteuer ganz.

Seither überlegen Politiker, wie alle Vermögenswerte zunächst marktgerecht und gleich bewertet werden könnten. Anschließend sollen dann die Steuersätze für die unterschiedlichen Vermögensarten errechnet und so festgesetzt werden, dass sich für die Erben möglichst wenig ändert.

Doch das ist problematisch. Denn laut den Verfassungsrichtern können einzelne Vermögensarten zwar unterschiedlich stark belastet werden, allerdings muss dies sachlich begründet sein. Mangelnde Durchsetzungskraft oder fehlende Konfliktbereitschaft innerhalb der Großen Koalition sind als Entschuldigung kaum akzeptabel.

Die Abschlagsteuer dagegen wäre verfassungsgemäß, weil sie längst etablierte Steuern als Grundlage nutzt. „Und der bürokratische Aufwand wäre um ein Vielfaches geringer“, versichert Jordan. Die aufwendige Bewertung von Vermögen im Todesfall fiele ersatzlos weg.

Zwar hat der Koalitionsausschuss auf Druck des empörten SPD-Chefs Beck reflexartig beschlossen, die Erbschaftsteuer in der jetzigen Form zu erhalten. Doch auch in den Reihen der Sozialdemokraten wird die Idee nicht überall verworfen. Der wirtschaftspolitische Sprecher der SPD-Fraktion, Rainer Wend, sieht in dem Vorschlag „eine interessante Überlegung, die wir uns näher ansehen sollten“. Ihn überzeugt, dass damit „völlig unbürokratisch eine Art kontinuierliche Vermögensteuer“ erhoben werden könnte.

WOLFGANG REUTER

PLEITEN

Projekt Plünderung

Chinesische Investoren sollen Geld und Patente einer badischen Hightech-Schmiede abgezogen und die Firma am Ende in die Insolvenz getrieben haben.

Peter Halupczok hatte sich das Ende seines Berufslebens anders vorgestellt. Am Dienstag vergangener Woche musste er mitansehen, wie ein Sattelschlepper die mobilen Reste seiner Firma abtransportierte und nach Ungarn verfrachtete.

Für seine letzten Jobmonate wird er keinen Lohn mehr bekommen. Außerdem muss er damit rechnen, dass wahrscheinlich auch seine betriebliche Altersversorgung futsch ist.

sigen Märkten in Osteuropa und Asien, die es zu erschließen gelte, schwärmte der TCL-Chef Li Dongsheng. Doch TCL war offenbar nur kurzfristig am Fachwissen der Schwarzwälder Ingenieure interessiert, die in eine eigene Tochter TTE Germany überführt wurden. Nachdem die ihre Schuldigkeit getan hatte, trieben die Chinesen dieses Unternehmen in die Insolvenz.

Für die Umstände der Pleite könnte sich bald die Staatsanwaltschaft interessieren. Denn TCL schöpfte offenkundig nicht nur Fachwissen ab, sondern plünderte das Unternehmen auch finanziell systematisch aus. In einem Kauf- und Schuldenübernahmevertrag erwarb das von TCL dominierte Gemeinschaftsunternehmen Vermögen in Höhe von rund 1,8 Millionen Euro. Gleichzeitig übernahmen die Chinesen sämtliche Pensionsansprüche und Gehaltsverpflichtungen, wofür ihnen Thomson rund 5,7 Millionen Euro überwies. „Niemand weiß, wo das Geld geblieben ist“, sagt der ehemalige Betriebsratsvorsitzende Franz Ritter.

Mit dem Joint Venture gingen die Chinesen zudem die Verpflichtung ein, sich an den Standort Villingen-Schwenningen zu

zu optimieren, Kostensenkungsvorschläge zu machen, Mitarbeiter zu schulen und Werkstätten aufzubauen. Sämtliche bei Thomson und TTE entwickelten Patente wurden nach China weitergereicht.

Zuletzt arbeiteten die Techniker beispielsweise an einem System, das die moderne DVB-T-Empfangstechnik in großformatige Flachbildfernseher integriert. Nun wirft der Insolvenzverwalter Wolfgang Hauser den Chinesen vor, dass der damalige Geschäftsführer John Stolte Mitte November veranlasst habe, „die aktuelle Datenbank des Projekts nach China“ zu schicken, so dass die Chinesen „zu diesem Zeitpunkt über den neuesten Stand der Entwicklung verfügen konnten“.

Stolte soll zudem seit längerer Zeit damit befasst gewesen sein, für TCL Szenarien zu entwickeln, „wie der Geschäftsbetrieb der Schuldnerin am kostengünstigsten aufgelöst werden kann“. Zum Projekt Plünderung gehörte, dass die Chinesen sich nicht nur Patente sicherten, sondern offenbar auch die Kasse leer räumten – inklusive Pensionsrückstellungen. „Das ist ein klassischer Fall, an dem man sieht,



TTE-Mitarbeiter (in Villingen-Schwenningen), TCL-Chef Li: „Das scheint irgendwie alles nach dem Vorbild von BenQ abgelaufen zu sein“

1966 begann Halupczok als Entwicklungsingenieur bei dem Traditionsunternehmen Saba im baden-württembergischen Villingen. In ihren besten Zeiten beschäftigte die Firma mehr als 6000 Mitarbeiter. Bis zuletzt tüftelte Halupczok an neuesten Trends der Fernsehtechnik – allerdings längst nicht mehr unter dem Namen Saba.

1980 kaufte der französische Thomson-Konzern die Schwarzwälder Elektronikschmiede. Doch damit begann auch der Abstieg. Immer größere Teile der Produktion wurden abgezogen. Immer häufiger wechselten Namen und Besitzverhältnisse. Das wahre Unheil für die seinerzeit noch 125 Mitarbeiter begann jedoch erst 2004.

Damals stieg die chinesische TCL-Gruppe mit zwei Dritteln ein – und zum weltgrößten Hersteller von Fernsehgeräten auf. Name des neuen Gemeinschaftsunternehmens: TCL Thomson Elektronik (TTE). Von einer langfristigen französisch-chinesischen Partnerschaft war die Rede, von rie-

binden. In dem Städtchen war lediglich die Forschungs- und Entwicklungsabteilung des Unternehmens angesiedelt, die Endproduktion fand in China und Osteuropa statt. Eigene Umsätze konnten die Villingen in dieser Konstruktion nicht generieren.

Das hat ihnen jetzt das Genick gebrochen. Denn im November 2006 drehte TTE Europe auf Anweisung der Zentrale im chinesischen Shenzhen einfach den Geldhahn zu. Weder die Rechnungen für laufende Entwicklungsarbeit wurden beglichen noch die Löhne ausgezahlt, obwohl die Verträge noch bis Juli galten.

„Das scheint irgendwie alles nach dem Vorbild von BenQ abgelaufen zu sein“, sagt Guy Heuzé, langjähriger TTE-Manager für Labor und technischen Service.

Zuvor holten sich die Chinesen jedoch alles, was sie an Know-how im Schwarzwald bekommen konnten. Wöchentlich mussten die Ingenieure nach China fliegen, um in den dortigen Fabriken Abläufe

wie es China gelingt, uns unsere Hochtechnologie wegzuschnappen“, sagt Hans Joachim Hauser vom baden-württembergischen Wirtschaftsministerium.

TCL ging dabei raffinierter vor, als es sich die Beschäftigten vorstellen konnten. Die Chinesen setzten den Geschäftsführer Stolte formal bereits im Juni des vergangenen Jahres ab, ohne die Belegschaft davon in Kenntnis zu setzen. Möglicher Grund: Als amtierender Geschäftsführer hätte Stolte sich nach deutschem Recht strafbar gemacht, wenn er dem Unternehmen bewusst Schaden zugefügt hätte. Stolte ist seitdem nicht mehr erreichbar, TCL will sich zu den Vorfällen nicht äußern.

Stattdessen setzte der Konzern den Chinesen Kenneth Xiaoping Zhang ein, der sich vorher mit einer anderen Operation empfohlen hatte: Vor zwei Jahren schlossen auf seine Veranlassung hin die traditionsreichen Schneider-Fernsehfabriken im schwäbischen Türkheim.

JANKO TIETZ

WERBUNG

Infektion nach Plan

Mundpropaganda bewirkt oft mehr als riesige Werbeetats.

Davon versuchen nun auch große Unternehmen zu profitieren. Ihr „virales“ Marketing birgt allerdings auch Risiken.

Es schien, als hätte jemand ganz zufällig einen Riesen-Scoop gelandet: Verwickelte Videobilder zeigen den brasilianischen Fußballstar Ronaldinho, wie er bei einer Trainingseinheit aus 16 Metern gegen die Latte schießt, den zurückfliegenden Ball direkt stoppt und wieder gegen die Latte donnert – das Ganze viermal hintereinander, ohne dass der Ball den Boden berührt.

Das Video wirkt, als hätte einer der Balljungen vom Rande des Trainingsplatzes zufällig mit einer Handkamera draufgehalten und dabei diese unglaubliche Szene eingefangen. Der Internet-Link zu den Bildern ging innerhalb weniger Tage um die Welt. Tatsächlich ist das Video alles andere als der Glückstreffer eines Amateurfilmers, sondern einer der raffiniertesten Werbeerfolge des Sportartikelherstellers Nike – und einer der billigsten.

Zwar wurde schnell klar, dass Ronaldinhos Ausrüster Nike hinter dem vermeintlichen Amateurvideo steckt und die fußballerische Wundertat wohl nur mit Hilfe des Computers zustande kam. Doch der Sportartikelhersteller hatte sein Ziel bereits erreicht: Millionen von Menschen hatten freiwillig eine Werbebotschaft weitergereicht und dann auch noch darüber gestritten, diskutiert, gerätselt – der Traum eines jeden Werbers.

Nike ist nicht das einzige Unternehmen, das diese neue Form der Mundpropaganda entdeckt hat, die Experten „virales“ Marketing nennen – weil sich die Botschaften mit der Schnelligkeit von Viren via Netz verbreiten lassen. Ob Deutsche Telekom oder VW, Motorola oder Procter & Gamble: Vor allem bei den Großkonzernen suchen die Strategen immer öfter nach Wegen, ihre Kunden dazu zu bekommen, Werbebotschaften freiwillig selbst zu verbreiten – und damit aufzuwerten.

Denn im Lärm der reklametechnischen Dauerbeschallung auf allen TV-Programmen gehen Botschaften auch schnell einmal unter. Die Werbemanager klagen längst abwechselnd über „Fragmentierung“ oder „Atomisierung“ des Markts und stöhnen über zunehmend überforderte oder gelangweilte Konsumenten.

Ganz anders sieht es dagegen mit der Aufmerksamkeitsspanne aus, wenn „Neuigkeiten“ aus dem persönlichen Umfeld kommen: Die Hälfte bis zwei Drittel aller Kaufentscheidungen, so belegen Stu-

lich unerkannt unter die Leute zu bringen. Volkswagen etwa konstruierte gemeinsam mit dem TV-Star Hape Kerkeling ein Blog, in dem Kerkelings zweites Ich, die Journalistenkarikatur Horst Schlämmer, berichtet, wie er den Führerschein macht. Die Episoden avancierten in kürzester Zeit zu einem der drei meistbesuchten deutschen Online-Tagebücher.

Die Beteiligung von VW flog zwar relativ schnell auf, da in den Beiträgen der von



Virale Kampagnen für Calvin Klein, Nike, VW, Werbung für Nintendo: Botschaften durch die



Agenturgründer Zorbach, Zerr: „Simulation einer Grippeepidemie“

dien, werden durch Empfehlungen von anderen, Konsumenten, Freunden und Bekannten, beeinflusst. Das Internet ist das Medium zum Trend.

Ob auf Videoseiten oder in E-Mail-Anhängen, Blogs oder Online-Spielen: Immer mehr Unternehmen experimentieren deshalb mit den Möglichkeiten, Werbebotschaften statt mit massiven Kampagnen eher durch die Hintertür oder sogar gänz-

Kerkeling alias Schlämmer genutzte VW Golf wohl etwas zu häufig gelobt wird. Doch daran stört sich offenbar kaum jemand. Im Gegenteil: Die VW-finanzierten Internet-Episoden werden immer populärer.

Andere Unternehmen treffen mit ihren Täuschungsmanövern auf weit weniger Wohlwollen. Vorvergangene Woche flog ein Parfumerhersteller mit dem Versuch auf, den neuen Duft von Calvin Klein über fik-

tive Blogger zu vermarkten – und geriet dafür im Internet heftig unter Beschuss. Der beabsichtigte Marketingerfolg kann sich auch schnell zum PR-Desaster entwickeln.

Wie sehr Unternehmen bewusst die Grenzen zwischen Werberealität und Fiktion zu verwischen suchen, zeigt auch die virale Kampagne von Hornbach. Die Baumarktkette ließ einen Spot produzieren, in dem ein Motorrad-Stuntman versucht, über

spot sehen, müssen die Werbeviren bei Meinungsführern gestreut werden, die für die Zielgruppe relevant sind.

Für den Dübelerhersteller Fischer etwa identifizierte VM-People die weltweit führenden Statiker und ihre Beziehungen untereinander. Zur Einführung eines neuen Spezialdübels startete Fischer dann keine Massenkampagne, sondern warb nur um diese Meinungsführer – prompt war das neue Produkt in der Baubranche bekannt.

Inzwischen gibt es auch in Deutschland Agenturen wie etwa Dialog Solutions in Hamburg, die sich darauf spezialisiert haben, virale Kampagnen loszutreten, indem sie die Clips ihrer Kunden an strategisch wichtigen Orten im Internet platzieren. Dazu wird auch die anschließende Verbreitung der Filmchen verfolgt. Denn nicht nur wie schnell, sondern auch wo sich die Werbebotschaft im Internet entwickelt, ist für die Hintermänner wichtig.



Hintertür oder sogar gänzlich unerkannt unter die Leute bringen

einen Baumarkt zu springen, aber spektakulär abstürzt. Wie auch bei Nike scheint der Spot mit wackeliger Hand von einem Amateurfilmer gedreht. Parallel dazu wurde eine Fan-Homepage für den fiktiven Stuntman, angeblich aus Reno, Nevada, eingerichtet und Plakate mit ebenso fiktiven Terminen für seine Stuntshow geklebt.

Das Konzept ging auf: Mehrere Millionen Mal wurde der Clip angesehen, bei dem eigentlich nicht der Stuntman, sondern der Baumarkt im Mittelpunkt steht.

„Unsere Arbeit hängt davon ab, dass die Leute aus eigenem Antrieb etwas weiter-sagen oder empfehlen“, sagt Michael Zerr. Der Mann war früher mal Chef des Strom-anbieters Yello und ist heute gemeinsam mit Thomas Zorbach Chef von VM-People, eine der wenigen Agenturen in Deutschland, die sich ausschließlich mit viralem Marketing befassen.

In den Büroräumen der Agentur hängen statt Plakaten mit erfolgreichen Werbekampagnen auch mal Wandposter, auf denen die „dynamische Simulation einer Grippeepidemie“ lehrbuchartig dargestellt wird. Selbst die meisten sprachlichen Anleihen beim viralen Marketing klingen eher nach Fachsimpeleien unter Ärzten: Da geht es etwa um Wirte, Nährböden oder exponentielle Ansteckungsraten.

So einfach wie bei einer Grippeepidemie ist es mit den Werbeviren dann aber doch nicht: Denn für eine erfolgreiche Viral-Marketing-Kampagne, bei der es nicht nur darum geht, dass möglichst viele Menschen im Internet einen lustigen Reklame-

In den USA sind solche von Konzernen aufgebaute Empfehlungsnetzwerke schon an der Tagesordnung. Der Konsumgüter-riese Procter & Gamble etwa hat eine Datenbank mit rund 230 000 Teenagern, die für den Konzern Marken und Produkte testen – und gegebenenfalls weiterempfehlen. Andere Unternehmen wie Coca-Cola oder Toyota nutzen inzwischen ebenfalls diese Mundpropagandisten.

Auch Nintendo setzt auf die Wirkung von persönlichen Empfehlungen: Vor Weihnachten identifizierte der Elektronikkonzern eine Reihe von „Alpha-Müttern“, die in ihren Bekanntenkreisen den meisten Einfluss ausüben, und ließ sie Spielepartys für andere Mütter mit der neuen Nintendo-Videokonsole Wii organisieren. Die entsprechend beeinflussten Mütter, so die Hoffnung des Konzerns, würden ihren Kindern dann zu Weihnachten die Nintendo-Konsole statt eines Konkurrenzprodukts kaufen.

In Deutschland wird bislang nur selten so viel Aufwand getrieben. Meist geht es dann doch vor allem darum, Werbeclips so im Internet zu platzieren, dass sie möglichst schnell die Runde machen.

In den Konzernen und Werbeagenturen zerbrechen sich die Marketingstrategen deswegen zunehmend die Köpfe über möglichst ausgefallene Kurzfilmchen. Denn grundsätzlich gilt: Je schriller, umso größer scheint die Wahrscheinlichkeit, dass die Clips weiterverbreitet werden – nach dem Motto: „Das musst du gesehen haben.“

Und nicht jeder durchs Internet gejagte Clip ist gleich ein Marketingerfolg. Virale Filme seien auf dem Weg, „das Massengrab des Marketings“ zu werden, mäkelte etwa jüngst die Werbelegende Jean-Remy von Matt, denn bei YouTube lägen bereits Abertausende virale Filmchen rum, die „einfach nicht ansteckend sein wollen“.

Zudem birgt die immer weiter zunehmende Beliebtheit der ungesteuert im Internet kursierenden Kurzfilmchen noch eine weitere Gefahr für Unternehmen: Immer öfter machen vermeintlich schrille Werbespots die Runde, die eigentlich gar keine sind. Wirklich unternehmen können Konzerne dagegen nichts. Einmal in Umlauf gesetzt, können virale Aktionen dieser Art auch nicht mehr gestoppt werden – anders als klassische Kampagnen.

So kursiert weltweit noch immer ein Clip, der zeigt, wie ein offenbar arabischer Mann in Tarnjacke mit Dynamitgürtel am Leib in einen VW Polo steigt. Vor einem belebten Café hält der Wagen, der offensichtlich Selbstmordattentäter drückt den Bombenauslöser – doch statt in die Luft zu fliegen, wackelt der Polo nur leicht hin und her. Das Inferno bleibt drinnen. Am Ende wird das VW-Logo eingeblendet und darunter der Slogan: „Polo. Small but tough“.

Volkswagen hat mit dem Clip nichts zu tun: Unbekannte hatten ihn wohl bloß zum Spaß in Umlauf gebracht. Der Autohersteller fand das überhaupt nicht lustig: „Wenn wir sie erwischen, müssen sie mit strafrechtlichen Konsequenzen rechnen“, hieß es im Konzern.

THOMAS SCHULZ

TV-SENDER

Sterndeuter wollen verkaufen

Das Astro-Imperium Questico steht zum Verkauf. Das Berliner Unternehmen, das einen Großteil der deutschen Boulevardblätter mit Horoskopen beliefert und den TV-Kanal Astro TV betreibt, hat eine Investmentbank beauftragt, einen Verkauf zu prüfen. Zu den Interessenten gehörte auch der Springer-Verlag, der derzeit auf der Suche nach Investitionsmöglichkeiten im TV- und Internet-Geschäft ist. Im Verlag heißt es aber, Springer habe sich schon wieder zurückgezogen, weil der Kaufpreis zu hoch war. Auch Burda sei nach anfänglichem Interesse abgesprungen, berichten Beteiligte. Questico, das mit über 2000 selbständigen Beratern vor allem via Telefon Lebenshilfe gegen Gebühr anbietet, erzielte im vergangenen Jahr rund 60 Millionen Euro Umsatz und einen geschätzten Vorsteuergewinn von fünf bis acht Millionen Euro. Der Finanzinvestor Wellington Partners, dem 60,59 Prozent gehören, sowie die vier Vorstände – sie halten je 7,45 Prozent –



Astro TV

wollten seit längerem aussteigen, heißt es. Doch seien sich die Besitzer über den Verkaufspreis uneinig, berichten Branchenkenner. Der Mehrheitseigner hoffe auf insgesamt über 120 Millionen Euro, was Experten jedoch für unrealistisch halten.



Schulte-Hillen, Berliner Verlag



VERLAGE

Schulte-Hillen steigt aus

Gerd Schulte-Hillen, Aufsichtsrat und Miteigner der BV Deutsche Zeitungsholding, die die „Berliner Zeitung“ besitzt, hat seine Anteile am Unternehmen verkauft. Sein Paket von etwa 1,6 Prozent hat der ehemalige Gruner+Jahr-Boss an den britischen Finanzinvestor David Montgomery abgegeben. Auch Peter Skulimma, Geschäftsführer des Verlags, hat sich dem Vernehmen nach entschlossen, Kasse zu machen. Montgomerys Investmentfirma Mecom zahlte im März den Miteigner

Veronis Suhler Stevenson (VSS) aus. Vor wenigen Tagen legten die Briten ein Angebot für die restlichen zehn Prozent vor, die den Führungskräften seit dem Einstieg der Investoren Ende 2005 angeboten worden waren. Der Verkauf dürfte sich für die Aussteiger in jedem Fall lohnen: Sie hatten die Anteile großteils zum Vorzugspreis bekommen. Im Vergleich zu VSS und Mecom zahlten sie nur rund ein Zehntel. Zwar profitierte Schulte-Hillen davon nur eingeschränkt, aber auch er dürfte über eine Million Euro Gewinn eingestrichen haben, glauben Insider. Seinen Posten als Aufsichtsrat wird der Verlagsmanager, der für VSS in dem Gremium saß, wohl ebenfalls bald abgeben. Beteiligte rechnen damit, dass der Aufsichtsrat aufgelöst wird.

FERNSEHEN

Stündliche Nachrichten auf ZDF-Kanal

Für die Nachrichtensender N-tv und N24 wird die Konkurrenz größer. Die ARD plant, ihren digitalen Kanal Eins Extra zum Nachrichtenkanal auszubauen. Nun will auch das ZDF seinen digitalen Informationskanal erweitern. Wenn der Fernsehrat zustimmt, sollen vom Spätsommer an auf dem ZDF-Info-Kanal stündlich Nachrichten zu sehen sein. Zudem soll bei wichtigen Ereignissen auch über längere Strecken aktuell berichtet werden. „Wir machen jedoch keinen eigenen Nachrichtenkanal“, sagt ZDF-Chefredakteur Nikolaus Brender. Das restliche Programm soll aus Wiederholungen von ZDF-Sendungen bestehen. Die Beiträge können für den Spartenkanal jederzeit neu aufbereitet werden, so dass etwa Berichte von Auslandskorrespondenten in längeren Fassungen als im Hauptprogramm zu sehen sein werden. Profiteur der Neuerungen sei auch das ZDF-Hauptprogramm: Es sei durch die neue Struktur leichter, bei Großereignissen innerhalb weniger Minuten auch im Hauptprogramm live auf Sendung zu gehen.

„Wenige genuine Ostdeutsche“



Der in Jena lehrende Kommunikationsforscher Georg Ruhrmann, 52, über das negative Bild Ostdeutschlands in den Nachrichten der Privatsender

SPIEGEL: Herr Professor Ruhrmann, Sie behaupten, dass der Osten im Fernsehen zu schlecht wegkommt und überproportional häufig als Heimstatt von Kriminalität und Verbrechen gezeigt wird. Wie kommen Sie darauf?

Ruhrmann: Unsere Untersuchungen zu den Hauptnachrichtensendungen von acht TV-Sendern zeigen, dass sich bei den Privaten fast ein Drittel der Ost-Nachrichten um Angstthemen dreht, bei den öffentlich-rechtlichen Anstalten machen Kriminalität, Verbrechen oder Katastrophen nur sieben Prozent aus. Alle Sender haben dieselben Agenturmeldungen als Ausgangsmaterial. Und ich gehe davon aus, dass ARD und ZDF keine wirklich wichtigen Themen in Ostdeutschland auslassen.

SPIEGEL: Woran liegt eine solche Verzerrung der wirklichen Verhältnisse?

Ruhrmann: Da gibt es viele Gründe. Das, was ich kommunikative Infrastruktur nenne, spielt eine Rolle. Die Ost-Bundesländer betreiben Öffentlichkeitsarbeit noch nicht mit dem Aufwand, wie es der Westen tun kann. Hinzu kommt: Die wirklich wichtigen Medienstandorte liegen nicht im Osten, dort residieren kaum Firmenzentralen. Gerade die kleinen privaten Sender haben keine Journalisten vor Ort, keine Landesstudios. Das bedeutet auch, dass weniger recherchiert und berichtet wird. Und: Bei den Fernsehsendern, aber auch bei den großen Verlagen gibt es wenige genuine Ostdeutsche, die in der Hierarchie der Sender ganz vorn sind.

SPIEGEL: Universitäten wie Ihre in Jena müssen eben bessere Journalisten ausbilden.

Ruhrmann: Die jungen Leute, mit denen ich hier in Thüringen seit zehn Jahren arbeite, sind sehr gut und hochmotiviert. Daher ist absehbar, dass die jungen Absolventen, die wir erst seit sechs Jahren haben, demnächst auch in Führungspositionen erfolgreich sein werden. Das braucht seine Zeit.

SPIEGEL: Was geht dem Publikum verloren, wenn der Osten in den Medien schlechter wegkommt, als er ist?

Ruhrmann: Es gibt in Ostdeutschland spannende Themen. Besonders auch Erfolgsgeschichten. Man müsste nur genauer hingucken. Hier in Jena wie auch in Leipzig, Dresden oder Weimar geht wissenschaftlich und kulturell die Post ab. Oder nehmen Sie die Wirtschaft in Sachsen, die läuft sehr gut und wächst.

SPIEGEL: Und warum nehmen die Nachrichten von so viel Positivem so wenig Notiz?

Ruhrmann: Wir haben vor ein paar Jahren Umfragen bei Journalisten gemacht, die zeigen, dass im Nachrichtenalltag der Konkurrenzdruck gewachsen ist. Nachrichten leben heute viel stärker von schnellen starken Bildern. Der Anteil von Nachrichten, die ein Sprecher verliert, geht zurück. Für substanziellen Journalismus, der Bilder mit sachlicher Information und Kommentierung durcharbeitet, sie sogar in den berühmten 1:30 Minuten einer Nachrichtensendung erklärt, bleibt immer weniger Zeit, besonders bei den kleinen privaten Sendern.



Jena

TV-Vorschau

Das Geheimnis der „Hindenburg“

Dienstag, 20.15 Uhr, ZDF

Eine Brücke zwischen Europa und Amerika sollte die „Hindenburg“ nach der Vorstellung ihres Erbauers schaffen. Dieser Traum endete jäh im Mai 1937: Das deutsche Luftschiff, fast so lang wie die „Titanic“, explodierte während der Landung in Lakehurst bei New York und riss 36 Menschen in den Tod. Genug Zündstoff für einen packenden, nach Augenzeugenberichten und FBI-Untersuchungen rekonstruierten Krimi, gespickt mit reichlich „Wochenschau“-Material. Die unter Guido Knopp entstandene Produktion (Regie: Sean Grundy, Buch: Tony Mulholland) greift tief in die dramatische Stilmittelkiste. Der Erbauer selbst, Hugo Eckener (Mal-



Reporter-Darsteller Monaco

colm Tierney), begibt sich als Ich-Erzähler auf die Suche nach Beweisen für eine Sabotage am vermeintlichen Nazi-Symbol „Hindenburg“. Was als spannende Ermittlung beginnt, ist bald nur noch anstrengend: Wieder und wieder muss der Zuschauer den Absturz des Zeppelins durchleben, brennende Menschen sehen und die Stimme des heulenden Reporters (Gerard Monaco) ertragen, um am Ende festzustellen, dass der Fall bis heute nicht geklärt ist.

L'Enfant – Das Kind

Donnerstag, 23.15 Uhr, WDR

Alles, was er in die Finger bekommt, macht er umgehend zu Geld: der junge Hehler Bruno (Jérémy Renier). Doch eines Tages hält er ein Baby in den Händen – seinen eigenen Sohn, den seine Freundin Sonia (Déborah François) ohne seine Unterstützung ausgetragen hat. Bruno aber verkauft das Baby an eine Bande von Kinderhändlern. Eine ebenso leidenschaft-

liche wie verquere Liebes- und Familiengeschichte erzählen die belgischen Brüder Jean-Pierre und Luc Dardenne, die 2005 bei den Filmfestspielen von Cannes mit diesem Film die Goldene Palme gewannen.

Alles Betty!

Freitag, 20.15 Uhr, Sat.1

Alle unterschätzten Entlein aufgepasst – es gibt Hoffnung: Die brünnete Latina Betty Suarez (America Ferrera) bahnt sich mit unbeirrbarem Zahnsparengelächeln ihren Weg durch die Fashion-Welt Manhattans. Nicht nur wegen der hässlichen Brille erinnert das pummelige Verlags-Aschenputtel an Lisa Plenske aus „Verliebt in Berlin“. Für beide stand die erfolgreiche kolumbianische Telenovela „Yo soy Betty, la fea“ Modell. Dieses Mal gibt's die von Salma Hayek produzierte US-Version, besetzt mit Stars wie Hayek und Vanessa Williams und bereits mit Golden Globes belohnt. Der Unterschied: Betty träumt nicht von der amourösen Rettung durch Chef Daniel, sondern vom sozialen Update aus eigener Kraft. Zwischen Satire, Romantik und Sozialkritik erzählen vorerst 23 Folgen vom Sieg des Seins über den Schein. Zickenkrieg inklusive.



„Alles Betty!“-Darstellerin Ferrera (r.)

Tatort: Der Finger

Sonntag, 20.15 Uhr, ARD

Gastro-Kritiker sind in den Augen des Restaurantbesitzers (Helmut Berger) schlimme Finger. Ein böser Artikel, und schon ist der Ruf eines Lokals ruiniert. Im amüsant geschilderten Münchner „Tatort“-Fall (Buch: Carolin Otto, Regie: Peter Fratzscher) wird das mit den Fingern ganz wörtlich genommen. Bevor die Bayern-Kommissare (Miroslav Nemec, Udo Wachtveitl, Michael Fitz) die Leiche eines allzu kritischen Schreiberlings finden, wird dessen kleiner Finger in der Restaurantküche entdeckt. Seit Marco Ferreris „Das große Fressen“ (1973) weiß der Filmgourmet, wie gut sich gutes Essen mit leichtem Ekel verträgt.

TV-Rückblick

Ich bin doch keine Mörderin

16. April, WDR

„Die Eismutter“ nannte die Boulevardpresse Angelika Bittner, eine Frau, gebrochen und überfordert mit ihren zehn Kindern. Im Juni 2004 fand die Polizei die Leiche des siebenjährigen Dennis in einer Cottbusser Wohnung. Die Mutter hatte den ausgemergelten Körper in der Kühltruhe versteckt. Mit Zitaten aus Vernehmungsprotokollen und Gutachten rekonstruierte die Dokumentation von Caterina Woj den Fall und ließ Dennis' Eltern, gefilmt vor Prozessbeginn, zu Wort kommen. Die Angst vor grausamen Bildern war überflüssig. Schwer zu ertragen aber waren die gedankenlosen Antworten der Mutter und des Vaters, der sich angeblich zwei Jahre lang mit der Erklärung seiner

Frau zufriedengab, sein Sohn sei im Krankenhaus: ein erschreckendes, aber meisterhaftes Psychogramm einer am sozialen Rand stehenden Familie. Es erzählte mit bedrückender Intensität vom Versagen des Jugendamtes, entschuldigte nichts, sondern erklärte, wie alles kam.



Mutter Bittner mit Kindern

„Wir müssen experimentieren“

Gerhard Zeiler, 51, Chef des größten europäischen TV-Konzerns RTL Group, über die Bedrohung des Fernsehens durch das Internet, die Dominanz von Hollywood-Serien und die Frage, weshalb in Osteuropa Actionfilme beliebter sind als Komödien

SPIEGEL: Herr Zeiler, warum glauben Sie, dass Sie schlauer sind als Rupert Murdoch, der wohl mächtigste Medienmanager der Welt?

Zeiler: Warum sollte ich das glauben?

SPIEGEL: In den vergangenen beiden Jahren investierte Murdoch rund eine Milliarde Euro in Internet-Unternehmen und malt dabei düstere Zukunftsszenarien für die alten Medien wie für das Fernsehen. Sie dagegen geben sich betont gelassen, was die Bedrohung Ihrer Senderkette durch die neue Internet-Welt mit Videoseiten wie YouTube angeht. Wollen Sie die Gefahr nicht sehen?

Zeiler: Moment mal! Ich bestreite ja gar nicht, dass das Internet eine der ganz wesentlichen Plattformen der Zukunft sein

Begründung gefeuert, er habe nicht genug ins Internet investiert. Offenbar herrscht bei den Medienkonzernen doch große Nervosität, was die eigene Zukunft angeht.

Zeiler: Nervosität ist der falsche Begriff. Natürlich wissen alle, die in der TV-Branche arbeiten, dass neue Technologien einen nachhaltigen Wandel auslösen können. Aber wir verfallen doch nicht in Schockstarre! Eigentlich ist es ganz einfach: Der Zuschauer soll künftig sehen, was immer er will, wann immer er will und wo immer er will. Das werden wir ermöglichen.

SPIEGEL: Wie wollen Sie das erreichen?

Zeiler: In fast allen Ländern experimentieren wir mit Video-on-Demand, dem Herunterladen von Programmen. Wir bauen eigene Digitalkanäle auf und testen Mög-

die Videoseite YouTube für 1,65 Milliarden Dollar und gerade auch den Online-Werbeanbieter Doubleclick für 3,1 Milliarden Dollar. Juckt es Sie da nicht in den Fingern, auch mal richtig zuzuschlagen?

Zeiler: Würde ich so denken, müsste man mich feuern. Ich hätte niemals YouTube für so viel Geld gekauft, wozu auch? Natürlich müssen wir zukaufen, und das tun wir auch, aber genauso entwickeln wir auch selbst neue Geschäftsideen. Das lassen wir uns jährlich einen zweistelligen Millionenbetrag kosten. Wir müssen experimentieren, vieles ausprobieren.

SPIEGEL: Jetzt haben Sie allerdings erst einmal 417 Millionen Euro als Dividende an Ihren Mutterkonzern Bertelsmann ausgeschüttet. Fehlt Ihnen die Phantasie, etwas anderes mit Ihren Rekordgewinnen anzustellen?

Zeiler: Es ist doch normal, als börsennotiertes Unternehmen Geld an die Gesellschafter auszuschütten, wenn es in einem Geschäftsjahr nicht die richtigen Objekte zum Investieren gab. In anderen Kulturkreisen wird das als besondere Managementleistung angesehen, nur bei uns gilt das als Niederlage. Das verstehe ich nicht.

SPIEGEL: Sie hätten das Geld auch investieren können, um sich auf die Revolution vorzubereiten, die auf die TV-Branche zurollt.

Zeiler: Technologie allein erzeugt noch keine Revolution, sie eröffnet Möglichkeiten für den Konsumenten. Klar gibt es eine Vielzahl neuer Möglichkeiten und neuer

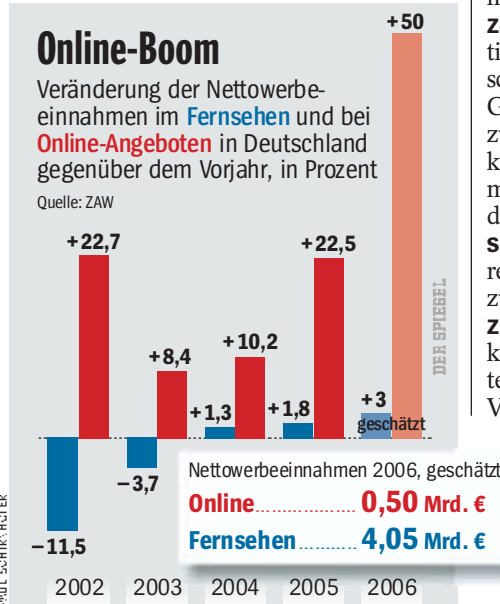
Kanäle für die Unterhaltung, wie wir sie bieten. Aber die Leute wollen unsere Produkte doch trotzdem haben, wenn auch vielleicht auf anderem Weg. Für „American Idol“ etwa ...

SPIEGEL: ... die US-Variante von „Deutschland sucht den Superstar“ ...

Zeiler: ... haben wir unlängst eine Kooperation mit einem Mobilfunkanbieter abgeschlossen und kurze Clips der Show zum Herunterladen aufs Handy angeboten. Wir hatten bis jetzt schon etwa eine Million Downloads – an denen wir natürlich mitverdienen. Ähnliche Mehrfachauswertungen können wir uns auch mit unseren anderen großen Marken vorstellen.

SPIEGEL: Beispiele bitte!

Zeiler: Nehmen wir etwa die Erfolgsserie „CSI“, die auf vielen unserer Sender läuft. Eine Woche vor der TV-Ausstrahlung konnte man Ausschnitte und Trailer auf YouTube



Fernsehmanager Zeiler: „Technologie allein erzeugt noch keine Revolution“

wird und dass auch wir TV-Macher dort sehr präsent sein müssen. Rupert Murdoch geht nur einen Schritt weiter und will diese Plattformen wie MySpace gleich selbst besitzen. Wir dagegen haben schon vor längerem die Entscheidung getroffen, dass wir lieber in Inhalte und unsere Marken wie RTL, M6 oder „Deutschland sucht den Superstar“ investieren.

SPIEGEL: Der Chef des Medienriesen Viacom, zu dem auch MTV und die Paramount Studios gehören, wurde jüngst mit der

lichkeiten, unsere Programminhalte aufs Handy zu bringen. Und wir versuchen, auch bei den Online-Communitys einen Fuß in die Tür zu bekommen. In Deutschland etwa haben wir mit Cliphish unser eigenes Videoportal entwickelt, da haben wir inzwischen 6,5 Millionen Downloads – und zwar am Tag! Das hätten wir uns vor einem halben Jahr nicht träumen lassen.

SPIEGEL: Das hört sich allerdings eher nach viel Klein-Klein, nicht aber nach dem großen Wurf an. Derweil kauft Google erst



TV-Erfolgsformate „CSI“, „American Idol“: „Ein oder sogar zwei Klassen besser“

oder Clipfish bereitstellen. Einen Tag vorher kann die Episode online als Video-on-Demand abgerufen werden, gegen Bezahlung natürlich. Dann die reguläre Ausstrahlung im traditionellen Fernsehen, über DSL und Handy-TV. Am Tag danach steht die Episode als kostenloser Download mit Werbung oder gegen Bezahlung ohne Werbung bereit. Und hinterher vermarkten wir für die Sammler DVD-Boxen der einzelnen Staffeln.

SPIEGEL: Damit lösen Sie aber nicht eines ihrer drängendsten Probleme: Jugendliche

schauen immer weniger fern – Ihnen droht schlicht der Nachwuchs auszugehen.

Zeiler: Es stimmt, dass Teenager heute Fernsehen und Internet zumindest als gleichwertig betrachten oder sogar mehr Zeit im Netz verbringen. Aber wenn ich mich frage, was ich selbst in meiner Jugend gemacht habe, dann war eines sicher nicht meine Lieblingsbeschäftigung: fernsehen.

SPIEGEL: Im Österreich der siebziger Jahre war die Programmauswahl allerdings auch nicht gerade groß.

Zeiler: Das ist doch egal, uns haben einfach andere Dinge viel stärker interessiert, und zwar die gleichen wie die Jugendlichen von heute: Spiele, sich mit Freunden austauschen und Dating. Nur haben die heutigen Teenager mit dem Internet ein Medium, mit dem das alles einfacher geht. Aber ich sage Ihnen eins: Die heute 17-Jährigen werden, wenn sie 27 sind, wieder viel mehr fernsehen.

SPIEGEL: Das scheint uns unwahrscheinlich.

Zeiler: Ganz sicher! Mit zunehmendem Alter, wenn plötzlich eine Familie, ein fester Job und Kinder da sind, steigt das Bedürfnis, sich zurückzulehnen, zu entspannen und unterhalten zu werden. Und da ist Fernsehen einfach das Beste. Nur werden sie dazu außer dem TV-Gerät auch Handy, Computer oder iPod nutzen, um unsere Programme zu sehen.

SPIEGEL: Es scheint aber, als würden sich heute viele lieber beim Anschauen von Amateurvideos im Internet entspannen.

Zeiler: Dann schauen Sie doch einfach mal auf die Top-Ten-Liste der meistgesehenen Clips bei YouTube. Das sind fast alles Ausschnitte aus Fernsehprogrammen. Ohne unsere Inhalte wären die ganzen tollen neuen Plattformen doch nur leere Leitungen.

SPIEGEL: Umgekehrt wird sich das Fernsehen aber auch nicht dem Einfluss des Internets entziehen können.

Zeiler: Selbstverständlich nicht. Das Internet wird eine Demokratisierung des kreativen Prozesses bewirken. Dank der Online-Communitys können wir viel schneller auf kreative Talente aufmerksam werden. Wer dort erfolgreich etwas unterbringt, der wird auch relativ schnell von Produktionsfirmen oder Fernsehanstalten einen Anruf bekommen, davon bin ich überzeugt.

SPIEGEL: Wird sich damit dann auch die Clip-Ästhetik im Programm niederschlagen?

Zeiler: Ach, das ist doch nicht neu. Als ich 1991 als Geschäftsführer bei Tele 5 anfang, war eine Clipshow namens „Bitte lächeln“ die erfolgreichste Show des Senders! Die Frage ist doch, was YouTube sonst noch an Formaten hervorbringen kann. Ich bin mir jedoch sicher: Es werden nicht so viele sein, dass man damit 24 Stunden an sieben Tagen die Woche einen unserer 38 Fernsehsender bespielen kann.

SPIEGEL: Alle Ihre Sender sind in Europa, hinzu kommt noch eine Beteiligung in Russland. Wann wagen Sie den Sprung über den Kontinent hinaus?

Zeiler: Im Produktionsgeschäft sind wir bereits heute weltweit aktiv. Im Sendergeschäft sind wir grundsätzlich ein europäisches Unternehmen, denn da haben wir auch die kulturelle Kompetenz. Ausschließen wollen wir allerdings nichts, wir sehen uns ja auch in Asien um. Es muss sich eben die richtige Gelegenheit ergeben.

SPIEGEL: Wo ist in der globalisierten Medienwelt der Unterschied, einen Sender in Kroatien oder Indien aufzubauen?

Zeiler: Es macht sogar einen großen Unterschied, ob Sie einen Sender in Kroatien oder Frankreich aufbauen. Ein Beispiel: Es gibt zwei Serien von Disney, „Desperate Housewives“ und „Lost“, die in ganz Europa ein Hit sind. Allerdings ist in Westeuropa ganz klar die Frauenserie „Desperate Housewives“ der größere Hit, im Osten dagegen der Thriller „Lost“.

SPIEGEL: Was sind die Gründe?

Zeiler: Meine persönliche Interpretation ist, dass die Macht der Fernbedienung in Osteuropa immer noch beim Mann, im Westen dagegen seit vielen Jahren schon bei den Frauen liegt.

SPIEGEL: Gibt es Programme, die in allen Ländern gleich gut funktionieren? Oder guckt der spanische Zuschauer prinzipiell nicht das Gleiche wie der deutsche?

Zeiler: Bei den Serien sind in ganz Europa die US-Produktionen unglaublich beliebt. Das war vor fünf, sechs Jahren noch anders. Da lief bis auf die 104. Wiederholung von „Quincy“ keine einzige US-Serie im Abendprogramm. Dann aber hat Hollywood einen unheimlichen Qualitätssprung gemacht.

SPIEGEL: Und die Europäer haben schlicht nicht mitgehalten?

Zeiler: Die Drehbücher, die Handlung, die Einführung der Charaktere, das ist bei vielen US-Produktionen einfach ein oder sogar zwei Klassen besser. In Deutschland etwa fehlt es an einer neuen Generation von Drehbuchautoren. Die Leute schauen ja nicht aus Prinzip lieber die US-Serien: Wenn die Qualität annähernd gleich ist, sehen sie lieber die deutsche Produktion.

SPIEGEL: Allerdings kostet eine Folge „CSI“ auch 1,5 Millionen Dollar und weit mehr.

Zeiler: Das ist nicht weit entfernt von den Kosten für eine Folge „Alarm für Cobra 11“. Aber natürlich ist eine normale deutsche Serie günstiger. Vielleicht müssen wir einfach mehr Geld ausgeben für Drehbücher und die Entwicklung der Charaktere.

SPIEGEL: Zumindest können Sie, wenn Sie in Hollywood die Rechte gleich für ganz Europa kaufen, ordentlich Geld sparen.

Zeiler: Von wegen, da gibt es keinen Mengenrabatt. Außerdem würde ein zentraler Programmeinkauf für uns gar keinen Sinn machen, weil der Geschmack in den einzelnen Ländern so unterschiedlich ist.

SPIEGEL: Inwiefern?

Zeiler: Wenn Sie sich die Liste der meistgesehenen Spielfilme anschauen, dann finden Sie ganz vorn zwar immer „Harry Potter“ und „Herr der Ringe“. Aber schon die Top 20 sind völlig unterschiedlich besetzt: Unsere ungarischen und kroatischen Sender wollen vor allem Action-Ware, denn die osteuropäischen Zuschauer wollen es krachen sehen. Im Westen dagegen sind romantische Komödien viel beliebter.

SPIEGEL: Der Münchner Fernsehkonzern ProSiebenSat.1 nennt bei seiner ange-

strebten Übernahme der Amsterdamer Senderkette SBS die RTL Group als Vorbild. Nur allzu viele Synergien scheint es letztlich nicht zu geben.

Zeiler: Stopp! Zwar werden bei uns 90 Prozent der Entscheidungen in den Ländern getroffen, aber unterschätzen Sie nicht die verbleibenden zehn Prozent und den Ideenaustausch. Nehmen Sie zum Beispiel das Vox-Format „Das perfekte Dinner“: Die Sendung startet jetzt bei unserem kroatischen Sender und wird danach wohl auch nach Frankreich wandern.

SPIEGEL: Gibt es denn Shows, die in allen europäischen Ländern funktionieren?

Zeiler: In allen nur „Idol“, also die nationalen Ausgaben von „Deutschland sucht den Superstar“. Aber eigentlich sind es ganz grundlegende Elemente, die gute Un-



Zeiler beim SPIEGEL-Gespräch*
„Unheimlicher Qualitätssprung“

terhaltung ausmachen und so vielerorts funktionieren: die Möglichkeit, Partei zu ergreifen und sich zu identifizieren, Kandidaten, mit denen man mitfeiern kann, begeisternde Eventshows.

SPIEGEL: Da fallen uns nicht allzu viele Programme ein.

Zeiler: Denken Sie nur an Tanzwettbewerbe wie „Let’s Dance“, Talentshows wie „Got Talent?“ oder das „Topmodel“-Format mit Heidi Klum.

SPIEGEL: Umgekehrt gefragt: Welche Sendungen sind rein nationale Phänomene, die in anderen Ländern niemand sehen will?

Zeiler: Da fällt mir spontan „Wetten, dass ..?“ ein. Das hat bislang nirgends außer in Deutschland echten Hitstatus erlangt.

SPIEGEL: Thomas Gottschalk würde wohl sagen, der Erfolg liegt am Moderator.

Zeiler (lacht): Bis dato kann man ihm jedenfalls nicht das Gegenteil beweisen.

SPIEGEL: Ihr Moderatorenstar Günther Jauch dagegen sollte als Nachfolger von Sabine Christiansen zur ARD wechseln. Wie froh waren Sie, dass es nach langem Gezerre nicht geklappt hat?

Zeiler: Ich gebe ehrlich zu, dass ich mich gefreut habe – auch für Günther Jauch. Denn ich glaube, dass ihn die Arbeitsbedingungen bei der ARD in den Wahnsinn getrieben hätten, und das wünsche ich meinem Freund Günther Jauch bestimmt nicht.

SPIEGEL: Herr Zeiler, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Mit den Redakteuren Isabell Hülsen und Thomas Schulz auf der Fernsehmesse Mip-TV in Cannes.

Schwäbische Bedrohung

Die „SZ“-Besitzer streiten sich vor Gericht über den Verkauf des Verlags. Manchen in der Redaktion wäre mittlerweile sogar eine „Heuschrecke“ als Investor recht.

Die Pläne für eine große Zukunft liegen alle in der Schublade. Möglichst bald will die „Süddeutsche Zeitung“ eine Sonntagszeitung herausbringen, das Internet-Angebot voranbringen und in rosiger Zukunft vielleicht auch noch ein paar kleinere Tageszeitungen kaufen, die dann von der „SZ“ den Mantelteil geliefert bekämen.

Für den Süddeutschen Verlag werden goldene Zeiten anbrechen, da sind sich die Münchner Strategen sicher. Nur haben die Gesellschafter dafür momentan keine Zeit – denn zunächst steht der Süddeutsche Verlag selbst zum Verkauf. Und darüber haben sich die Gesellschafter mittlerweile heillos zerstritten. Es geht um sehr viel Geld. Es geht um eine publizistische Institution. Vor allem aber geht es um den ständigen Konflikt zwischen günstiger Rendite und teurem Renommee.

Bis Ende 2002 gehörte der Verlag fünf Gesellschafterfamilien, die mit der Zeitung reich wurden. Dann, in der Not der Zeitungskrise, ließen die Familien einen sechsten Gesellschafter ins Haus, die Südwestdeutsche Medien Holding (SWMH), die 150 Millionen Euro zahlte. Auf einmal hatte die Gruppe, die mit Regionalzeitungen („Stuttgarter Zeitung“, „Rheinpfalz“) gut umzugehen weiß, bei der anspruchsvollen „SZ“ mitzureden.

Da die Schwaben clevere Kaufleute sind, sicherten sie sich schon damals ein Vorkaufsrecht. Offenbar ahnten sie, was kommt. Vier der fünf Alt-Gesellschafter wollen nun ihre Anteile, insgesamt 62,5 Prozent, verkaufen (siehe Grafik). Eigentlich streitet man nur ums Geld.

Die, die verkaufen möchten, wollen rund 10 Millionen Euro pro Prozentpunkt. Die SWMH bietet bisher rund 7,5 Millionen.

Die Verkäufer sehen sich daher nach anderen Interessenten um, was ihnen die Schwaben wiederum schwermachen: Sie kämpfen vor Gericht gegen eine Buchprüfung, die dem Verkauf vorangeht, und drohen der Verlagsgeschäftsführung vorsorglich mit Strafanzeige wegen möglichen Geheimnisverrats, wenn die Ergebnisse dieser Buchprüfung bekannt würden.

Die Atmosphäre ist vergiftet. Keiner traut keinem. Aber jeder traut jedem alles zu.

Die Alt-Gesellschafter sagen, die SWMH wolle sie billig abspesen. Die SWMH-Manager fragen sich, was falsch daran sein soll, möglichst billig einzukaufen. Theoretisch könnte die SWMH das Ganze rasch beenden, indem sie ihr Angebot drastisch erhöht. „Das ist nicht unsere Art“, sagt SWMH-Aufsichtsratschef Oliver Dubber.

Die Schwaben sind im Verlag als sehr sparsam verschrien. Überhaupt fühlen sie sich von den Münchnern als Provinzler behandelt. Und sie sind sauer, dass sie jetzt ausgerechnet von einigen der Alt-Gesellschafter, die aus eigener Kraft die Zeitungskrise damals nicht meistern konnten, als Sparbrötchen verunglimpft werden.

Natürlich wisse man, dass ein Blatt wie die „SZ“ nicht mit dem gleichen Redaktionsetat geführt werden könne wie ein Regionalblatt, sagt Dubber genervt.

Doch die Schwaben können auch ganz schön vehement sein.

Nach diesem Satz sei keine vertrauensvolle Zusammenarbeit mehr möglich, sagt ein Alt-Gesellschafter.

Wenn die SWMH erst einmal das alleinige Sagen habe, dann werde man immer wieder rechtfertigen müssen, weshalb Journalismus nach Art der „Süddeutschen“ einiges mehr koste als bei der „Rheinpfalz“, fürchten einige in der Redaktion. Was aus den Zukunftsplänen wird, die insgesamt Investitionen von rund hundert Millionen Euro erfordern, sei mit der SWMH sehr ungewiss. So kommt es, dass einige in Verlag und Redaktion immer häufiger über ein anderes Szenario nachdenken: den Einstieg von Finanzinvestoren. „Heuschrecken“ verlieren da mittlerweile den Gruselfaktor.

Eine Wachstums-Story mit Zukäufen und neuen Produkten sei für so einen Investor doch hochinteressant, hofft man in München. Die Beteiligungsfirmen Apex und KKR haben schon angefragt. „Viel-

„SZ“-Redaktionskonferenz: Wachstums-Story mit Zukäufen und neuen Produkten



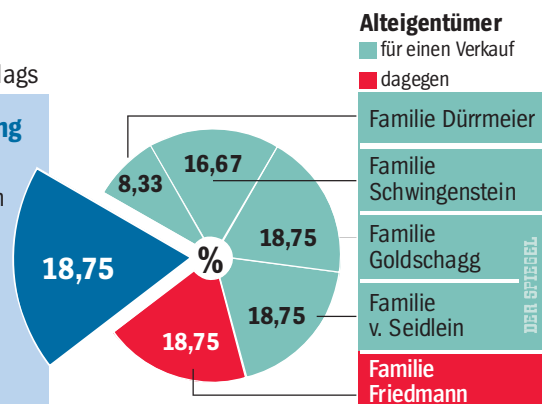
Münchner Runde

Die Eigentümer des Süddeutschen Verlags

Südwestdeutsche Medien Holding

Sie kaufte 2002 einen 18,75-Prozent-Anteil für **150 Mio. €** und sicherte sich das Vorkaufsrecht für weitere Anteile. Der Kaufpreis entsprach einem Unternehmenswert von **800 Mio. €**.

Das aktuelle Kaufangebot der Medien Holding basiert auf einem Unternehmenswert von **rund 750 Mio. €**.



Verträge lege die SWMH gern kleinlich zu ihren Gunsten aus, heißt es in Verlagskreisen. Sie habe etwa versucht, den für die Sanierung dringenden nötigen Verkauf des millionenschweren Grundstücks in der Münchner Innenstadt zu verhindern. Der Verlag wäre in den Miesen geblieben und hätte eine weitere Finanzspritze der SWMH nötig gehabt. Und die, so der Argwohn, hätte weitere Anteile gekostet.

Auch jetzt zeigt sich die SWMH sperrig. Werde die Verlagsmehrheit an jemand anderen gehen, werde es schwierig für den Neuling, kündigte ein SWMH-Mann an.

leicht sieht eine „Heuschrecke“ die Chancen besser als ein Provinzverlag, der immer nur auf die hohen Redaktionskosten starrt“, sagt ein Redakteur. Ein anderer warnt, ein Finanzinvestor würde nur die Show suchen, mit großen Namen und Projekten – und im Lokalen und Regionalen die Redaktion ausdünnen. Erst nach ein paar Jahren würde man merken, dass das Fundament des Blatts zerbröselt sei.

Es sieht nach Hängepartie aus. Doch vielleicht trägt der Schein. „Wenn die Kohle stimmt, geht alles ganz schnell“, heißt es im Verlag. **MARKUS BRAUCK, JÖRG SCHMITT**

NAHOST

Letzter Versuch

Ägypten und Jordanien sondieren im Auftrag der Arabischen Liga die Möglichkeiten von direkten Kontakten zu Israel, um den im saudi-arabischen Riad vor einem Monat beschlossenen Friedensplan durch konkrete Maßnahmen voranzubringen. Erste, teilweise geheime Gespräche mit israelischen Regierungsvertretern und Oppositionspolitikern verliefen nach Angaben diplomatischer Kreise erfolversprechend. Die Mehrheit der israelischen Gesprächspartner akzeptiert nach Angaben hochrangiger arabischer Entscheidungsträger den Friedensplan als Verhandlungsgrundlage, besteht jedoch auf einen Gebietsaustausch im Westjordanland. Der Rückkehranspruch der Palästinaflüchtlinge müsse über finanzielle Entschädigung im Rahmen eines internationalen Fonds ausgeglichen werden.

Um die Durchschlagskraft der panarabischen Initiative, laut Liga-Generalsekretär Amr Mussa „unsere letzte“, zu erhöhen,



Treffen der Arabischen Liga in Riad

HASSAN AMMAR / AFP

haben sich alle Araberstaaten verpflichtet, vor dem Zustandekommen eines arabisch-israelischen Friedensabkommens keine separaten Beziehungen zu Israel aufzunehmen. US-Diplomaten befürchten, dass Tunesien und die Golfstaaten sich jetzt gezwungen sehen, die vor mehreren Jahren eröffneten israelischen Verbindungsbüros vorläufig wieder zu schließen.

MEXIKO

Abtreibung als Attacke

In Mexiko City, einer der größten Metropolen der Welt, sollen Frauen bald legal abtreiben dürfen. Am Dienstag will die Gesetzgebende Versammlung der Hauptstadt, die gleichzeitig auch ein Bundesstaat ist, die revolutionäre Gesetzesänderung beschließen – ein

Angriff auf den konservativen Präsidenten Felipe Calderón und das im Rest des Landes übliche Abtreibungsverbot. Die linke Mehrheit der 66 Abgeordneten im Stadtparlament wird wohl dafür stimmen. Ähnlich wie in Deutschland soll es Frauen dann erlaubt sein, ihre Schwangerschaft bis zur zwölften Woche ohne besondere Angabe von Gründen abzuheben. Bislang drohen dafür bis zu drei Jahre Gefängnis. Bischöfe und

Strenggläubige protestierten wütend gegen die „Babymörder“. Präsident Calderón, der dem Laienorden Opus Dei nahesteht, reagierte beleidigt: „Ich verteidige das Leben.“ Die Befürworter aber, darunter auch Katholiken, argumentieren mit dem sozialen Gewinn: Rund eine Million Mädchen und junge Frauen trieben laut einer Studie von 2005 in Mexiko ab, die meisten illegal. Das entspricht fast einem Drittel aller Schwangerschaften. Viele Frauen kamen dabei um. Die legale Abtreibung in der Hauptstadt wäre ein weiterer Erfolg für Bürgermeister Marcelo Ebrard, 47. Der Linkspolitiker von der bei den Wahlen im vergangenen Sommer nur knapp unterlegenen Oppositionspartei PRD will 2012 Präsident werden. Schon jetzt lässt er nichts unversucht, um sich bei den Bürgern bekannt zu machen. Während der Osterferien ließ er in der vom Verkehr verpesteten Metropole, unter deren Smoglocke fast 20 Millionen Menschen leben, Sandstrände aufschütten. Bald will er kostenfreien und kabellosen Internet-Zugang in Mexiko City installieren. Doch in vielen Vierteln gibt es weder ausreichend fließendes Wasser noch ein funktionierendes Stromnetz.



Bürgermeister Ebrard, Protest strenggläubiger Abtreibungsgegner

FINNLAND

Machtkampf um die Nato

Nach der Nominierung des Kabinetts bahnt sich ein Machtkampf zwischen der neuen Mitte-rechts-Regierung unter Premier Matti Vanhanen (Zentrum) und der sozialdemokratischen Staatspräsidentin Tarja Halonen um die

außenpolitische Führungsrolle an. Dabei geht es neben der Präsenz auf EU-Gipfeltreffen vor allem um die Frage einer möglichen Nato-Mitgliedschaft, die von Halonen strikt abgelehnt wird. Zum ersten Mal in ihrer Amtszeit muss sich die Präsidentin, die früher selbst Außenministerin war, nun mit einem Ressortchef abstimmen, der

nicht Genosse ist. Das ist besonders pikant, weil die Außenpolitik Finnlands nach der Verfassung vom Staatsoberhaupt „im Zusammenwirken“ mit der Regierung „geleitet“ wird. Neuer Außenminister ist Ilkka Kanerva, 59, von der konservativen Nationalen Sammlungspartei, die damit das Amt zum ersten Mal seit den dreißiger Jahren übernommen hat. Kanerva und seine Partei sind eifrige Nato-Befürworter. Entsprechend offen fällt auch die Koalitionsvereinbarung mit Vanhanens Zentrumsparterie sowie den beiden kleinen und unbedeutenden Partnern von den Grünen und der Schwedischen Volkspartei aus. Von der traditionellen „militärischen Bündnisfreiheit“ ist keine Rede mehr. Stattdessen hält sich die Regierung ausdrücklich „die Möglichkeit einer Bewerbung um die Nato-Mitgliedschaft offen“. Erschwerend kommt hinzu, dass auch das Verteidigungsministerium an die Konservativen ging – für Helsinki eine ungewöhnliche Konstellation. Präsidentin Halonen, die in der Nato-Frage eine Mehrheit der Finnen hinter sich weiß, will eine Bewerbung offenbar nicht widerspruchlos akzeptieren. Sie erinnerte die Regierung bereits vorsorglich an den „Geist der Verfassung“ und die vom „Präsidenten geführte Kooperation“ in der Außenpolitik.



Halonen, Vanhanen



IRAK

Mauer gegen Morde

Es war ein besonders blutiger Tag in Bagdad: Fast 200 Tote starben bei Anschlägen am vergangenen Mittwoch – neun Wochen nach dem Beginn einer amerikanisch-irakischen Sicherheitsoffensive, die wenigstens in der irakischen Hauptstadt die Grundlagen für den Wiederaufbau legen sollte. Doch das Gegenteil ist der Fall, wie

kurz zuvor auch ein verheerender Bombenanschlag auf das irakische Parlament in der am besten geschützten Zone der Tigris-Metropole gezeigt hatte.

Zwar ist die Zahl der sektiererischen Muechelmorde, denen monatelang allnächtlich Dutzende Sunniten zum Opfer gefallen waren, zurückgegangen. Die schiitischen Milizen haben ihr blutiges Treiben deutlich eingeschränkt. Aber die Todesbilanz steigt dennoch weiter. Nach eigenen Angaben braucht US-Oberbefehlshaber David Petraeus eigentlich 120 000 Soldaten, um die Hauptstadt zu befrieden. Derzeit stehen ihm allerdings nur gut 30 000 GIs in Bagdad zur Verfügung. Die Bombenleger aus dem



Milošević, Izetbegović, Tudjman (1995)

BOSNIEN

Verrat von Staatsgeheimnissen

Bosniens Politiker fürchten sich vor einem Buch, das in wenigen Tagen in Sarajevo erscheinen soll. Unter dem Titel „Im Namen des Volkes“ enthüllt Semir Halilović auf 420 Seiten bislang unbekannte Kriegsverbrechen, geheime Zusammenarbeit zwischen Serben und Kroaten während des Krieges, Veruntreuung von Spenden-Millionen durch

die bosnische Führung, Spionageaffären und Ausbildungslager für spätere Terroristen in Bosnien. Dazu kommen Aufzeichnungen abgehörter Telefonate bosnischer Politiker, etwa mit dem serbischen Despoten Slobodan Milošević. Dem verstorbenen Präsidenten Alija Izetbegović wirft der Autor Doppelzüngigkeit gegenüber der internationalen Gemeinschaft vor. Denn in vertraulichen Gesprächen habe auch er eine Teilung Bosniens befürwortet, die der Westen verhindern wollte. Sein Insider-Wissen sowie die bisher nicht veröffentlichten Dokumente bezog der Verfasser wohl von seinem Vater Sefer Halilović, 55. Der ehemalige Generalstabschef der bosnischen Armee hatte sich 2001 nach einer Anklage des Haager Kriegsverbrecher-Tribunals gestellt, war jedoch 2005 freigesprochen worden. Bosnische Politiker reagierten schon vor der Veröffentlichung mit Drohungen. Sie fürchteten, die Enthüllungen könnten sie gefährden. Einige forderten bereits die Verhaftung von Halilović.

Bombenanschlag in Bagdad

Kreis der Anhänger von al-Qaida oder des früheren Staatschefs Saddam Hussein bestätigen mit mörderischer Präzision die Kritik an Amerikas „Operation Surge“, der Entsendung von zusätzlich 20 000 US-Soldaten, mit denen Präsident George W. Bush doch noch eine Wende im Irak einzuleiten gehofft hatte. Überdies verlegten die Terroristen ihre Anschläge vielfach in Regionen, die als ruhig galten. Städte wie Habbanija, bislang von terroristischer Gewalt weitgehend verschont, wurden plötzlich

Opfer heimtückischer Attentate. Um wenigstens in Bagdad irgendeinen Erfolg vorweisen zu können, greift Petraeus nun zu einem Mittel, das eher ein Zeichen der Verzweiflung als eine Lösung zu sein scheint: Bis Ende April soll eine bis zu 3,50 Meter hohe Mauer den Stätteil Adhamija, eine berüchtigte Sunniten-Hochburg, hermetisch umschließen. „Sind wir hier im Westjordanland?“, fragen empörte Anwohner auf beiden Seiten nach dem Sinn des an Israels Schutzwall erinnernden Bauwerks. Ein resignierender Apotheker fürchtet gar: „So wird der ganze Irak einmal aussehen, getrennt nach Glaubensrichtungen und ethnischer Herkunft.“

HEIDI MIZERA / AP

OSTEUROPA

Schöner länger leben

Reformen tun gut: Noch nie waren die Slowaken, Tschechen und Polen gesünder und zufriedener als heute. „Der Zuwachs an Lebensqualität infolge der boomenden Wirtschaft und der verbesserten Bildung hat sich positiv auf den Gesundheitszustand der Menschen ausgewirkt“, sagt Ivan Rovný, der

reinen Alkohol pichelte der Slowake im Jahr 2003, 1991 waren es noch 13,7. Dadurch ist auch die Lebenserwartung zwischen Donau und Karpaten auf mehr als 70 Jahre für Männer gestiegen. Slowakinnen werden laut Statistik inzwischen sogar fast 78. Besser als zu kommunistischen Zeiten geht es auch

den Nachbarn: Die Polen leben rund vier Jahre länger. Vor allem Frauen gehen häufiger zu Vorsorgeuntersuchungen, Krankheiten werden früher erkannt. Außerdem rauchen sie immer weniger. In den achtziger Jahren steckten sich rund 15 der 38 Millionen Polen regelmäßig Zigaretten an, heute sind es nur noch 8 Millionen. Jeder Dritte nennt sich in Umfragen „glücklich“.

Tschechen sind sogar zu 81 Prozent zufrieden und bleiben länger am Leben, was auch daran liegt, dass sie heute fettärmer und vitaminreicher essen – also weniger Knödel, Braten und Pilsener.



Joggerin in Prag

Leiter des Instituts für Öffentliche Gesundheit in Bratislava. Untersuchungen zeigen, dass die Bürger nach der Wende mehr auf ausgewogene Ernährung achten und weniger Bier trinken: 7,4 Liter

AP/WIDEWORLD

GLOBALISIERUNG

Der Süden fällt weiter zurück

Nach Einschätzung von Uno-Wirtschaftsexperten gibt es nur etwa 30 Staaten, die wirklich wohlhabend sind. Alle anderen Länder gelten zumindest in einigen Bereichen als bedürftig und müssten mit Entwicklungshilfe oder anderen Investitionen unterstützt werden. Jedoch fließt immer mehr Geld aus der Dritten Welt in Richtung Norden ab – voriges Jahr verstärkte sich dieses Phänomen auf besonders deutliche Weise. Die Experten der Vereinten Nationen errechneten einen Überschuss von insgesamt 784 Milliarden Dollar zugunsten der reichen Länder. Im Jahr 2002 waren es rund 230 Milliarden gewesen. Anstatt zu Hause zu investieren, bringen die Wohlhabenden aus den Entwicklungsländern ihr Vermögen in Finanzparadiesen wie der Schweiz in Sicherheit. Andererseits sichern sich ärmere Länder durch höhere Hartwährungsreserven besser gegen die Risiken des Welthandels ab. Die Asienkrise von 1997/98 hat diese Vorsichtsmaßnahme mit ausgelöst. Inzwischen haben viele Entwicklungsländer ihre Rücklagen von 30 auf 80 Prozent ihres Bruttoinlandsprodukts aufgestockt. Dieses Geld fehlt jedoch in der Dritten Welt – um Lehrer zu bezahlen, Straßen zu bauen oder ganze Wirtschaftszweige aufzupäppeln. Dies fällt dafür den reichen Nationen umso leichter: 2005 förderten die Industrienationen ihre Landwirtschaft mit insgesamt 283 Milliarden Dollar. Dank solcher Subventionen können reiche Länder ihre Erzeugnisse bei Bedarf unter Weltmarktpreis verkaufen.



Slumviertel im mittelamerikanischen Nicaragua

SEAN PRAZDEK/AP/WIDEWORLD



Todesschütze Cho: „Er wird ein wilder Mensch sein – seine Hand wider jedermann erheben wie jedermanns Hand wider ihn“

USA

„Ihr habt mein Herz verwüstet“

Warum hat niemand den Massenmörder von Blacksburg aufgehalten? Wie in einem Lehrbuch der Psychiatrie war vorgezeichnet, dass der eigenbrötlerische Einwanderersohn Cho Seung Hui sich zu einer Gefahr für seine Umgebung entwickelte. Obwohl Ärzte ihm eine psychische Erkrankung attestiert hatten, konnte er sich im waffenverliebten Virginia zwei Automatikpistolen kaufen.

Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn Lucinda Roy nur ein wenig mehr Angst kennen würde. Aber wovor soll man sich schon fürchten, wenn man im vom Bürgerkrieg zerrissenen Sierra Leone gelebt hat und dann, endlich, zurückkehrt in das Idyll von Virginia Tech, dem weitläufigen Campus der Technischen Universität von Virginia am Fuß der Blauen Berge?

Sattgrüne Rasenflächen liegen zwischen Gebäuden aus grobem gelbem Sandstein, es gibt kleine künstliche Seen, einen Naturwanderpfad, die Volleyballplätze sind mit strahlend weißem Sand aufgeschüttet. „Meine Heimat“ nennt die Professorin für Poesie und kreatives Schreiben ihre Uni-

versität, „einen Platz, an dem es keine Verbrechen gibt“.

Nicht einmal Cho Seung Hui machte ihr Angst, dieser Sonderling unter den 25 000 Studenten. Stets sprach er nur im Flüsterton und meist auch nur ein einziges Wort – wenn überhaupt. Er trug selbst im Unterricht Sonnenbrille und Baseball-Kappe, den Blick starr auf den Boden gewandt. Seine Gedichte und Geschichten handelten vom Tod und waren so gewalttätig und obszön, dass Mitschüler den Kursen fernblieben. Professoren weigerten sich, Cho in ihren Klassen zu behalten.

„Er war der einsamste Mensch, den ich in meinem Leben je getroffen habe“, sagt Roy über ihn. „Er sah aus, als würde er

hinter seiner Sonnenbrille weinen.“ Sie gab ihm Einzelunterricht, als kaum jemand auf dem Campus mit dem düsteren Cho zu tun haben wollte. Verwirrt schien ihr der Einwanderersohn, hilfebedürftig, so sehr sogar, dass sie ihn drängte, psychologische Beratung zu suchen. Nur für wirklich gefährlich hielt sie ihn nicht.

Bis zum vorigen Montag, als Cho 32 Menschen hinrichtete und sich dann selbst erschoss. „Dieser Täter war ungeheuer brutal“, fasste ein erschütterter Gerichtsmediziner zusammen.

Das Massaker von Blacksburg, Virginia, ist die bisher blutigste Schießerei der jüngeren amerikanischen Geschichte, eine Gewalttat, schlimmer noch als die Morde an



Mahnwache auf dem Virginia-Tech-Campus: Die Fragen nach Schuld und Verantwortung werden drängender

der Columbine High School in Littleton, Colorado. Ein neuer Höhepunkt einer Verbrechenserie, in der sich die Täter stets zum Archetypen des „lone gunman“ stilisieren, um allein gegen eine Welt von Feinden anzutreten. Zwar geschehen solche Schreckenstaten nicht mehr ausschließlich in den Vereinigten Staaten, wie die Schüsse am Gutenberg-Gymnasium von Erfurt 2002 belegen, aber noch haben die Amerikaner ein Beinahe-Monopol an solchen Gewaltorgien.

Auch der 23-jährige Koreaner Cho gefiel sich in der Rolle des einsamen Rächers, dank eines multimedialen Abschiedsbriefs gehen die entsprechenden Bilder nun seit Tagen um die Welt. Cho hat sie an den Fernsehsender NBC zusammen mit einem wirren Selbstporträt und einem „Manifest“ geschickt. Es sind Dokumente, die das ganze Land in Schock und Aufregung versetzten. Dass Cho auf einem Bild mit seiner Pistole direkt auf den Betrachter zielt, verstehen viele wie einen Anschlag auf die gesamte Gesellschaft. Im Tod bekam der Koreaner nun die Aufmerksamkeit, nach der er verlangte. Der „Campus-Killer“ wurde zur globalen Medienfigur.

Amerika und die Welt rätseln weiter über die Motive und den Charakter des Täters – und über den Absendernamen auf seinem Abschiedsbrief: Steht „Ismael“ für

den gleichnamigen Charakter in „Moby Dick“? Oder für Abrahams Sohn, über den es im Alten Testament heißt: „Er wird ein wilder Mensch sein: seine Hand wider jedermann erheben wie jedermanns Hand wider ihn“?

Seine Videoclips, Berichte von Studenten, Professoren, Ärzten, Waffenhändlern und Polizisten ergeben das Bild eines Massenmörders, der sich als Opfer begreift; als Mann, dem, wie Cho in seinen Videos sagt, „ins Gesicht gespuckt wurde“ und der den ganzen „Müll die Kehle herunterwürgen musste“. Mit seiner Tat, so der wirre Amokläufer, wolle er „Generationen von schwachen und wehrlosen Menschen inspirieren“. Es steht zu befürchten, dass ihm das gelingen könnte.

Viele Fragen bleiben offen. Warum hat die Universität die zahlreichen Warnsignale nicht erster genommen? Weshalb konnte ein Mann, der von Ärzten offiziell als „geisteskrank“ erklärt wurde, problemlos Waffen kaufen? Hätte die Polizei nach den beiden ersten Morden nicht umgehend den Campus sperren oder zumindest die Studenten warnen müssen? Und schließlich: Welche Lektionen werden die Amerikaner aus der Tragödie ziehen. Werden sie ihre liberalen Waffengesetze verschärfen oder den Studenten, wie es die Schießindustrie sofort forderte, zur „Selbstverteidigung“

Waffen nun auch im Klassenzimmer erlauben?

Wenn es einen Tag gibt, an dem Cho begann, sein Massaker vorzubereiten, dann war es der 9. Februar. Es ist der Tag, an dem er das weiße Holzhaus an der Main Street 410 betritt. Es liegt gleich gegenüber der TU Virginia. Im Erdgeschoss gibt es einen Blumenladen, ein Zigarettengeschäft und das Pfandhaus JND Pawnbrokers.

Im Schaufenster sind gebrauchte Gitarren ausgestellt, drinnen stapeln sich alte Fernseher, Mikrowellenherde, Werkzeugkoffer. In Schaukästen liegt billiger Schmuck aus. Und Waffen.

„Er wirkte wie ein normaler, anständiger Kerl“, erinnert sich Joe Dowdy, der Pfandhaus-Betreiber, „andernfalls hätte ich doch die Behörden gewarnt.“ Sein junger Kunde legte Ausweispapiere vor, füllte die Formulare aus. „Dann rief ich die Polizei an, um seine Personalien überprüfen zu lassen“, so Dowdy. Es gab keine Probleme.

Gut vier Wochen später die gleiche Prozedur, diesmal im Nachbarort Roanoke. „Mein Verkäufer erinnert sich kaum an ihn“, sagt Waffenhändler John Markell. Warum auch? Wer bei Roanoke Firearms eine Handfeuerwaffe kaufen will, muss US-Bürger oder – wie Cho – im Besitz einer Green Card sein und darf kein Vorstrafenregister haben, weitere Fragen werden

nicht gestellt. Nach 30 bis 60 Minuten liegt normalerweise das Okay der Behörden vor, dann ist der Kauf perfekt. 100 Patronen gibt es schon für zehn Dollar.

Cho hat jetzt zwei Pistolen, eine Glock 9 Millimeter und eine Walther .22, Waffen, die so rasch schießen, wie es der Abzugsfinger schafft. Nur 15 Minuten sind es mit dem Auto vom Campus zum Schießplatz im Jefferson National Forest. Das Übungsgelände ist so frei zugänglich wie ein Kinderspielplatz. Es gibt kein Aufsichtspersonal, keinen Sicherheitszaun und keine Kontrollen. Unter der Woche ist die Anlage mitten im Wald so gut wie ausgestorben, ein idealer Platz zum Trainieren. „Cho war ein geübter Schütze“, sagen die Ermittler.

Je mehr über Cho bekannt wird, desto drängender stellt sich die Frage nach Schuld und Verantwortung. Hätte der Massenmord verhindert werden können?

„Da ist jemand, mit dem ich aufwuchs und den ich liebte“, das sagte Chos Schwester Sun-Kyung Cho am vergangenen Freitag. „jetzt fühle ich mich so, als ob ich diese Person nie gekannt habe.“ Ihr Bruder habe „die Welt zum Weinen gebracht“.

Schon in der Westfield High School nahe seinem Heimatort Centreville bei Washington, wo seine Eltern eine chemische Reinigung betreiben, war Cho verhaltensauffällig. Ein Junge, der wenig sprach, nie lächelte und Augenkontakt vermied. Zu Hause gestattete er nicht einmal seinem Großvater, ihn zu umarmen. Überall sonst wurde er weitgehend ignoriert. Es war, „als würde er nicht existieren“, erinnert sich seine frühere Mitschülerin Jummy Olanbiji.

Die Flucht in die Rolle des großen Einsamen wurde immer schlimmer. Am College der Virginia Tech hielten Kommilitonen den Koreaner zunächst für einen Austauschstudenten, der kaum Englisch versteht – so selten sprach Cho.

Fünf Studenten teilten sich mit Cho eine WG im Wohnheim Harper Hall: drei Schlafzimmer, ein Aufenthaltsraum, ein Bad. „Er hat niemals Interesse an einer Unterhaltung gezeigt“, sagt einer von ihnen, Karan Grewal, der neun Monate mit ihm lebte. Chos Gesicht war völlig ausdruckslos, wenn man ihn ansprach, tat er, als hörte er nichts und wäre allein im Raum. „Am Anfang war es komisch, aber dann haben wir uns daran gewöhnt“, sagt Grewal.

Dass Cho ein Problemfall ist, war Polizei und Uni-Verwaltung seit Ende 2005 bekannt. Kurz nacheinander beschwerten sich damals zwei Studentinnen über „nervige“ Kontaktversuche: „Mein Name, verehrte Heilige, ist mir selbst verhasst“, hieß es in einer seiner skurrilen Botschaften, die er per Computer verschickte. Ein weiterer Kommilitone warnte die Polizei, Cho sei selbstmordgefährdet.

Ein Richter entschied, der Koreaner stelle eine „unmittelbare Bedrohung für sich selbst und andere“ dar, und verfügte seine Begutachtung in der psychiatrischen Kli-



Ehepaar Bush (l.), Trauergäste in Blacksburg*: Große Koalition der Waffenfreunde

nik Carilion St. Albans. Dort erklärten ihn die Ärzte für „geisteskrank“. „Kaum äußerliche Gefühlsregungen, depressive Stimmung“, heißt es in einem Befund.

Gegen den Rat der Mediziner ordnete das Gericht aber nur eine ambulante Behandlung an. Cho kehrte auf den Campus zurück. Ob er die ihm auferlegte Therapie überhaupt begann, ist bislang nicht bekannt.

Stattdessen häuften sich Zusammenstöße mit den Lehrkräften. Eine Taskforce der Englischdozenten beschäftigte sich mit seinem Verhalten. Immer düsterer wurden seine Texte. In zwei kurzen Theaterstücken, „Mr. Brownstone“ und „Richard-McBeef“, beschimpfen und bedrohen die jugendlichen Hauptfiguren Eltern und Lehrer. Es sind pubertäre Gewaltphantasien, die mit Kettensägen ausgetragen werden: „Muss Dick töten, muss Dick töten, Dick muss sterben, töte Dick.“

Auch die letzten Warnsignale wurden übersehen. Auf einmal begann der schwächliche Cho in einem Fitnesscenter mit einem Krafttrainingsprogramm, dann ließ er sich einen militärischen Kurzhaarschnitt verpassen. Gestörte Charaktere wie Cho, sagen Psychologen, müssen sich selbst verändern, bevor sie zu Amokläufern werden. Cho war jetzt bereit.

Es ist 5.30 Uhr, ein kalter Morgen, der Himmel ist grau, Schneeflocken tanzen in der Luft. In Chos WG in Harper Hall hat Mitbewohner Grewal die Nacht durchgepaukt. Als er unter der Dusche steht, kommt Cho ins Bad, T-Shirt, Boxershorts, wie immer sagt er kein Wort.

Kurz darauf verlässt er das Zimmer 2121, bis zur West Ambler Hall, einem Studentenwohnheim am Südrand des Campus, sind es nur ein paar Schritte. Es ist kurz nach sieben Uhr, viele der Studenten schlafen noch. Cho trägt eine Hose mit weiten Taschen, eine Weste mit den Waffen und Ersatzmagazinen. Sonst sind die Taschen leer, keinen Führerschein, keinen Studentenausweis findet die Polizei später bei dem Täter.

Nichts weist bisher darauf hin, warum Emily Hilscher an diesem Morgen sein erstes Opfer wird. Die lebenslustige 19-Jährige will Tierärztin werden. Emily ist allein in ihrem Zimmer 4040 gleich am Aufzug. Cho schießt sie nieder. Ryan Clark muss die Schüsse gehört haben, er führt Aufsicht im dritten Stock. Auf dem Flur begegnet Ryan dem Mörder, der drückt ein zweites Mal ab.

Zwei Leichen, Patronenhülsen und Fußabdrücke von den Turnschuhen des Täters auf dem vom Blut glitschigen Boden findet die Polizei, als sie kurz darauf am Tatort erscheint. Cho ist verschwunden, aber er kann ganz sorglos sein. Die Polizei sucht nicht nach ihm, die campuseigenen Ordnungshüter, die den Fall übernehmen, machen einen fatalen Fehler: Sie verdächtigen Hilschers Freund Karl Thornhill, obwohl nichts auf eine Beziehungskrise zwischen den beiden hindeutet. Als Indiz gilt einzig die Aussage einer Studentin, dass Thornhill ein Waffennarr sei. Die Toten im Wohnheim West Ambler gelten als „lokales Ereignis“, die Polizei gibt eine Fahndung nach Thornhill heraus, der wenig später an einem nahen Highway aus dem Auto gezerrt wird. Die Polizei meldet der Uni-Leitung Entwarnung – keine Gefahr für

* Tim Kaine, Gouverneur von Virginia, und Ehefrau Anne Holton.

die Studenten. So sicher fühlen sich die Fahnder, dass sie nicht einmal nach einem möglichen weiteren Täter suchen – und die Studenten nicht warnen. Alles schien zu Ende, dabei hat die Tragödie noch nicht einmal richtig begonnen.

Cho hat den Campus verlassen, kurz vor neun Uhr taucht er im Postamt von Blacksburg auf. Er zahlt 14,40 Dollar für ein Expresspäckchen mit der DVD für den Fernsehsender NBC in New York. Die 43 Fotos und 23 Videofilmchen sind sein wirres Vermächtnis. Cho zielt auf die Kamera, hält sich die Waffe an die rechte Schläfe, schwingt einen Hammer. „Ihr hattet hundert Milliarden Chancen und Wege, diesen Tag zu vermeiden“, murmelt er mit leblosen Augen in das Aufnahmegerät, eine schwarze Basketballmütze verkehrt herum aufgesetzt. „Ihr habt mein Herz verwüstet, meine Seele vergewaltigt und mein Gewissen in Brand gesetzt.“

Einmal bezieht sich Cho auf „Eric und Dylan“. Gemeint sind Eric Harris und Dylan Klebold, die fast auf den Tag genau vor acht Jahren an der Columbine High School

In Raum 211, Französisch für Fortgeschrittene, sterben zehn Studenten und die Lehrkraft, in 206, angewandte Hydrologie, bleiben eine Professorin und acht Studenten tot zurück. Zwei Räume weiter, in 204, unterrichtet Professor Liviu Librescu gerade Mechanik, er hält die Tür zu, während Studenten aus dem Fenster springen. Der 76-jährige Holocaust-Überlebende aus Rumänien bezahlt dafür mit seinem Leben. „Er hat uns gerettet“, sagt Caroline Merrey und weint.

Draußen erscheint die Polizei, Studenten haben sie per Handy alarmiert. Wer kann, flieht über den großen Rasen – in die Bibliothek, auf die Straße, wo auch immer es sicher zu sein scheint.

Drinne in Norris Hall geht das Blutbad weiter, in 207 unterrichtet James Bishop Deutsch für Anfänger. Der 35-Jährige studierte in Kiel, er liebt Deutschland, „Herr Bishop“ müssen ihn die Studenten nennen, wenn er sie einmal in der Woche zu einem „Stammtisch“ in eine der Kneipen am Campus einlädt. Bei Bier und Burger darf nur Deutsch gesprochen werden.

Vor dem Eingang hat sich die Polizei zum Sturm des Gebäudes entschlossen, schwerbewaffnete Männer mit Stahlhelmen hasten ins Treppenhaus. Cho muss sie gehört haben. Er hält sich die Waffe an den Kopf und drückt ein letztes Mal ab.

30 Stunden nach der Tat steht US-Präsident George W. Bush nur ein paar Meter von der Norris Hall entfernt, Studenten haben ein provisorisches Mahnmal errichtet. Bush und seine Frau legen gelbe und rote Rosen nieder.

„Es wird eine Menge Diskussionen geben“, sagt Bush in Blacksburg, aber vor den auf ihn einstürmenden Fragen, ob er persönlich für schärfere Waffengesetze plädieren will, duckt er sich weg. Sein Vorgänger Bill Clinton hatte das nach Littleton zumindest versucht, war aber am Widerstand des Kongresses gescheitert. Wenn es um möglichst liberale Schusswaffengesetze geht, herrscht in den USA längst eine Große Koalition. Das ermöglichte es Cho, seine Pistolen ganz legal zu erwerben.

Über 30 000 US-Bürger sterben jedes Jahr durch Schusswaffen. Waren sie alle



Cho-Mitbewohner Grewal, Waffenverkäufer Markell, Professorin Roy: „Er wirkte wie ein völlig normaler, anständiger Kerl“

in Colorado zwölf Mitschüler, einen Lehrer und sich selbst erschossen. „Märtyrer“ nennt er die beiden.

Kurz nach neun Uhr taucht Cho auf dem zentralen Platz des Campus auf, es ist ein weites Rasengelände, um das herum viele Lehrgebäude der Uni liegen. Der Amokläufer hält auf die Norris Hall zu – das dreigeschossige Gebäude wirkt ein bisschen wie eine mittelalterliche Festung, vor 35 Minuten hat in den Klassenzimmern der Unterricht begonnen. Cho verriegelt den Ausgang mit einer schweren Eisenkette. Dann läuft er die Treppe hinauf in den ersten Stock. 30 Menschen werden in den nächsten Minuten sterben.

Cho arbeitet sich von Raum zu Raum vor, sein Gesicht ist wie versteinert, er sagt kein Wort. Nur die Schüsse und das Klacken der leeren Patronenhülsen, die auf den Boden fallen, sind zu hören. Viele im Gebäude begreifen erst einmal gar nicht, was passiert, sie glauben, der Lärm komme von einer nahegelegenen Baustelle.

Bishop stirbt als Erster, als Cho die Tür aufstößt. Eine Waffe in jeder Hand, beginnt er sofort zu feuern, der Lehrer wird in den Kopf getroffen. Wie ein Roboter, berichten später die Überlebenden, habe Cho gewirkt. „Er war ganz ruhig, entschlossen, er ging methodisch vor“, sagt Derek O'Dell.

Bishop liegt auf dem Boden, Cho nimmt die erste Reihe der Studenten unter Feuer. Vier weitere Tote. Dann dreht er sich um, geht, einfach so. Und wenn O'Dell und einer seiner Kommilitonen nicht so geistesgegenwärtig gewesen wären, läge die Zahl wohl noch höher.

O'Dell robbt zur Tür, in der Hand hat er einen Hosengürtel, er bindet sich eine Schusswunde im rechten Arm ab. Mit den Füßen drückt er gegen die Tür, gerade rechtzeitig, denn Cho kommt noch einmal wieder. Er drückt, versucht die Tür aufzustoßen. Aber mit der Kraft der Verzweiflung gelingt es den Studenten, die Tür zuzudrücken. Auf den Fluren und im Treppenhaus sterben weitere Unschuldige.

schlicht „zur falschen Zeit am falschen Ort“, wie Präsident Bush über die Opfer von Blacksburg sagte? Es sieht ganz danach aus.

Die Politik ist ein schnelles Geschäft. Die Toten von Blacksburg waren noch nicht beerdigt, da gab Terry McAuliffe, einer der Wahlkampfleiter von Hillary Clinton, bereits eine Warnung an demokratische Präsidentschaftsbewerber heraus. Sie sollten im Wahljahr 2008 das Thema auf jeden Fall vermeiden. Es bringe keine Stimmen.

Werden stattdessen Studenten demnächst überall ihre Knarren mit in die Hörsäle nehmen dürfen – wie jetzt schon in Utah?

Für Philip Van Cleave, den Präsidenten der Virginia Citizens Defense League, wäre das nach Blacksburg genau die Lösung. Kein Cho Seung Hui könne dann noch Schüler und Studenten „wie Schafe“ abschlachten. „Sie wären wie Wölfe, mit Reißzähnen, bereit, zurückzuschlagen.“

FRANK HORNIG, GEORG MASCOLO



Orthodoxe Christen bei einem Gottesdienst in Istanbul: „Wo ist die muslimische Toleranz für einen anderen Glauben?“

TÜRKKEI

„Das waren nicht die Letzten“

Ein neuer nationalistischer Extremismus gefährdet Reformfortschritte beim EU-Beitrittskandidaten. Nach dem Dreifachmord von Malatya fürchten sich Christen vor weiteren Anschlägen.

Tilman Geske, 46, kam mit einem Traum in die Türkei. Er wollte als bekennender Christ friedlich unter Muslimen leben in dem Land, von dem aus sich einst das frühe Christentum verbreitet hatte. Der Deutsche gab Sprachunterricht, gründete eine Consulting-Firma, übersetzte christliche Literatur. „Er war ein liebenswürdiger Mensch“, sagt ein türkischer Buchhalter, der im Büro neben ihm arbeitete, „wenn ich ihn fragte, wie es ihm gehe, antwortete er immer in traditionellem Türkisch: ‚Çok şeker – sehr süß‘.“

Der süße Traum endete jäh. Vergangenen Mittwoch stürmten fünf mit Brotmessern bewaffnete türkische Fanatiker das Büro des christlichen Zirve-Verlags im zentralanatolischen Malatya, fesselten Geske und zwei Verlagsmitarbeiter, folterten sie und schnitten ihnen schließlich die Kehle durch. Eines der Opfer wurde mit 150 Messerstichen geradezu niedergemetzelt. „Das soll den Feinden unserer Religion eine Lehre sein“, stand auf wortgleichen Zetteln, welche die Attentäter in ihren Taschen trugen, und: „Wir haben es für unser Land getan.“

Genutzt hat es dem sicher nicht. Der Schaden, den die Mörder anrichteten, hätte kaum verheerender sein können. Das „Missionars-Massaker“, wie die türkischen Zeitungen die außergewöhnlich grausame Tat betitelten, stürzt die Türkei in neue Turbulenzen – und damit auch in der existentiellen Frage, ob das Land es schafft, Mitglied der Europäischen Union zu werden.

Türkei-Kritiker, auch solche in Angela Merkels CDU, sehen sich nun in ihren Warnungen bestätigt, dass dieses Land einfach nicht nach Europa gehöre. „Diese Tat hilft dem Beitrittswunsch nicht“, befand selbst Italiens Premier Romano Prodi.

Die Optimisten hoffen dagegen, dass der Mord nur eine Provokation von Feinden der Demokratie gewesen sei, die versuchen, die Türkei von ihrem Westkurs abzubringen. „So wie man nach dem Amoklauf von Virginia nicht behaupten kann, dass die Amerikaner sich dauernd als Serienkiller betätigen, wäre es auch falsch, diese Tat dem ganzen Land anzuhängen“, warnt der Soziologe Dogru Ergil.

Doch dass die Türkei bei ihrer gesellschaftlichen Entwicklung in ernsthaften Schwierigkeiten steckt, ist nicht mehr zu leugnen. Der Mord an den evangelikalen türkischen Protestanten legt ein tiefgehendes Problem offen: In Kernfragen wie Toleranz und Pluralismus steckt die Türkei fest oder entwickelt sich sogar zurück.

„Wo ist die muslimische Toleranz für den anderen Glauben?“, fragte der Chefredakteur der „Hürriyet“, Ertugul Özkök. „Türken haben in Deutschland mehr als 3000 Moscheen, und wir halten ein paar Kirchen und ein Dutzend Missionare nicht aus?“

Dabei kommt die Gefahr nicht so sehr von fundamentalistisch islamischer Seite. Es ist vielmehr eine unheilige Allianz der Nationalisten von links bis rechts-islamisch, die gegen Freidenker und Andersgläubige hetzt. Der Soziologe Ergil spricht von einer „Mischung aus fanatischem Nationalismus und militanter Religiosität“, die dem Massaker von Malatya den Boden bereitet hat – und die auch hinter der Ermordung des armenisch-türkischen Journalisten Hrants Dink und des Priesters Andrea Santoro im vergangenen Jahr zu suchen ist. Experten wie Ergil sehen einen beunruhigenden neuen Trend: Fanatische nationalistisch-religiöse Gruppen sehen Gewalt als „reinigende Kraft“ an und fühlen sich selbst zu vermeintlichen „Rettern der Nation“ berufen – so wie die 19- und 20-jährigen Attentäter von Malatya, die alle im gleichen konservativ-islamischen Studentenwohnheim lebten.

Die Hetze kommt von links wie rechts. Da wettet die vermeintlich linke Rahsan

Ecevit, die Witwe des beliebten früheren Ministerpräsidenten Bülent Ecevit, regelmäßig gegen Ausländer, die Land in der Türkei kaufen. Wer Bürger ermuntere, zu einer anderen Religion überzutreten, wolle die Türkei spalten, sagt sie.

Vor allem im Südosten der Türkei sei das Christentum auf dem Vormarsch, warnte kürzlich der Vorsitzende der rechts-nationalistischen Großen Einheitspartei (BBP) und beschuldigte die christlichen Missionare, sie würden „von der CIA unterstützt“. Je verwegener solche Verschwörungstheorien daherkommen, desto beliebter scheinen sie zu sein.

Gleichwohl hat die brutale Tat die Türken schockiert. Und natürlich verurteilt die Regierung von Premier Recep Tayyip Erdogan die Morde von Malatya. Sie will die Türkei nach Europa bringen, doch dazu müsse sie „offensiv an ihre Bürger appellieren, Menschen anderer Religionen und anderer ethnischer Herkunft zu akzeptieren“, fordert der niederländische Europapolitiker Joost Lagendijk, der selbst mit einer Türkin verheiratet ist.

Dabei fördert der Staat mitunter sogar die feindselige Stimmung. Bereits 2001 setzte der Nationale Sicherheitsrat noch unter Ecevit „missionarische Aktivitäten“ auf die Liste der nationalen Bedrohungen. Das staatliche Religionsamt verbreitete Muster-Predigten gegen Missionare. Und die AKP-Regierung untergräbt ihre Glaubwürdigkeit, wenn etwa Staatsminister Mehmet Aydın behauptet, die Aktivitäten von Missionaren seien „keine unschuldige Erklärung religiöser Ansichten, sondern eine geplante Bewegung mit politischen Zielen“.

Politiker heizen die Stimmung an, Teile der Bevölkerung scheinen allzu leicht zu folgen. Vor allem das offensivere Christentum, wie es die evangelikalen Freikirchen vertreten, ist vielen Türken suspekt.



Abtransport eines Getöteten in Malatya
„Eine Hexenjagd wie im Mittelalter“



Islamisten-Demonstration: Bedrohung durch die Christen?

Auch der freundliche muslimische Büronachbar von Tilman Geske wurde skeptisch, als er hörte, der Deutsche „missioniere“. Zur Vorsicht schaute er sich im Büro seines Nachbarn um, ob etwa Bibeln dort herumstanden. Gefunden hat er nichts. „Dieser schreckliche Mord bringt Schande über uns“, sagt der entsetzte Buchhalter, der lieber anonym bleiben möchte. Gleichzeitig gefällt ihm aber auch nicht, was er so gehört hat: „Die Missionare legen Geldscheine in Bibeln, die sie vor unseren Schulen verteilen.“

Für die bedrängten Christen ist es manchmal besser, gar nicht erst aufzufallen. So verwies kein Firmenschild auf das Zirve-Verlagsbüro in Malatya. Vor zwei Jahren war bereits ein Lieferant überfallen worden, später marschierten aufgebrauchte Nationalisten vor dem Haus auf.

„Wir erleben eine Hexenjagd wie im Mittelalter, und die Toten von Malatya waren bestimmt nicht die Letzten“, klagt der Vorsitzende der Erlöserkirche, Ihsan Özbeke, der in der gesamten Türkei rund 5000 protestantische Glaubensbrüder zählt. „Wir werden als potentielle Kriminelle und Verräter präsentiert.“ Einen Missionar mag sich der Geistliche nicht mehr nennen lassen. „Das kommt inzwischen fast einem Todesurteil gleich.“

Christen berichten von Prozessen, die gegen angebliche Missionare angestrengt werden, obwohl das Missionieren in der Türkei offiziell nicht verboten ist. Im Gegenteil: Theoretisch macht sich jeder strafbar, der einen anderen an der Ausübung und Verbreitung seines Glaubens hindert.

Doch gegen unliebsame Ungläubige „greift man halt zu anderen konstruierten Vorwürfen“, berichtet der Anwalt Orhan Cengiz. In Silivri westlich von Istanbul stehen derzeit zwei Konvertiten wegen „Beleidigung des Türkentums“ und „Aufwiegelung zu religiösem Hass“ nach dem berüchtigten Paragraphen 301 vor Gericht.

Auch der jetzt in Malatya ermordete Verlagsmitarbeiter und Gemeindepastor Necati Aydın war schon einmal festgenommen worden, als er Bibeln und fromme Schriften verteilte. „Angeblich hätten Dörfler ausgesagt, Aydın und seine Kollegen hätten den Islam beleidigt“, sagt sein Anwalt. Sie wurden wegen „Propaganda gegen die Religionsfreiheit“ angeklagt.

Vor allem türkische Konvertiten, die vom rechten Glauben abfallen, haben es schwer. Der Soziologe Behnan Konutgan, 54, trat als Student zum Christentum über: „Während alle meine Kommilitonen ständig im Koran lasen, hatte ich mir eine Bibel schicken lassen und las mit Begeisterung im Neuen Testament.“

Inzwischen arbeitet Konutgan als Pastor und übersetzt die Bibel. „Unser Problem sind nicht die Gesetze, sondern die Gesellschaft“, schildert er seine Erfahrung, „die Kirche wird als Feind wahrgenommen.“

Die ermordeten Christen gehörten zur kleinen evangelikalen Gemeinde von Malatya, zu der neben ein paar Ausländern wie Tilman Geske nur noch 15 Türken zählten, die vom Islam zum Christentum konvertiert sind. Auf 10000 schätzt die liberale Zeitung „Radikal“ die Gesamtzahl der Konvertiten in der Türkei und wundert sich, wie diese in einem Staat mit 73 Millionen Einwohnern und 99 Prozent Muslimen als „Bedrohung“ angesehen werden können.

Doch genau das ist offenbar der Fall. Nach einer Umfrage fordern 59 Prozent aller Türken, gegen Missionare juristisch vorzugehen. Und über 40 Prozent erklärten, sie wollten keinen christlichen Armenier oder Griechen zum Nachbarn haben.

Am vergangenen Freitag wurde Tilman Geske beerdigt, in seiner türkischen Wahlheimat Malatya. Er sei ein „Märtyrer für Jesus“, sagte seine Frau Susanne im türkischen Fernsehen, sie bete um Vergebung für die Täter.

Sein mit ihm ermordeter türkischer Glaubensbruder Ugur Yüksel war da schon längst bestattet – nach islamischem Ritus. „Seine Familie“, erklärte ein Gemeindeprediger der Protestanten verlegen, „bestand darauf.“

ANNETTE GROSSBONGARDT



Poster mit den entführten Soldaten Goldwasser, Schalit, Regev (in Jerusalem): „Ihr müsst einen Preis zahlen, der weh tut“

NAHOST

Der Hai und der Fisch

Seit Monaten sind drei israelische Soldaten in der Gewalt von Hamas und Hisbollah. Jetzt zeichnet sich ein erster Austausch ab – auf Druck der Familien und eines ägyptischen Vermittlers.

Noam Schalit kommt mit Verspätung. Eine ehemalige Lehrerin seines Sohnes hatte angerufen, sie wolle ihm etwas geben. Also fuhr er in die alte Grundschule. Mit einem dünnen blauen Heft in der Hand kommt er zurück. Es ist Freitagmittag in Mizpe Hila, einem kleinen Bergdorf im Norden des Landes, wenige Kilometer von der libanesischen Grenze entfernt. In ein paar Stunden beginnt der Sabbat.

Wieder ist eine Woche verstrichen ohne ein Lebenszeichen; für die Eltern Schalit ist es die 43. seit der Verschleppung ihres Sohnes Gilad durch ein palästinensisches Kommando. Selbst eine neue Brille, die sie ihrem Sohn über das Rote Kreuz zukommen lassen wollten, haben die Entführer abgelehnt. Schalit, klein, grauer Haar-kranz, müde Augen, sitzt zusammengesunken auf dem Sofa.

Behutsam öffnet er das alte Heft. Darin steht eine Fabel, die Gilad aufgeschrieben hatte, als er in der fünften Klasse war. Sie handelt davon, wie sich der kleine Fisch und der kleine Hai zum ersten Mal treffen und miteinander spielen.

Als der Hai abends seiner Mutter erzählt, dass er mit dem Fisch gespielt hat, sagt die Mutter: „Mit Fischen spielt man nicht, Fische frisst man.“ Die Mutter des kleinen Fisches sagt: „Mit Haien spielt man nicht, Haie haben deinen Vater gefressen.“

Noam Schalit hält inne. Hai und Fisch können keine Freunde sein. Er kann nicht glauben, dass ausgerechnet sein Sohn eine solche Fabel über den Nahost-Konflikt geschrieben hat. Sein Sohn, 20 Jahre alt, der an der Grenze zum Gaza-Streifen seinen Wehrdienst leistete und selbst zum Opfer des Konflikts geworden ist. „Es ist erstaunlich, wie bedeutsam diese Geschichte für Gilads Fall ist“, sagt der Vater.

Seit neun Monaten und drei Wochen versucht er nun, auf die Entführer und die israelische Regierung Druck auszuüben, damit sie verhandeln. Er weiß, dass ein ägyptischer Vermittler Kontakt zu beiden Seiten hält, aber er hat den Eindruck, dass sich Israelis wie Palästinenser hinter ihren seit Jahrzehnten gepflegten Feindbildern verschanzen. Mit Besatzern reden wir nicht, sagt die eine Seite; keine Verhandlungen mit Terroristen, die andere.

Noam Schalit ist selbst zu einem Vermittler zwischen diesen verfeindeten Welten geworden. Er zürnt nicht, er zieht sich nicht zurück wie seine Frau. Er drängt in die Öffentlichkeit, er kämpft darum, dass sein Sohn nicht in Vergessenheit gerät – und er wirbt um Verständnis für die Palästinenser und ihre Nöte. Im vergangenen November, nachdem fehlgeleitetes Artilleriefeuer der israelischen Armee im Gaza-Streifen nahezu eine ganze Familie ausgelöscht hatte, besuchte er im Kranken-

haus Überlebende der Tragödie. Er sagt: „Ich wollte zeigen, dass die Leute in Israel keine Monster sind.“

Zweieinhalb Wochen nach der Entführung saßen die Eltern Schalit im Büro von Premierminister Ehud Olmert in Jerusalem. Sie drängten den Regierungschef zu Verhandlungen mit den Entführern im Gaza-Streifen, doch der blieb hart. Wenn Israel auf die Forderungen eingehe und palästinensische Terroristen freilasse, werde es weitere Entführungen geben, prophezeite er. Noch während Olmert die harte Haltung begründete, unterbrach sein militärischer Berater das Gespräch. Zwei Soldaten seien soeben von der libanesischen Hisbollah entführt worden, berichtete er. „Hier haben Sie den Beweis“, sagte Noam Schalit, „Entführungen finden auch statt, ohne dass irgendein Zugeständnis gemacht worden ist.“

Die zwei entführten Soldaten waren Ehud Goldwasser, 31, genannt Udi, und sein Kamerad Eldad Regev, 26. Die Hisbollah hatte sie am 12. Juli 2006 gegen neun Uhr morgens gefangen genommen, sie waren auf Patrouillenfahrt an der libanesischen Grenze, als der Angriff kam, beide wurden dabei schwer verletzt, acht ihrer Kameraden getötet.

Innerhalb weniger Stunden entschied sich der Premier für den Krieg gegen die Hisbollah im Libanon. „Nur die Rückkehr der Soldaten wird die Operation stoppen“, versprach Olmert. Einen Monat später stimmte er einem Waffenstillstand zu, doch auch von Goldwasser und Regev fehlt bis heute jede Spur.

Seine uneingelösten Kriegsversprechen sind der Hauptgrund dafür, dass Premierminister Olmert in der israelischen Bevölkerung derzeit kaum noch Unterstützung findet. Die aber brauchte er, um die Geiselkrise zu lösen. Denn wenn die Soldaten

zurückkommen sollen, muss die Regierung auf die Entführer eingehen. Und das erfordert Mut, auch gegenüber der israelischen Öffentlichkeit.

Die Geiselnnehmer fordern die Freilassung ihrer Landsleute aus israelischer Haft. Darunter sind jedoch etliche, die wegen Greueltaten gegen israelische Zivilisten verurteilt wurden. Marwan Barghuti zum Beispiel, ein Anführer der zweiten Intifada. Oder Ahmed Saadat, der Drahtzieher des Mordes am israelischen Tourismusminister Rechavam Seevi.

Es ist die alte Frage: Macht sich der Staat erpressbar, wenn er mit Geiselnnehmern verhandelt? Oder muss er nicht doch alles unternehmen, um jeden Bürger lebend zurückzubekommen?

Schon machen in Israel die Gegner einer Freilassung von Gefangenen mobil. Die „Organisation der Terroropfer“ ruft die Regierung auf, hart zu bleiben. Der rechtsnationale Likud-Block arbeitet an einem Gesetz, das die Hürden für einen Austausch noch höher legt. Demnach müssten nicht nur Präsident, Premier und Verteidigungsminister einwilligen, sondern auch 80 von 120 Knesset-Abgeordneten.

Aber auch die Angehörigen der entführten Soldaten haben ein wichtiges Argument auf ihrer Seite: Bereits mehrfach wurden in der Vergangenheit Terroristen freigelassen, in vielen Fällen sogar, um die Leichen getöteter israelischer Soldaten in die Heimat zurückzubringen.

Karnit Goldwasser wohnt in Nescher, einem Vorort der Universitätsstadt Haifa. An klaren Tagen kann sie von ihrem Wohnzimmer bis zu jener Hügelkette blicken, welche die Grenze zum Libanon markiert. Irgendwo dahinter befindet sich Udi Goldwasser, ihr entführter Mann.

Karnit sitzt auf dem hellen Alcantara-Sofa in ihrer Studentenwohnung, neben



Vermittler Hammad

Umriss eines Handels

sich zwei Telefone, ein Handy und ein Laptop. „Ich habe fast nichts verändert“, sagt sie. „Udi wird die Wohnung wiedererkennen, wenn er zurückkommt.“ Es sind Sätze wie dieser, mit denen Karnit in den vergangenen Monaten die ganze Welt berührt hat. In deutschen und amerikanischen Talkshows ist die 30-Jährige mit dem zarten Gesicht und den schulterlangen braunen Haaren aufgetreten und hat ihr Schicksal erzählt.

Die israelische Regierung hat den Familien geraten, möglichst keine Interviews zu geben. Aber Karnit hält sich nicht daran. Sie befürchtet, dass ihrem Mann das Gleiche widerfährt wie einst dem israelischen Piloten Ron Arad. Der war 1986 über dem Libanon abgeschossen worden und konn-

te sich mit dem Schleudersitz retten. Die schiitische Amal-Miliz nahm ihn gefangen.

Karnit weiß, dass Arads Frau sich damals an die Bitte der Regierung von Ministerpräsident Jizchak Schamir hielt und keine Interviews gab. Sie hat gelesen, dass die Regierung erst gar nicht verhandeln wollte und später jahrelang um einen möglichst niedrigen Preis schacherte. Arad ist nie zurückgekommen. „Diese Geschichte macht mir Angst“, sagt Karnit. Also redet sie, wann immer sie kann.

Sie glaubt, dass ihre Auftritte auch den Druck auf die Hisbollah verstärken. Deren Anführer, Scheich Hassan Nasrallah, sehe sich als Sieger des Krieges und sehne sich nach internationaler Anerkennung. Die aber werde es nicht geben, solange die Welt daran erinnert wird, dass er weiterhin zwei israelische Soldaten gefangen hält.

Ist die Freilassung von Terroristen ein angemessener Preis? „Für Udi und Eldad ist bereits ein hoher Preis gezahlt worden“, sagt Karnit. „Es hat einen Krieg gegeben, Soldaten sind gefallen.“ Kein Krieg könne entführte Soldaten zurückbringen. Es sei ein Fehler gewesen, das zu verkünden.

Sie ist überzeugt, dass ein Austausch die einzig vernünftige Lösung ist. „Wenn die Familien im Libanon ihre Angehörigen zurückhaben wollen, sollen sie zu Nasrallah gehen und für Udis und Eldads Freilassung bitten. Wir können zu Olmert gehen und uns für die Freilassung der Palästinenser einsetzen.“

Die Hisbollah hat noch nicht einmal Forderungen gestellt. Ein deutscher Geheimdienstmann versucht seit geraumer Zeit im Auftrag der Vereinten Nationen, ein Lebenszeichen von den zwei Soldaten zu erhalten, bislang ohne Erfolg.

Im Fall von Gilad Schalit zeichnen sich dagegen die Umriss eines Handels ab, und das ist auch General Burhan Hammad zu verdanken. Hammad ist Chef der sogenannten ägyptischen Sicherheitsdelegation im Gaza-Streifen, ein bulliger Endfünfziger mit einem ansteckenden Lachen.

Vor fünf Monaten schickte ihn die Regierung in Kairo nach Gaza, um zwei Dinge zu erledigen: den blutigen Straßenkampf zwischen Hamas und Fatah zu beenden und Gilad Schalit nach Hause zu bringen. Das erste Ziel hat Hammad erreicht, Hamas und Fatah einigten sich auf einen Waffenstillstand und bildeten inzwischen eine gemeinsame Regierung. Jetzt will er die zweite Mission erfüllen.

„Das Wichtigste“, sagt der Ägypter, „ist Vertrauen.“ Drei Gruppen hätten Schalit verschleppt, darunter der militärische Arm der Hamas. Die Hamas vertraue den Israelis nicht und die Israelis nicht der Hamas. Deshalb habe auch die Brille der Eltern Schalit ihr Ziel nicht erreicht. Die Geiselnnehmer fürchteten, die Israelis hätten einen Sender darin versteckt, der sie zu dem Soldaten führen könnte. „Ich habe das Problem gelöst“, sagt Hammad. Er ließ bei



Hochzeitspaar Karnit, Ehud Goldwasser (2005): „Krieg bringt keine Soldaten zurück“

einem palästinensischen Optiker in Gaza-Stadt eine Brille anfertigen und übergab sie den Entführern.

General Hammad redet nicht gern über den Fall Schalit, er will es sich mit keiner Seite verderben – einerseits. Andererseits kann das eine oder andere klare Wort nicht schaden, es untermauert seine Autorität. Bevor er den Job antrat, ließ die israelische Regierung den Entführern nur Forderungen zukommen. „Ich habe den Israelis gesagt: Ich werde nicht nach eurer Methode arbeiten und nur Botschaften überbringen. Ich bin ein Vermittler, kein Postbote.“

Dasselbe sagte er den Entführern. Als die ihre ersten Wunschlisten mit freizulassenden Gefangenen präsentierten, ließ er sie wissen, dass er die Forderungen für überzogen halte. Von 1500 palästinensischen Häftlingen war anfangs die Rede, davon habe er die Entführer abbringen können. Am 12. April überreichte Hammad den Israelis eine Liste mit rund 500 Namen. „Das Denken der Hamas ist logischer geworden“, sagt der General.

Und das der Israelis? Hammad überlegt eine Weile und sagt: „Es ist realistischer ge-



Familie Schalit*: „Zeigen, dass wir keine Monster sind“

worden.“ Am Anfang hätten die Israelis nur wenige Gefangene freilassen wollen. Wie viele? Hammad zögert, er will die Israelis nicht kompromittieren. Wie viele? Er hebt seine rechte Hand und streckt drei Finger ab. „Ich habe ihnen gesagt: Wenn ihr Schalit zurückhaben wollt, müsst ihr einen Preis zahlen, der weh tut.“

Seitdem wartet der General auf eine Antwort aus Jerusalem. Bislang vernahm

* Vater Noam, Tochter Hadas, Mutter Aviva bei Geburtstagsfeier für Gilad Schalit am 28. August 2006.

er nur wütende Worte von Olmert. „Enttäuschend“ sei die Liste der Palästinenser, sagte der vergangene Woche im Parlament. Israel werde die Forderungen auf keinen Fall erfüllen.

Noam Schalit ist mit seiner Geduld am Ende. „Ob wir Gefangene freilassen oder nicht, Entführungsversuche wird es immer geben“, sagt er. Hat es nicht Warnungen der Geheimdienste gegeben? Hat nicht die Armee schwere Versäumnisse festgestellt? Hätten die Entführungen von Gilad und den anderen Soldaten nicht mit mehr Aufmerksamkeit verhindert werden können?

Der Vater schluckt den Ärger herunter und schaut hinüber zu der Kommode, auf der die Fotos seines Sohnes stehen. Und dann liest er das Ende der Fabel vom Hai und dem Fisch vor, die sein Sohn als kleiner Junge geschrieben hat. Da treffen sich nach einem Jahr der Hai und der Fisch und beschließen einfach, keine Feinde mehr zu sein.

„Das einzig wirksame Mittel gegen Entführungen“, sagt Noam Schalit, „ist die Lösung des israelisch-arabischen Konflikts.“

CHRISTOPH SCHULT

„Atmosphäre der Angst“

Der Dozent und ehemalige Putin-Berater Andrej Illarionow, 45, über die Gründe für das brutale Vorgehen des Kreml gegen die Opposition und die westliche Haltung zu Moskau



Sicherheitskräfte, Demonstranten in Moskau: „Wie Banditen benommen“

SPIEGEL: Fast jedes Wochenende das gleiche Bild in den Nachrichten: Die Staatsmacht lässt Polizisten auf ein kleines Häuflein Oppositioneller einknüppeln. Hat Präsident Wladimir Putin das trotz seiner Popularität nötig?

Illarionow: Die Machthaber setzen Gewalt gezielt zur Einschüchterung ein. Sie wollen den Willen der Menschen zum Widerstand und zur Selbständigkeit brechen und erhöhen ständig den Grad der Aggression. Im Unterschied zum Massenterror unter Hitler, Stalin und Mao erleben wir in Russland derzeit eine Kampagne des Terrors gegen Einzelne und Gruppen.

SPIEGEL: Wer führt sie durch?

Illarionow: Mitarbeiter des Geheimdienstes. Diese Leute besetzen inzwischen mehr als 70 Prozent aller Spitzenpositionen im Staatsapparat. Die Zerschlagung des Jukos-Konzerns von Michail Chodorkowski, der Mord an der Journalistin Anna Politkowskaja, die Poloniumvergiftung des ehemaligen Agenten Alexander Litwinenko – all das hat das Ziel, die Gesellschaft in ständiger Furcht zu halten. So lässt sie sich besser kontrollieren. Nur deshalb dürfen die vom Staat beherrschten Medien ausführlich über diese Fälle berichten. Das

trägt zur Atmosphäre der Angst bei.

SPIEGEL: Wer hat entschieden, so hart gegen die Demonstranten vorzugehen, der Präsident oder seine Umgebung?

Illarionow: Das geschah sicher nicht auf der Ebene von Innenminister Raschid Nurgalijew allein. Schwer vorstellbar, dass solche Entscheidungen getroffen werden, ohne dass die höchste Staatsführung unseres Landes davon weiß.

SPIEGEL: Eine Gefahr für die Regierung ist nirgendwo zu erkennen. Die Wirtschaft wächst um gut sechs Prozent, die Russen fahren zum Urlaub ins Ausland und kaufen sich Autos. Warum nimmt der Kreml friedliche Proteste nicht einfach hin?

Illarionow: Die Herrschenden handeln nach einer anderen Logik. Putin hat selbst gesagt, wohl zu Recht, dass es keine ehemaligen Geheimdienstler gibt. Sie sind in ihrer Ausbildung darauf getrimmt worden, Feinde zu jagen. Und wenn es keine gibt, dann schaffen sie welche.

SPIEGEL: Ist Russland eine Diktatur?



Dozent Illarionow

„Gewalt als Antwort“

Illarionow: Ein freies Land ist Russland jedenfalls nicht mehr. Wir bewegen uns in Richtung Simbabwe.

SPIEGEL: Jetzt übertreiben Sie aber.

Illarionow: Nein. Auch bei uns werden alle demokratischen Institutionen ausgehöhlt. Wir leiden an der simbabwischen Krankheit. Deshalb ist Russland außenpolitisch zunehmend isoliert, deshalb verlangsamt sich das Wirtschaftswachstum. Im Vergleich mit den 15 einstigen Sowjetrepubliken liegt Russland beim

Wirtschaftswachstum inzwischen auf dem drittletzten Platz.

SPIEGEL: Westliche Unternehmer schätzen die Stabilität, die unter Putin eingekehrt ist. Sollen sie aufhören, in Russland zu investieren?

Illarionow: Das ist ihre Entscheidung, sie müssen das politische Risiko selbst bewerten.

SPIEGEL: Parlamentspräsident Boris Gyslow hat die auf Großmütter einprügelnde Polizei dafür gelobt, „alles richtig gemacht zu haben“. Er trifft am Montag und Dienstag in Berlin mit den Fraktionsvorsitzenden der Parteien und Außenminister Frank-Walter Steinmeier zusammen.

Illarionow: Ich werde mich hüten, deutschen Abgeordneten Empfehlungen zu geben. Wenn Gyslow die Gewalt gegen die Opposition rechtfertigt, heißt er gut, was unsere Strafprozessordnung Banditentum nennt. Nicht die Demonstranten, sondern die Polizisten haben sich wie Banditen benommen. Mit dem Segen der Machthaber hat die Polizei wie eine Terrorgruppe gehandelt.

SPIEGEL: Sie haben Putin fünf Jahre lang als Verbindungsmann zur G 8 gedient. Sollte der Westen Russland für die Verstöße gegen die Demokratie aus der Gruppe

der wichtigsten Industriestaaten ausschließen?

Illarionow: Man darf die Möglichkeiten nicht überschätzen, die der Westen hat, auf Russland Druck auszuüben.

SPIEGEL: Tritt Putin im kommenden März zu einer dritten Amtszeit an, die nicht in der Verfassung vorgesehen ist?

Illarionow: Putin hat oft gesagt, dass er dies nicht tun wird. Aber es gibt Leute in seiner Umgebung, die ihn dazu drängen. Sie unternehmen viel, damit er sich gezwungen sieht zu bleiben.

INTERVIEW: MATTHIAS SCHEPP, WLADIMIR PYLJOW



Politik-Veteran Andreotti (in seinem Büro): „Es ist von Vorteil, ein Römer zu sein“

CARLO LANNUTTI

ITALIEN

Der Dämon des Zwielfichts

Kaum ein Staatsmann ist so zählebig und derart von Gerüchten umwölkt wie Giulio Andreotti. Für die einen ist er „der göttliche Julius“, für die anderen nur „Beelzebub“, der Leibhaftige. Natürlich war der 88-jährige Senator auch am jüngsten Regierungsturz beteiligt. *Von Alexander Smoltczyk*

Eigentlich ist Giulio Andreotti ein großer Mann. Wäre seine Gestalt nur nicht so verknotet und zusammengefallen.

Auf der Höhe der Brustwirbel knickt der Rücken Andreottis im rechten Winkel vor und lässt den Kopf schildkrötenhaft vorm Körper pendeln. Beim Sprechen legt er den Kopf auf die linke Schulter und schaut von unten herauf, was einen ersten Eindruck unerwarteter Aufmerksamkeit und Zuwendung macht.

Giulio Andreotti gehört allerdings nicht zu den Menschen, die auf erste Eindrücke auch nur das Geringste geben würden. Bei Saddam Hussein war ich zwei Tage zu Gast. Ich wunderte mich etwas über die Begeisterung, mit der er von Hitler erzählte. Um ein Land gut zu regieren, müsse man Kinder vom vierten Lebensjahr an militärisch erziehen. Sonst hätte

Hitler nicht in acht Jahren ein Heer aufbauen können, das der ganzen Welt trotzen konnte. Abends kam Saddam in einem blauen Mantel zum Essen. Ich machte ihm ein Kompliment darüber. Am nächsten Morgen brachte er mir den Mantel ans Flugzeug. Livia, meine Frau, ließ ihn sich umschneiden und lief noch Jahre später im Mantel von Saddam Hussein herum.

Für viele ist Andreotti der Politiker schlechthin. Undurchsichtig und nach allen Seiten offen. Effizient und zögerlich. Und immer eingenordet auf die Macht. Auch Angela Merkel hat etwas davon.

Andreotti hat sein Büro in der Altstadt von Rom, im Schatten des Parlamentsgebäudes. Jeden Morgen kommt er vorbei, gleich nach der Frühmesse. Der Tisch im Vorzimmer hat die Form der Piazza Navona, samt Bernini-Brunnen aus Porzel-

lan. Davor eine Sammlung silberner Zigarrenkästchen und eine Ausgabe der „Göttlichen Komödie“. Die Vorhänge sind zugezogen. Ein Licht wie im Theater.

Im Regal reihen sich Fotos von Mächtigen, allesamt mit Widmungen: Adenauer, Nixon, die Queen. Und immer steht da ein eigentlich gar nicht kleiner Herr mit imposanter Brille und schlechter Haltung. Es ist wie in Woody Allens Film „Zelig“.

Es wäre besser gewesen, wir hätten uns aus dem Irak-Krieg herausgehalten. Wir Italiener haben dort keinerlei Interessen. Dahinter steckte ein übertriebenes Konzept von Freundschaft zu den Amerikanern. In einer Allianz muss man sich nicht jeden Tag die Freundschaft beweisen.

Die Verkörperung von Nachkriegsitalien kauert in der Ecke ihres Ledersofas, die Beine verschränkt, die Arme wie frierend um den Leib geschlungen. Andreottis Oh-

ren laufen spitz zu und sitzen ungewöhnlich tief, fast auf Höhe des Unterkiefers. Seine Hände sind fein und langgliedrig.

Als am 21. Februar die Regierung Romano Prodi über ein knapp verlorenes Senatsvotum stürzte, da noch es für manchen nach Schwefel: „Die Fußangel des ewigen Beelzebubs“, titelte die linke Zeitung „Unità“. Von Andreotti war die Rede. Der hatte während der Rede des Außenministers plötzlich die Meinung geändert und seine versprochene Zustimmung versagt. „Ich hatte einen schlechten Eindruck“, sagte Andreotti danach maliziös, während im Plenum die Oppositionssenatoren auf den Bänken tanzten.

Es sei ein finsternes Manöver des Vatikans gewesen, mit Andreotti als Erfüllungsgehilfen, wie immer. Das sagte die Linke. Und tatsächlich war das vom Klerus bekämpfte Gesetz zur nichtehelichen Partnerschaft dann aus dem Programm der neuen Prodi-Regierung verschwunden. Wie durch Teufelsspek.

Im Mafia-Film „Der Pate III“ taucht ein namentlich nicht genannter Spitzenpolitiker auf. Er leitet eine Sitzung im Vatikan, lächelt dem Paten Michael Corleone eine eiskalte Drohung zu und hat ausgeprägt große, spitz zulaufende Ohren. „Diese Figur sollte die oberste Machtebene von Politik darstellen“, sagte der Regisseur Francis Ford Coppola später: „Jeder in Italien wusste, um wen es sich handeln sollte, der dicken Brillengläser wegen und weil am Ende des Films ein sehr berühmter Satz von ihm zitiert wird.“

Il potere logora chi non ce l'ha – die Macht verschleißt den, der sie nicht hat. Das sagt der Mafia-Killer zu dem Politiker, bevor er ihm die Brille herunterreißt und ihn ersticht.

Coppola war irritiert, wie sein Film in Rom aufgenommen wurde: „Niemand war auch nur im Geringsten schockiert über die Anschuldigung, wonach seine Regierung mit der Mafia verstrickt sei.“

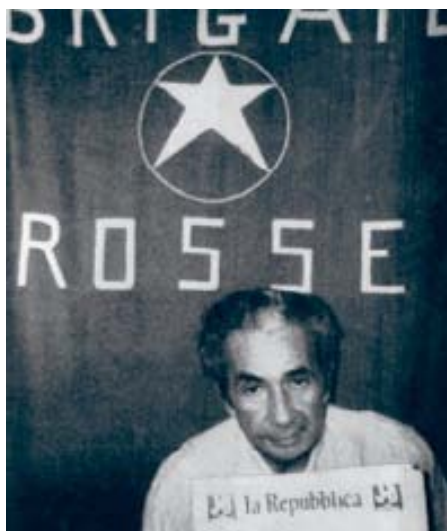
Ich weiß nicht, ob Kennedy, Churchill oder Adenauer heutzutage überhaupt noch eine Chance zur Größe gehabt hätten, wo jedes Wort dank Fernsehen und Internet an jedem Punkt der Erde sofort zu hören ist. Die unmittelbare Verfügbarkeit der Informationen hat vieles geändert. Aber es ist wie mit dem Licht. Wenn das Licht zu stark ist, erhellt es nicht, sondern blendet.

Im Zwilicht bekommen die Dinge Kontur und die Grenzen werden unschärfer. Politik ist etwas fürs Zwilicht. „Im Leben hilft mir die Überzeugung, dass Gut und Böse vermischt sind“, sagte Andreotti einmal, „es gibt keine Paradiese, Fegefeuer und Höllen auf dieser Erde.“

Er ist gut damit gefahren. Unter Benito Mussolini war Andreotti als Vorsitzender der katholischen Studenten (ein wenig) im kirchlichen Widerstand. Im vergangenen Frühjahr verlor er (ganz knapp) die Wahl



Verbündete Andreotti, De Gasperi (1951)
Immer in der Mitte des Karussells



Entführter Moro (1978)
Von der Regierung geopfert



Mafia-Boss Riina (1993 im Gericht)
Bruderkuss für den Oberpaten

zum Senatspräsidenten. Dazwischen liegen mehr als 60 Jahre. Es gibt wohl kaum jemanden, der zugleich im Zweiten Weltkrieg und im 21. Jahrhundert politische Verantwortung getragen hat.

Er war immer da. Andreotti schrieb 1946, als Vertrauter des Christdemokraten Alcide De Gasperi, an der italienischen Verfassung mit. Er führte sieben Regierungen, war achtmal Verteidigungs- und fünfmal Außenminister. Außerdem Minister für Industrie, für den Mezzogiorno, für Finanzen und das Innere. In der Nachkriegsgeschichte Italiens hat es kein Parlament gegeben, in dem Andreotti nicht gesessen hätte. Seit 1991 ist er Senator auf Lebenszeit – „Divo Giulio“ schreiben sie in den Zeitungen. Göttlicher Julius. So sprach man auch von Julius Caesar.

Als in den Fünfzigern Cinecittà ihre Blüte hatte, mit Federico Fellini, Anna Magnani, Sophia Loren, der Lollobrigida, da hieß der fürs Kino zuständige Staatssekretär Giulio Andreotti. Als die „Kasse für den Mezzogiorno“ Billionen Lire in den armen Süden pumpte, saß er auf dem Stuhl des zuständigen Ministers. Nebenbei schrieb Andreotti mehr als 30 Bücher, über Rom, die Päpste und sich selbst.

Seine große Zeit waren die Gipfeltreffen mit Helmut Schmidt, Valéry Giscard d'Estaing, Jimmy Carter, in den Siebzigern, als die Welt noch beherrschbar schien. Andreotti kauerte in der Mitte des Karussells und sah zu, wie die anderen mehr oder weniger rasch, mehr oder weniger freiwillig hinunterglitten.

Irgendwo in diesem Büro müssen jene Zettelchen verwahrt sein, auf denen Andreotti, seit er politisch denken kann, jene kleinen Geheimnisse über Feind und Freund notieren soll, deren Kenntnis das Überleben an der Macht so ungemein erleichtert. Ein Politiker, sagt Andreotti, müsse pedantisch genau sein und dürfe keine Eile haben.

„Schlecht von anderen zu denken ist eine Sünde, aber oft liegt man richtig.“ Mit dieser Lebensmaxime wurde Andreotti auch einer der erfolgreichsten Außenpolitiker seines Landes. Er gilt zugleich als treuer Atlantiker wie als Freund der Araber. Hans-Dietrich Genscher lud ihn neu zum 80. Geburtstag ein. Dabei hatte Andreotti noch 1984 erklärt, ihm seien zwei deutsche Staaten lieber als nur einer. *Was Andreottismus ist? Nun, ich habe immer dafür gesorgt, dass die verschiedenen Strömungen irgendwie berücksichtigt werden. Nichts ist schwarz oder weiß. Nehmen Sie die Taliban. Sie haben viel Schlechtes getan. Aber sie haben den Opiumhandel bekämpft. Übrigens habe ich mich immer gewundert, weshalb, anders als zu Zeiten Vietnams, so wenig über die Verluste gesprochen wird. Selbst während des Wahlkampfs war es nicht entscheidend. Wissen Sie, warum? Im Vietnam-Krieg gab es noch die allgemei-*

ne Wehrpflicht. Heute sind es Freiwillige, und die sind meist Farbige.

Die zweipolige Welt ist Andreotti zuwider. Sie macht ihn schaudern, weil die Politik aus den Hinterzimmern verlagert wird in die Kälte der TV-Schaukämpfe und Populismen. Schon deswegen hat er Silvio Berlusconi nie gemocht. Sein Reich ist die Unübersichtlichkeit.

Andreotti ist immer schon der Lieblingsfeind der Linken gewesen. Er taugte dazu wie kein anderer, mit seinem gebeugten Gang, den Fledermausohren, seinem ständigen Ein und Aus im Palast der Päpste, mit diesem ätzenden Zynismus.

Italiens Nachkriegsgeschichte ist reich an ungeklärten Affären und Skandalen. Es gab die Freimaurerloge P2 und ihre Umsturzphantasien, es gab die Attentate von Bologna und Mailand, die Affäre um die Vatikanbank, die Geschichte der Ermordung Aldo Moros. Alles unter einer Papierflut begraben, mystifiziert und ständig wieder im politischen Tagesgeschäft verwendet. Und es gibt wenige dieser italienischen Mysterien, in denen der Name des „göttlichen Julius“ nicht auftauchen würde.

Mysterien? Es wird immer eine Legende um diese Mysterien gestrickt. Aber es gibt nicht mehr viele Geheimnisse. Auch einer der schlimmsten Anschläge, das Attentat am Bahnhof von Bologna, wird noch aufgeklärt werden. Inzwischen ist bekannt, dass der Terrorist Carlos in jener Nacht in Bologna übernachtet hatte. Das ergab eine Überprüfung der Gästelisten der Hotels. Aber die Richter hatten das sofort zu den Akten gelegt, weil es nicht zu der Beteiligung der Rechten passte.

Jeder Satz verhüllt so viel, wie er entdeckt. Die Schleier werden nur verschoben, nie gelüftet. Wahrheiten sind nicht von dieser Welt. Hier unten lösen sie sich auf und gleiten staubfein durch die Finger. Asche zu Asche.

Seine Stimme ist weich, und die Sätze klimpern dahin wie ein Chopin-Impromptu. Probleme, Tragödien, Abgründe? „Ich bitte Sie ...!“ Außerhalb der vatikanischen Mauern gibt es nichts, was sich nicht mit wohlgesetzten Worten, Geld und Vertrauen auf den Egoismus der Beteiligten auflösen ließe.

„Die Wahrheit werden wir über Andreotti erst erfahren, wenn sie ihm nach dem Tod die Blackbox aus seinem Buckel schneiden“, meinte Beppe Grillo, der italienische Harald Schmidt.

Am 16. März 1978 wurde der Präsident der Christdemokraten, Aldo Moro, von den Roten Brigaden entführt. Andreotti war Premierminister. Er weigerte sich, den Forderungen nachzugeben. Moros Strategie einer Zusammenarbeit mit den Kommunisten hatte ihm nie eingeuchtet.

55 Tage später wurde Moros Leiche im Kofferraum eines Renault gefunden, in der Via Caetani, ziemlich genau zwischen der Parteizentrale der Christdemokraten

und der der Kommunisten. Zum ersten (und letzten) Mal hatte der italienische Staat Härte gezeigt. Andreotti ist sich bis heute keiner Schuld bewusst. Doch Aldo Moro starb in der Gewissheit, geopfert worden zu sein. Sein Blut würde auf die Democrazia Cristiana zurückfallen, schrieb er in einem seiner letzten Briefe. Jeder wusste, wer damit gemeint war.

Ich habe wirklich schon die merkwürdigsten Dinge in meinem Leben erlebt. P2 war eine Freimaurerloge, wenn auch etwas eigenartig. Ich war einmal abends in Buenos Aires von Perón in sein Haus eingeladen. Da stand plötzlich jemand, der genauso aussah wie ein Matratzenfabrikant aus meinem Wahlkomitee in Frosinone. Und tatsächlich, es war Gelli, der später als Chef von P2 bekannt wurde. Vermutlich ist er durch die internationalen Verbindungen der Freimaurer dahin gekommen.

1993 legte die Ermittlungskampagne „Mani pulite“ (Saubere Hände) weite Teile der Politikerkaste Italiens hinweg. Alle glaubten, auch das Ende Andreottis sei gekommen. Schließlich hatte er an jenem System mitgestrickt, in dem aus einer christlichen Partei ein durch Machtmannöver verrotteter Apparat werden konnte, „beherrscht von Männern, die den Korrupten und den Mafiosi die Türen der Republik geöffnet haben“, so ein Christdemokrat beim Parteiaustritt.

viel artikulierter. Früher wurden die Listen aufgestellt und alle Berufsgruppen berücksichtigt, alle Regionen und Strömungen.

Inzwischen, nach Berlusconi und im Eissturm der Globalisierung, sehnt sich mancher in Italien wieder nach den vertrauten Verhältnissen der Nachkriegszeit, wo die Regierungen wechselten, Andreotti immer dabei war und für jeden immer etwas abfiel. Die Gewerkschaften bekamen ihre automatische Lohnangleichung, der Süden seine nichts nutzigen Großprojekte, die Kommunisten das 3. Fernsehprogramm. Den Preis für das System mussten alle zahlen: staatliche Ineffizienz, Korruption auf allen Ebenen, Klientelismus. Übel, an denen Italien noch heute leidet.

Jeden Morgen geht Andreotti in die Kirche. Seine Verbindungen zur Kurie sind so legendär, dass manch einer in Rom spöttelt, Andreottis leiblicher Vater sei Pius XII. gewesen. In den Fünfzigern hielt Andreotti für den Christdemokraten De Gasperi den Kontakt zur Kurie. Hinter ihm steht seit je jene tausendjährige schwarze Macht, die Kirche, ihre Unbeweglichkeit, ihr Zynismus allem Weltlichen gegenüber. Und vielleicht steht auch hinter Andreottis Sarkasmus ein Machtbewusstsein, dessen Wurzeln weit jenseits der Gegenwart liegen. Der Vatikan ist sein Mutterkuchen, seine exterritoriale Basis.



Medienmogul Berlusconi, Ehefrau Veronica (r.): Eissturm der Globalisierung

Mani pulite ... Wenn Andreotti das Wort in den Mund nimmt, dehnt er es, als hätte er auf eine bittere Mandel gebissen und überlegt, wohin er sie diskret ausspucken könnte. Mani pulite ... Das war eine, vielleicht übertriebene, Veränderung, ein Kampf gegen die historischen Parteien. Herausgekommen ist ein System von zwei Polen. Berlusconi und Prodi, Mitte-rechts und Mitte-links. Das eine oder das andere. Aber das entspricht nicht der italienischen Tradition. Wir sind sehr

Der Katholizismus ist auch Toleranz. Außer bei prinzipiellen Fragen wie der Ehescheidung, da gibt es keine Verständigung. Es ist von Vorteil, ein Römer zu sein. Wir haben Verständnis für vieles. Die Stadt hat vieles gesehen, und der Tiber fließt weiter. Die Stadt hat schon sehr viel erlebt. Nach 2000 Jahren ist man nicht mehr so leicht zu überraschen.

Auch nicht durch einen deutschen Flakhelfer auf dem Thron Petri? Nein. Mich hat nur aufs Neue schockiert, dass der



Papst Benedikt XVI., Besucher Andreotti (2005): Notwendige Etappe auf dem Weg zur Seligsprechung

Papst jünger ist als ich. Gut, er hat im Krieg die Uniform getragen. Aber doch nur einige Tage. Vielleicht hatten auch diese paar Tage ihre Bedeutung, vom menschlichen Standpunkt aus.

Am 26. September 1995 begann in Palermo ein Prozess, der „zum Gegenstand hat, die Verantwortung des Angeklagten Giulio Andreotti für ihm zur Last gelegte Vergehen im Zusammenhang mit der Mitwirkung an der mafiosen Vereinigung Cosa Nostra zu belegen“. So die etwas umständliche Anklage.

Sie beruhte im Wesentlichen auf den Aussagen reuiger Mafiosi, denen damals in der Öffentlichkeit mehr Glauben geschenkt wurde als einem siebenfachen Regierungschef und Vertrauten des Papstes. Anders als Silvio Berlusconi ließ Andreotti seine Anwältin das Verfahren nicht durch Tricks verzögern.

Im November 1995 wurde in Perugia ein zweites Verfahren zugelassen, wonach Andreotti in den Mord an einem Enthüllungsjournalisten verstrickt sei. Die Ankläger forderten „lebenslänglich“.

Andreotti sei der Hinterhintermann eines Systems von Verbindungen, Gefälligkeiten und Absprachen mit der Mafia gewesen, so die Staatsanwälte in Palermo. Er habe die Mafia-Kontakte seines Statthalters in Sizilien geduldet, um Wählerstimmen zu behalten. Am 20. September 1987 habe Andreotti dem Oberpaten Totò Riina den Bruderkuß gegeben.

Das ganze Land sprach über den Kuß. Zumal es ihn wohl nie gegeben hat.

Das Treffen, so die Richter später, habe nie stattgefunden, die Aussagen des Kronzeugen seien „konfus und widersprüchlich“ gewesen – reuige Bekenntnisse, um

andere Reuige zu diskreditieren und alle Wahrheit ins Mutmaßliche zu schieben: Was ist weiß, was ist schwarz?

Die Höllenfahrt Andreottis endete im Zwielficht. Vom Mordvorwurf wurde er 1999 in allen Punkten freigesprochen. Von der Mafia-Anklage ebenso, aus Mangel an Beweisen. Das Berufungsgericht hob das Urteil vier Jahre später auf und sprach von „einer authentischen, stabilen und freundlichen Bereitwilligkeit des Angeklagten gegenüber den Mafiosi bis zum Frühjahr 1980“. Jedes etwaige Vergehen war damit verjährt. So bestätigte es 2004 das italienische Kassationsgericht.

Ein solcher Freispruch hätte andere Politiker die Karriere gekostet. Nicht Andreotti. Nicht in Italien. Den ganzen Prozess über hatte er weiter im Senat gesessen, seine Zeitschrift „30 giorni“ herausgegeben, war vom Papst empfangen, mit Preisen geehrt worden. Heute scheint er den Prozess als lästige, vielleicht notwendige Etappe auf dem Weg zur Seligsprechung zu sehen.

Die Mafia? Ich habe zehn Jahre lang Scherereien gehabt. Gott sei Dank habe ich das überlebt. Sie haben mich nie in die Affäre der Mani pulite verstricken können, aber sie haben mich zum Mafioso machen wollen. Dabei stammt das einzige Anti-Mafia-Gesetz von mir. Es verbot die Entlassung von Untersuchungshäftlingen während des Maxi-Prozesses, der zehn Jahre dauerte.

In Neapel gibt es noch die Camorra, eine alte und sehr starke Tradition, die sich schwer auslöschen lässt. Aber in Sizilien ist die Zahl der Morde doch stark gesunken. Die Mafia ist weniger stark. Der Rest, das sind alte Traditionen, die nicht

totzukriegen sind. Aber die Mehrzahl der Leute dort sind gute Leute.

In über 60 Jahren Politik muss es Entscheidungen gegeben haben, die sich als falsch erwiesen, Fehleinschätzungen, Irrtümer. „Es mag überheblich klingen, aber ich sehe ehrlich gesagt keinen Irrtum. Was anfangs bekämpft wurde, hat sich als die richtige Linie herausgestellt.“ Andreotti steht mühsam vom Sofa auf und geht zum Fenster, um die Vorhänge zurückzuschieben.

Unten sieht man die Bars und Restaurants des Regierungsviertels, man meint es summen zu hören vor Geschäftig- und Geschwätzigkeit. Dienst-Lancias parken vor den bekannten Intriganten-Lokalen, Hinterbänkler sonnen sich mit gefurchter Stirn im Licht der Kameraluchten. Nichts ist klar, alles im Fluss, es wird gehandelt, versprochen, intrigiert

und gelockt. Jeder ein Doppelagent, ein Verräter im Wartestand, ein Brutus mit Dienstwagen und Pensionsanspruch.

Ich bin nur 50 Meter von hier geboren, in der Via dei Prefetti. Mein Vater war Lehrer und starb, als ich zwei war. Das Jurastudium musste ich mir als Claqueur in den Theatern hier verdienen. Als Kinder konnten wir hier noch Fußball spielen. Heute fahren täglich mehr Autos an meinem Fenster vorbei als damals in zwei Jahren. Er sagt es ohne einen Ton des Bedauerns. Alles ist anders, nichts hat sich verändert.

Draußen ist wieder die Zeit der wechselnden Mehrheiten, der gestürzten und nach drei Tagen wiederaufstehenden Regierungen. Im Senat wird um jede Stimme gefeilscht und gebangt. Wie steht es um den Gesundheitszustand der 97-jährigen Senatorin Rita Levi Montalcino? Wie um die Tageslaune des wankelmütigen Senators Cossiga? Die Stimmungslagen der Guten und Reinen auf der Linken wollen ausgelotet, den Dissidenten Pfründen und Posten versprochen werden.

Es ist ein Rechnen, Sammeln, Dividieren, aber als es dann zur Vertrauensfrage kommt und der „senatore a vita“ zur Abstimmung aufgerufen wird, da haben die Zwischenrufe aufgehört. Gebückt, in sich gefaltet, drückt Andreotti den Knopf der Sprechanlage. Er werde weder mit Ja noch mit Nein stimmen, sondern den Senatssaal während des Votums verlassen.

Da ist es für einen Moment still gewesen. Eine fast religiöse Stille. Nicht, weil die Stimme Andreottis am Ergebnis etwas geändert hätte. Es war bei manchen Ehrfurcht. Bei anderen schieres Entsetzen: Er ist wieder da. ♦



Hoffmanns Erzählungen

Global Village: Im früheren Königsberg geben die Deutschen endlich Visa aus – ein Sieg über die Internationale der Bürokratie.

Als die Welt in Königsberg noch in Ordnung war und der Krieg scheinbar weit entfernt, gehörte die Wallenrodtstraße zu den besseren Adressen. Sie führte quer durch das Villenviertel Marauenhof bis zum Ufer des Oberteichs.

Auch in Haus Nummer 4 wohnten angesehene Bürger: im Parterre Kurt Martens, der Direktor des Amtsgerichts in der Adolf-Hitler-Straße, darüber der Wirtschaftstreuhänder und Hauseigentümer Hermann Fechner und dann noch ein Studienrat namens Dr. Stephan Kaminsky oben im Dachgeschoss. So steht es im Einwohnerbuch vom April 1941.

Die Wallenrodtstraße gibt es nicht mehr. Als Königsberg in sowjetische Hände fiel und den Namen Kaliningrad bekam, wurde sie in Leningradsckaja umgetauft. Fechners Hausruine ist einem Neubau gewichen. Darin ereignet sich an diesem 19. April, was Russlands Außenminister Sergej Lawrow vor kurzem noch für eine „Phantasie aus Hoffmanns Erzählungen“ hielt: Ein deutsches Konsulat nimmt endlich seine Arbeit auf. Auch E. T. A. Hoffmann war Königsberger.

Die Stadt- und Gebietsoberen sind da, Abgesandte aus Putins Präsidialverwaltung, Berlins Botschafter in Moskau und Hausherr Guido Herz, der Generalkonsul. Alle sprechen vom „Pilotprojekt Kaliningrad“, davon, dass das alte Nordostpreußen nun zur „Brücke zwischen Deutschland, Europa und Russland“ wird, und von den neuen Reiseerleichterungen.

Der Geist des Aufbruchs hat die Villenstraße erfasst. Die Birken werden langsam grün, vor Nummer 4 drängeln die Ehrengäste. Niemand mag daran erinnern, dass gerade ein peinliches Kapitel zu Ende geht – der 15-jährige Streit um die Vertretung der Deutschen im russischen Königsberg.

Aber ist nun wirklich alles im Lot? Für Herbert Beister wohl schon, er war Mitte sechzig, als die Debatte um die Diplomaten-Dependance begann. Jetzt ist er 82. Die Einladung nach Kaliningrad erreichte ihn zu spät, er sitzt an diesem Tag daheim in Essen, aber in den Eröffnungsreden taucht sein Name auf. Auch Beister ist Königsberger, er hat als Kind in der Zeppeleinstraße gewohnt.

Nach dem Krieg lernte er Bauingenieur; er wurde geschäftsführender Manager beim rheinischen Konzern MAN Ferrostaal und stieg ins Ostgeschäft ein. So kam er 1989, noch vor Öffnung des Sperrgebiets, zurück in seine Heimatstadt.

Beister wurde Mitbegründer einer Stiftung für den Wiederaufbau Königsbergs. Er half bei der Rettung des Doms und baute das Haus in der Wallenrodtstraße – als Sitz eines künftigen Konsulats. Es hatte ja bis 1941 hier in Königsberg auch eine sowjetische Vertretung gegeben.

„Ich habe“, sagt Beister, „das Haus dem damaligen Außenminister Kinkel wie sauer Bier angeboten, aber dem war es angeblich zu klein.“ Bevor ein anderes gefunden war, ging es wieder los mit dem Gezerre. Russlands Patrioten lamentierten über die „unverschämte Re-Germanisierung“.



Konsulatsfeier in Kaliningrad*
„Wie sauer Bier angeboten“

„rung“, woraufhin der damalige Präsident Jelzin die Sache stoppte. Erst im Februar 2004 machte die Vertretung offiziell auf – in ein paar Hotelzimmern am Stadtrand.

Visa für die Kaliningrader auszustellen – die eigentliche Absicht der Deutschen – war dort allerdings unmöglich. Wer ins 600 Kilometer entfernte Berlin wollte, musste sich weiterhin 1200 Kilometer nach Osten bemühen, zur Botschaft nach Moskau. Oder für viel Geld ein Reisebüro einschalten. Den Menschen in der abgelegenen

Ostsee-Exklave das Leben einfacher zu machen verhinderte nun eine Internationale der deutsch-russischen Bürokratie.

Man schachtelte um Häuser und Grundstücke, erfand diplomatische Junktimes, und stets mischten auch die neugierigen Geheimdienste mit. Dann wieder wurden juristische Feinheiten ins Spiel gebracht, zum Schluss trieb deutscher Sicherheitswahn die Kosten hoch. Im Internet kursierten bereits Witze über das „Hotel-Konsulat“.

„Das ist gottlob ja alles nun vorbei“, sagt Beister, der alte Königsberger. Es klingt, als sei seine Heimatstadt wieder ein Stück an Deutschland herangerückt. Aber da irrt er. Denn in der Leningradsckaja Nummer 4 ist gar nicht das wirkliche deutsche Konsulat eingezogen. Das macht, vielleicht, in zwei Jahren in der nahen Thälmann-Straße auf, der früheren Herzog-Albrecht-Allee. Die neue Visa-Stelle ist nichts weiter als ein Provisorium. Eingerichtet, damit die Peinlichkeiten nicht noch weiter wachsen.

Auch der Wechsel über die Grenzen ist für die Königsberger keineswegs leichter geworden. Sie brauchen nach wie vor „Einladungsschreiben“, „Kostenübernahmegarantie“, „Krankenversicherung“ und „Nachweise über Rückkehrwilligkeit“, bevor das Tor nach Deutschland aufgeht.

Manchmal öffnet es sich und schließt gleich wieder. So wie bei Wladimir Dianow. Dianow ist 30, Stadtverordneter der Putinschen Staatspartei und Geschäftsmann. Einer, der Russland tatsächlich nach Europa bringen will. Jüngst war er auf Einladung der CDU/CSU-Bundestagsfraktion in Berlin. Auf der Rückfahrt aber sperrten deutsche Grenzer den Russen bei Küstrin fünf Stunden lang in eine Zelle ein, dann stempelten sie sein Jahresvisum ungültig. Erklärung: keine. „Sie waren höhnisch und grob“, sagt Dianow, „ich durfte nicht mal telefonieren und habe mich wie ein Verbrecher gefühlt.“ Später stellte sich heraus, dass sein Reisebüro bei der Visa-Beschaffung Fehler gemacht hatte.

Auch Dianow ist Gast der Zeremonie in der Wallenrodtstraße. Eigentlich dürfte er jetzt drei Jahre lang nicht mehr nach Deutschland reisen, Berlin kennt da keine Gnade. Aber Guido Herz, der Generalkonsul, hat – „mit viel Mühe“, wie er sagt – die Aufhebung des Bescheids erwirkt.

Und so gibt es, an diesem Apriltag in Kaliningrad, wirklich etwas zu feiern: einen kleinen Sieg über die deutsche Bürokratie.

CHRISTIAN NEEF

* Mit Generalkonsul Guido Herz (M.) am vergangenen Donnerstag.



Afrika (Teil II) – Hilfe für den hilflosen Kontinent

Hunderte Milliarden Dollar Entwicklungshilfe sind bisher nach Afrika geflossen – ohne nachhaltigen Erfolg. Doch plötzlich ist es chic geworden, sich wieder für den Schwarzen Kontinent zu engagieren. Milliardäre und Popstars werben für Hilfe an die Ärmsten, wollen mit strikter Erfolgskontrolle nachweisen, dass die Mittel doch ihr Ziel erreichen können. Mit ähnlichen Methoden werben Prominente auch für eine andere Art von Hilfe: Sie fordern Militärinterventionen zur Beendigung der afrikanischen Kriege – etwa des bereits seit vier Jahren andauernden Darfur-Konflikts.

Ein Businessplan für die Armen

Private Geldgeber wollen beweisen, dass Entwicklungshilfe für Afrika gutangelegtes Geld ist.

Bono ist in Berlin. Er will über Afrika sprechen, über Hunger, Elend, Aids und Tuberkulose. Aber bevor er das Gespräch beginnt, fängt er an zu singen:

*It's one for the money /
two for the show.*

Er sitzt an einem gedeckten Tisch in einem Berliner Restaurant, schwarzes Hemd, schwarzes Sakko, schwarzer Schlips. Er trägt die rosa Brille, die aus dem kleinen Mann in Kreppsohlenschuhen den großen Bono macht, den Sänger der Rockband U2.

Viele Millionen Dollar hat er mit dieser Stimme verdient, er sang immer den richtigen Song im richtigen Moment. Vor ihm liegt ein Aufnahmegerät. Er wollte wissen, ob es funktioniert. Die Show kann beginnen.

Gerade war er im Kanzleramt und sprach mit Angela Merkel. Über Afrika, über Hunger, Elend, Aids und Tuberkulose. Es ist immer das gleiche Thema. Sein Thema.

Er ist pausenlos für Afrika unterwegs, er war schon bei Bill Clinton, bei Bill Gates, bei George W. Bush, sogar beim Papst. Jetzt ist Angela Merkel dran.

Er will, dass die Staaten ihrem Versprechen nachkommen, den Ärmsten der Armen 0,7 Prozent ihres Bruttonationalprodukts als Entwicklungshilfe zu geben. Keiner der großen Industriestaaten hat diese Summe bisher annähernd erreicht, nur Länder wie Schweden, die Niederlande und Luxemburg geben schon heute so viel ab.

Kanzlerin Merkel hat in diesem Jahr den Vorsitz beim G-8-Gipfel in Heiligendamm inne, und Bono will Merkel überzeugen, dass sie jetzt Vorbild für alle anderen Industriestaaten sein soll und für Afrika mehr Geld ausgeben muss. Es war bestimmt kein einfaches Gespräch, weil es viele Vorbehalte gegen Entwicklungshilfe gibt. Mehr als 50 Jahre lang leisten die Industriestaaten jetzt schon Entwicklungshilfe; 2,3 Billionen Dollar

haben sie in dieser Zeit an die ärmsten Länder verteilt, Hunger und Armut gibt es immer noch.

Es gibt Experten, die geraten in Rage, wenn sie das Wort Entwicklungshilfe nur hören. Sie habe Afrika abhängig von Almosen gemacht, argumentieren sie, und jede Eigeninitiative gelähmt. Der Entwicklungsökonom William Easterly sagt, die Entwicklungshilfe sei bisher eine „Tragödie“ gewesen, sie habe Afrika geschadet.

Gegen Afrikas Unterentwicklung schien es kein Rezept zu geben: In den ersten zwei Dekaden ihrer Unabhängigkeit hat-

ten sich Afrikas junge Staaten selbst als Motor ihrer Entwicklung gesehen – mit einem jämmerlichen Ergebnis. Mitte der achtziger Jahre waren viele ärmer als zu Beginn ihrer Selbständigkeit. Viele Regierungen konnten ihre Aufgaben nicht gewährleisten. Straßen- und Schienennetze waren verrottet, Krankenhäuser und Universitäten mussten aus Geldmangel schließen. Wer es zu was bringen wollte, versuchte, sein Glück in Europa oder den USA zu machen, zu Hause garantierte allenfalls die Schattenwirtschaft das Überleben.



Getreidelager in Kenia, Rockstar Bono
Manifest des Erfolgs

Dann übernahmen die Banker aus dem Westen den gescheiterten Kontinent. Gegen das Versprechen politischer Reformen halfen Weltbank und Internationaler Währungsfonds mit Krediten und nochmals Krediten. Doch Afrikas Führer kümmerten sich weiterhin lieber um ihre Macht als um Wirtschaftswachstum, mit wenigen Ausnahmen wie etwa Ghanas Jerry Rawlings. Ende des 20. Jahrhunderts standen die Länder vor riesigen Schulden.

Doch nun wollen Stars wie Bono und eine neue Generation von Entwicklungshelfern beweisen, dass Hilfe trotzdem erfolgreich eingesetzt werden kann – wenn sie richtig konzipiert ist und streng überwacht wird. Sie wollen die Zweifel über die Wirksamkeit von Hilfe zerstreuen, eine neue Aufbruchstimmung für Afrika erzeugen. Und Bono ist jetzt der inoffizielle Cheflobbyist des Kontinents.

Er lobt, wo er kann, er lobt Merkel, er lobt die Deutschen. Bono ist ein Dauer-Charmeur.

Er findet es „heroisch“, dass Deutschland neben der Wiedervereinigung auch Afrika-Hilfen finanziert, und er will überall den „New German“ kennengelernt haben, der begeisterungsfähig ist, pazifistisch und hilfsbereit. „Der ‚Neue Deutsche‘“, sagt Bono, „will keinen Krieg. Der ‚Neue Deutsche‘ will, dass Schulen gebaut werden. Die Welt braucht diesen ‚Neuen Deutschen‘.“

Nach dem Ende des Kalten Kriegs sei ein Vakuum entstanden, glaubt Bono, es gebe eine Sehnsucht nach einer besseren Welt, nach mehr Umweltschutz und nach Hilfe für die Armen in Afrika.

Es gibt viele Anzeichen dafür, dass sich etwas geändert hat. Afrika ist wieder ein Thema und verkauft sich sogar. Die Otto-Gruppe bietet eine Produktreihe an, die „Cotton made in Africa“ heißt. Bono erfand die Marke „Red“, die Verbrauchern verspricht, dass ein Teil des Erlöses dem Globalen Fonds zur Bekämpfung von Aids, Tuberkulose und Malaria in Afrika zugutekommt. Apple, Armani, American Express, Motorola, alle sind dabei.

Auch Bill Clinton setzt sich als Botschafter für Afrika ein, die schwarze Talkshow-Moderatorin Oprah Winfrey baut Schulen in Südafrika, und Madonna adoptiert ein Kind aus Malawi.

„Unsere Generation hat eine einmalige Chance, Geschichte zu schreiben“, sagt Bono. „Wir haben das Geld, wir haben das Wissen, wir kennen die Leute, die Afrika helfen können. Wir können es schaffen, mit Leuten wie Bill Gates – für mich sind das Helden.“

Das Haus von Bill Gates steht eine halbe Weltreise von Berlin entfernt, am Lake Washington bei Seattle. Es hat sieben Schlafzimmer, ein Bootshaus und eine Garage für die Porsche-Sammlung.

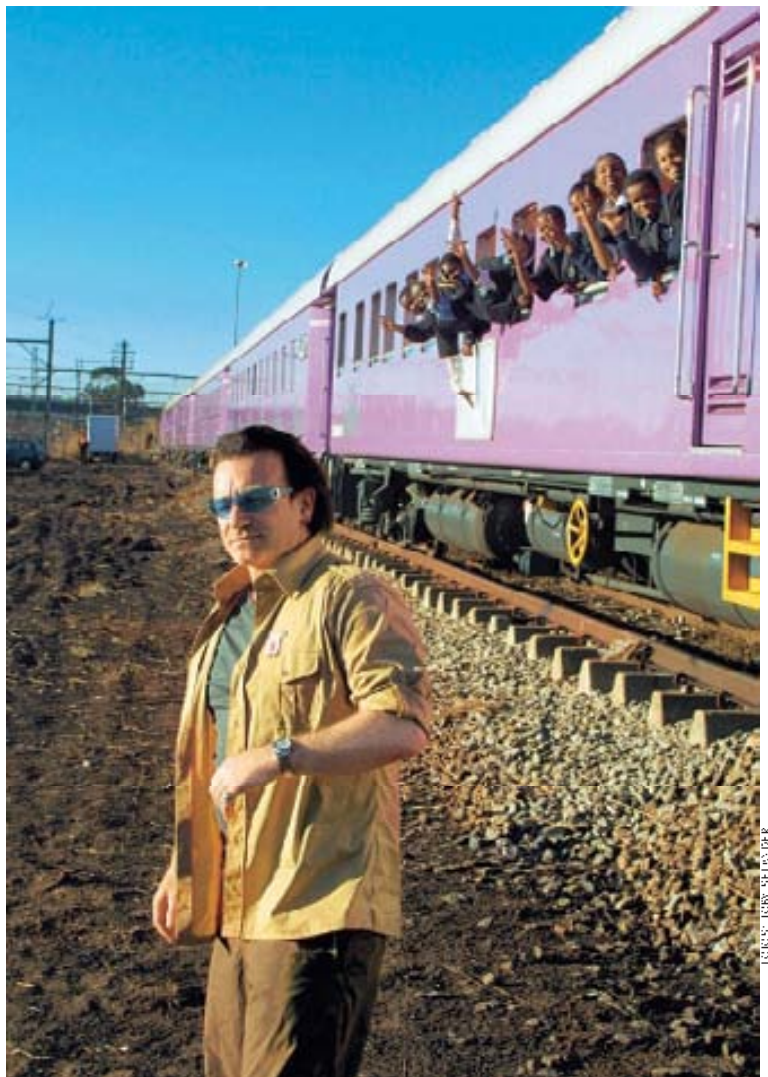
946 Milliarden gibt es weltweit, vor zehn Jahren gab es 447. Die Reichen werden immer reicher. Das ist Afrikas Chance.

Sie allein könnten Afrika retten, meint der Entwicklungsökonom Jeffrey Sachs, denn nie war technisch so viel möglich, und nie war, gemessen am Einkommen der Reichen, ein so kleines Opfer gefragt. „Eine jährliche Spende von fünf Prozent würde reichen“, sagt er.

Firmengründer, Bankenbosse, Ex-Politiker sind mit den Superstars der Popmusik eine Allianz eingegangen auf der Suche nach einer höheren Bestimmung für ihren Besitz. „Wer reich stirbt, stirbt in Schande“, sagte einst Andrew Carnegie, der amerikanische Raubtierkapitalist, und gründete über 20 Stiftungen.

Gates ist von allen der Reichste, seit Jahren die Nummer eins der Forbes-Rangliste. Vor sieben Jahren gründete er die Gates-Stiftung, den größten privaten Wohltätigkeitsfonds der Welt. Er gibt jährlich 1,5 Milliarden Dollar für Gesundheitsprobleme in der Dritten Welt aus, etwa so viel wie der Weltgesundheitsorganisation als Jahresbudget zur Verfügung steht. „Die Gates-Stiftung kann die wichtigste Entwicklungshilfeorganisation des 21. Jahrhunderts werden“, sagt Sachs.

Gates will die Entwicklungshilfe revolutionieren, wie er einst die Computerwelt revolutioniert hat. Er setzt auf Forschung



und Technologie, auf Entwicklungshelfer in Anzügen statt Sandalen. Er setzt auf einen Businessplan für Afrika, auf eine New Economy der guten Tat.

Er kommt aus der Welt der Erfolgswahrscheinlichkeiten und Kosten-Nutzen-Analysen, die keine Gefühligkeit kennt. Er redet nicht von Kranken, sondern von „Kunden“, er redet nicht vom „Kinderimpfprogramm“, sondern vom Programm 125, weil es ihn 125.000 Dollar gekostet hat. Er will Erfolge sehen, die sich nachweisen lassen. Und zwar möglichst schnell. Er ist jetzt 51 Jahre alt und will noch erleben, dass es Afrika besser geht.

Deshalb steckt Gates sein Geld in die Forschung, er ließ 275 der besten Wissenschaftler zu einer Zukunftssymposiume antreten und fördert die Zucht einer besonders vitaminhaltigen Banane. Er will neue Wege gehen und finanziert Projekte, die sonst niemand finanziert, weil die Erfolgsaussichten so gering sind, Projekte wie das von Stefan Kappe.

Kappe ist Deutscher, aus Bad Homburg bei Frankfurt. Er hat es ins Seattle Biomedical Research Institute geschafft, eines der renommiertesten Infektionsforschungsinstitute der Welt. Er hat hier bessere Bedingungen als zu Hause in Deutschland, kann über Gen-Sequenziermaschinen und leistungsstarke Computer verfügen.

Kappe bewarb sich 2005 bei der Gates-Stiftung, er brauchte für sein Projekt mehrere Millionen Dollar. Bis dahin waren die National Institutes of Health, die oberste US-Forschungsbehörde, seine einzige Chance, das Projekt zu finanzieren. Aber das Amt verlangte gute Erfolgsaussichten, wollte allein nur Projekte mit Chancen von mehr als 80 Prozent und geringem Risiko fördern. Kappe kam gerade einmal auf 20 Prozent. Optimistisch gerechnet. „Ohne Gates hätten wir das Projekt nie finanzieren können“, sagt er.

Es gab weit über tausend Bewerber für Grand-Challenges-Stipendien der Gates-Stiftung, die die großen Gesundheitsprobleme der Welt lösen sollen, nur drei Prozent der Bewerbungen sind nach der Auswahl übriggeblieben, 43 Projekte, zu denen jetzt auch das von Kappe gehört. 13,5 Millionen Dollar gibt ihm Gates für fünf Jahre Recherche.

Kappe will etwas schaffen, was noch niemand geschafft hat, er will den Malariaerreger in der menschlichen Leber überlisten, wo er am verwundbarsten ist, wo er sich einnistet und hunderttausendfach reproduziert und dann ausschwärmt, um rote Blutkörperchen zu fressen. Der Malariaerreger braucht die menschliche Leber, um sich vermehren zu können. Und Kappe will den Malariaerreger in seiner Brutstätte

abpassen, die menschliche Leber soll zur Falle werden. Kappe nennt das neue System den Check-ein-aber-check-nicht-aus-Ansatz.

Deshalb sucht Kappe einen Weg, die Leber immun zu machen. Per Computer durchforstet er die Gene des Malariaerregers. „Computergymnastik“ sagt er dazu. Kappe muss die gefährlichen finden, damit er sie ausschalten kann, so dass er die veränderten Parasiten als Lebend-Impfstoff auf die Leber loslassen kann. Er muss die genaue Dosierung finden. Der Erreger muss schwach genug sein, um die Krankheit nicht auszulösen, aber auch stark genug, um die Abwehrkräfte in der Leber zu stimulieren. Er will ihr helfen, genügend Abwehrkräfte zu entwickeln.

Kappe ist gut vorangekommen mit seiner Forschung, er kann Erfolge vorweisen, so wie es Gates mag. Er hat mit seinem

Aids ist der andere gefährliche Killer der Menschheit. Fast drei Millionen Menschen sterben jährlich an Aids, die meisten in Afrika, die meisten in Vorstädten wie Guguletu, einem Vorort von Kapstadt. Ein Plumpsklo ist hier für manche schon ein Luxusgut.

Über 300.000 Menschen leben hier, mehr als 25 Prozent sind HIV-infiziert. Und die Zahlen steigen. Seit dem Ausbruch der Krankheit stieg die Bevölkerungszahl stetig an, und mit der wachsenden Bevölkerung wuchs auch die Zahl der HIV-Infizierten. Das Bevölkerungswachstum multiplizierte die Probleme.

Vor fünf Jahren haben private Geldgeber aus Kapstadt in Guguletu ein Pilotprojekt begonnen. Sie errichteten eine Notstation zur Behandlung HIV-Infizierter, zu einer Zeit, als Südafrikas Präsident Thabo Mbeki noch bestritt, dass es einen Zusammenhang zwischen HIV und Aids gibt. Es war ein Guerillakampf gegen den Wahnsinn.

Sie mussten gegen Vorbehalte kämpfen, dass Afrikaner faul seien, an Medizinern glaubten, nicht in der Lage seien, zweimal am Tag ihre Medizin einzunehmen, weil sie keine Armbanduhrn trügen.

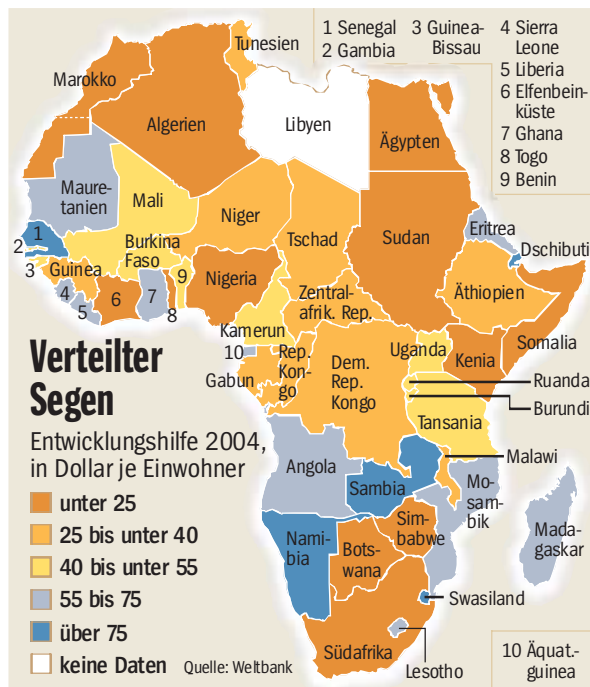
Aber sie haben gekämpft und ein Modell entwickelt, das funktioniert. Sie stellten Männer und Frauen ein, die selbst HIV-positiv waren, die ihre Krankheit als Chance verstanden und anderen dabei helfen wollten, mit ihrer Krankheit zu leben.

Niemand weiß besser als sie, wie es ist, wenn man die Diagnose bekommt, niemand weiß besser, wie man sich bei der Frage fühlt, ob man seine Familie und Freunde einweihen soll oder nicht. Viele lassen sich noch immer nicht freiwillig testen, sie kommen erst, wenn sie erkrankt sind, an Tuberkulose oder Malaria, aber wenn sie einmal da sind, dann beginnen die

Aidsberater von Guguletu mit ihrer Arbeit. Dann rufen sie bei den Erkrankten an, besuchen sie, stellen ihnen nach. Wenn sie einmal einen Patienten gewonnen haben, dann geben sie ihn so schnell nicht mehr auf.

Das Modell funktionierte. Die meisten Patienten nahmen die Medikamente regelmäßig ein, eine Voraussetzung dafür, dass die Medizin wirkt. Sie waren erfolgreich, aber mehr als ein paar Leuten konnten sie nicht helfen. Sie brauchten den Staat, seine Unterstützung und sein Geld, um expandieren zu können.

Es hat zwei Jahre gedauert, bis sie die Unterstützung bekamen. 2004 lenkte die Regierung Südafrikas ein und finanzierte mit Hilfe des Globalen Fonds ein staatliches Programm zur Behandlung von Aids. Der Globale Fonds, ein multinationaler Hilfsfonds zur Bekämpfung von



Projekt schon die erste Phase klinischer Tests erreicht und hat bei der Universität in Edmonton, Kanada, 40 Mäuse mit menschlichen Leberzellen bestellt, 1000 Dollar das Stück. Bald sollen die neuen Sicherheitsräume fertig sein, in denen die Mücken mit den Malariaerregern gezüchtet werden. Dann wird er die Mücken auf die Mäuse loslassen, und wenn sie überleben, ist er fast schon am Ziel. Er muss den Impfstoff dann nur noch an Menschen testen.

Afrika könnte schon in 10 bis 20 Jahren malariafrei werden, es wäre der ultimative Sieg gegen einen der tödlichsten Erreger der Welt. „Der Malariaerreger hat uns seit der Evolution immer begleitet. Über die gesamte Menschheitsgeschichte ist jeder Dritte an Malaria gestorben“, sagt Kappe, „wir sind gerade dabei, den größten Killer der Menschheit zur Strecke zu bringen.“

Aids, Malaria und Tuberkulose, übernimmt einen Teil der Kosten, die von der Klinik in Guguletu übernimmt er ganz. Auch Gates unterstützt den Fonds mit seinem Geld.

Heute steht in Guguletu eine richtige Klinik, das Hannan Crusaid Treatment Center, mit einem Wartesaal, Behandlungszimmern, einer Medikamentenausgabe und einem Computerraum. Die Klinik, in der alle Daten gesammelt werden, ist so gut ausgestattet wie kaum eine andere in der Gegend. Sie liegt hinter einer Mauer und einem Stacheldrahtzaun und sieht aus wie ein Hochsicherheitstrakt mit einer stählernen Drehtür und privaten Sicherheitskräften. Ohne Anmeldung kommt hier niemand herein.

Es ist Dienstag nach Ostern, und draußen ist der Wartesaal so voll, dass die Patienten bis in den Hof stehen. Es kann Stunden dauern, bis sie an der Reihe sind. 120 haben an diesem Tag einen Termin, bis zu zwei Wochen haben sie darauf gewartet. Sie sind wiedergekommen, der beste Beweis, dass das Modell Guguletu funktioniert.

Draußen sitzen die Aidsberater von Guguletu und reden über ihre Kranken. Es

sind inzwischen 24 Männer und Frauen, ein Trupp von Helfern, der mittlerweile mehr als 2000 HIV-Infizierte als Patienten gewonnen hat. Mehr als 90 Prozent halten sich an die Vorgaben, nehmen regelmäßig die Medikamente und kommen regelmäßig zum Bluttest.

Das Programm ist ein Beleg dafür, wie wichtig öffentliche Hilfe trotz vieler Privatinitiativen noch ist, dass private Geldgeber zwar wirksame Instrumente entwickeln können, Impfstoffe, Beratungsmodelle, dass es aber des Geldes und der Unterstützung der Staaten bedarf, wenn nicht nur ein paar Testfälle, sondern viele profitieren sollen.

Reghana Taliep hat an diesem Morgen Dienst, eine junge Frau, die laut werden kann, wenn ihr jemand widerspricht. Es ist wie beim Appell.

Sie geht die Problemfälle durch, sie vergleicht Telefonnummern, Adressen. Sie kennt die Problemfälle, den Alkoholmissbrauch, die Gewalt, ihre Berater sind bei fast allen Patienten schon zu Hause gewesen. Es gibt immer wieder Patienten, die nicht erscheinen, weil sie den Termin vergessen haben, weil sie ihre Medikamente nicht regelmäßig genommen haben oder

einfach weil sie an die Medikamente plötzlich nicht mehr glauben. Manchmal reicht es schon, dass sie davon Durchfall bekommen.

Taliep ruft die Nummern der Problempatienten auf, man erkennt sie an den roten Aufklebern auf den Mappen. Sie fragt: „Was ist mit 1776? 1776 ist letzte Woche nicht zu seinem Termin in die Klinik gekommen.“

Eine Beraterin sagt, dass 1776 über Ostern gestorben sei.

Taliep nickt, schiebt die Akte zur Seite und nimmt die nächste zur Hand. Den ganzen Vormittag sitzen sie noch zusammen, dann schwärmen sie wieder aus, in die Häuser und Blechhütten von Guguletu.

In West-Kenia, am Rande des Victoria-sees soll der endgültige Beweis angetreten werden, dass Entwicklungshilfe funktioniert, dass, wenn die Geberländer ihre Hilfszusagen einhalten, Armut verschwindet.

Die Vereinten Nationen haben hier ein Millenniumsdorf abgesteckt, das den Namen Sauri trägt. 5184 Leute leben hier, 64 Prozent davon unter der Armutsgrenze, 24 Prozent sind HIV-infiziert, 43 Prozent



Talkmasterin Winfrey



Schauspielerin Mia Farrow (2005)



Microsoft-Gründer Gates (mit Nelson Mandela, 2003)

Prominente in Afrika: Auf der Suche nach einer höheren Bestimmung für ihren Besitz

an Malaria erkrankt, 42 Prozent der Kinder leiden an Untergewicht.

Jährlich sollen hier 110 Dollar pro Kopf reichen, um dem Dorf aus der Armut zu helfen. Von den 110 Dollar pro Kopf kommen 40 Dollar von den lokalen Behörden und als Eigenbeteiligung aus dem Dorf selbst, 70 Dollar von externen Spendern. Diese 70 Dollar entsprechen der Pro-Kopf-Summe, die die Industriestaaten Afrika versprochen haben, als sie 0,7 Prozent des Bruttoinlandsprodukts als Ziel für die künftige Entwicklungshilfe festlegten.

Die Dorfbewohner sollen zur Eigenverantwortung und Mitarbeit erzogen werden. Sie müssen Kommissionen gründen, die Wasser-, die Landwirtschafts- und die Straßenkommission, und dann nicht nur entscheiden, wie sie das Geld am besten verwenden, sondern auch dafür sorgen, dass die Mitglieder einen Eigenanteil leisten. Dass sie etwa das Mittagessen der Brunnenexperten zahlen oder dabei helfen, Steine zu präparieren.

Sauri ist das erste von zwölf Millenniumsdörfern. Millenniumsdörfer liegen in den „Hot spots“ Afrikas, in denen die meisten Menschen unterhalb der Armutsgrenze von einem Dollar pro Tag leben. Die Erwartungen sind hoch. Von der New Yorker Columbia-Universität aus wacht der Entwicklungspolitiker Jeffrey Sachs, der allerdings einst mit seiner Schocktherapie bei der Privatisierung für Russland zweifelhafte Erfolge erzielte.

Bei ihm laufen die Statistiken auf, und er hat Statistiken über alles: über die Zahl der Malariaerkrankungen im Millenniumsdorf und außerhalb, er kennt den Ernteertrag im Jahresvergleich, die Spendenhöhe beim Schulspeisungsprogramm und die Zahl derer, die sich Moskitonetze über ihre Betten hängen.

Das Millenniumsprojekt setzt auf neue Techniken und Anreize, die sich wissenschaftlich als erfolgreich erwiesen haben. Die Helfer verteilen Moskitonetze, sie spendieren Mittagessen an Schulen, damit mehr Kinder kommen, sie spendieren Dünger, damit die Bauern eine höhere Ernte erzielen und in den lukrativeren Gemüseanbau investieren.

Das Millenniumsprojekt hat eine Villa am Victoriasee angemietet, eine knappe Fahrstunde vom Millenniumsdorf entfernt. Es ist der Ort, an dem die Zahlen und Statistiken ausgewertet werden, Seminare abgehalten und Besucher empfangen werden. Von hier aus werden Wissenschaftler und Journalisten wie Safaritouristen ins Millenniumsdorf kutschiert. Es sind schon viele wichtige Besucher hier gewesen, einmal sogar Melinda, die Frau von Bill Gates.



Die New Economy der guten Tat braucht einen starken Staat.

Es geht über staubige Straßen, vorbei an Dörfern und Märkten, so lange, bis die Straßen keinen Asphalt mehr haben. Es ist eine Fahrt durch einen Kleingarten der guten Tat, wo jeder neue Friseur, jedes neue Unternehmen als großer Erfolg gefeiert wird – ein Kiosk beispielsweise, der nicht nur Limo und Zucker, sondern auch Telefonkarten für Handys verkauft, ein Haus, das komplett mit Moskitonetzen zum Schutz gegen Malaria ausgestattet ist. Die Helfer suchen stets nach Indikatoren des Fortschritts, sammeln Zahlen und schicken sie dann nach New York. Es geht auch um gute PR.

Die Getreidebank in Yala ist der beste Beweis für den Erfolg. Viele Jahre waren die Lagerhallen hier ungenutzt, weil nie-

mand etwas zu lagern hatte, kein Getreide, keine Bohnen, alles wurde sofort gegessen. Aber jetzt sind die Hallen plötzlich voll, angemietet von den Bewohnern Sauris, weil sie dank des subventionierten Düngers ihre Getreideproduktion pro Kopf mehr als verdreifacht haben. Wo früher nichts war, liegen jetzt 11.000 Säcke. Es ist das Manifest ihres Erfolgs.

Aber es ist ein Erfolg, der mit Vorbedingungen kommt. Er setzt voraus, dass das Dorf an ein Straßennetz angebunden ist, dass es mit Elektrizität versorgt wird, dass es gute Lehrer bekommt. Er setzt staatliche Unterstützung voraus. Jedes private Projekt ist darauf angewiesen, dass der Staat gute Rahmenbedingungen schafft, nicht korrupt ist und nicht pleite. Private Hilfe kann Lücken füllen, Anreize schaffen und neue Instrumente entwickeln, Armut beseitigen kann sie nicht.

Die Probleme sind so groß, dass sie so schnell kein privates Projekt, kein Millenniumsdorf allein lösen kann.

Viele Millionen Kinder gehen heute in Afrika nicht zur Schule, und nur mit einem freien Mittagessen wie in der Sauri Primary School lassen sie sich nicht dorthin locken. Wichtig ist, dass auch der Staat handelt. In Kenia und im benachbarten Tansania brachte eine Abschaffung der Schulgebühren mehrere Millionen Kinder mehr in die Schule.

Wirtschaftliche Entwicklung kann deshalb nicht allein auf private Hilfen setzen, sie braucht den Staat, der Rahmenbedingungen schafft, um Investitionen sinnvoll zu machen. Sie braucht die Hilfe der Industriestaaten, die Ländern wie Tansania die Schulden erlassen, wenn sie dafür Geld in Schulen und Gesundheitsversorgung investieren – aber eben auch nur dann. Sie braucht den Staat, der Straßen baut, denn nur so kann das Getreide, das in den Lagerhallen von Yala liegt, zu einem guten Preis verkauft werden.

Keiner weiß das besser als Monica Okega. Sie ist die Vorsitzende der Koordinierungskommission von Sauri, sie weiß, wie wichtig es ist, über die Grenzen des Dorfs hinauszuschauen.

Sie lebt in Sauri B, dem Teil des Dorfs, wo die Hütten von Häusern abgelöst werden und das Wellblech von richtigen Mauern. Die Helfer des Millenniumsdorfs nennen sie ihre „Champion-Farmerin“. Sie gehörte schon immer zu den Privilegierten, aber jetzt sagt sie, geht es auch den anderen besser. „Die anderen brechen jetzt nicht mehr bei mir ein.“

Im vergangenen Jahr hat sie 36 Säcke Getreide geerntet, doppelt so viel wie im Jahr davor. Seit dieser Ernte kann sie sich sogar Helfer von außerhalb leisten. Sie ist wirtschaftlich selbständig geworden.

Sie ist ein Vorbild für ihr Dorf, aber auch für ihren Kontinent.

MARC HUIJER



Bäuerin Okega: Von der Hütte ins Haus umgezogen



Flüchtlingslager in Süd-Darfur: Symbol für das Versagen der internationalen Gemeinschaft

Der gute Amerikaner

Gemeinsam mit Hollywood-Stars kämpft der Aktivist John Prendergast für eine Lösung im Darfur-Konflikt. Für Afrika, den Kontinent der Hoffnungslosigkeit, sieht er Hoffnung. Nötig wären eine entschlossene Politik, ausreichende Uno-Friedenstruppen – und eine weltweite Bürgerbewegung.

Die alte Wut packte John Prendergast wieder an diesem Morgen, die Wut, die ihn antrieb all die Jahre und ihn zu dem Mann machte, der Darfur retten will, dazu den Kongo, Uganda und, wenn möglich, ganz Afrika.

Der außenpolitische Ausschuss des Senats beriet über Darfur, um 9.30 Uhr im Raum 419 des Washingtoner Dirksen-Gebäudes, und da waren sie wieder, die Regierungsbeamten, die verschwommen daherredeten, die über einen „Plan B“ schwafelten, über Strafmaßnahmen, die womöglich umgesetzt werden könnten, wenn der Sudan weiterhin keine Uno-Friedensmission in Darfur akzeptiere.

„Die verstehen es einfach nicht“, sagt Prendergast danach, „wir müssen diesem Regime weh tun. Wir müssen aufhören zu bellen, wenn wir danach nicht beißen.“

John Prendergast ist 43, ein hochgeschossener athletischer Mann mit blondem langem Haar und Dreitagebart. Er ist der Star unter Amerikas Afrika-Experten. Er fährt mit Angelina Jolie in den Kongo, macht die Runde durch die Talkshows, reist wochenlang durch Afrika und trifft sich mit Rebellen und Regierungsmitgliedern.

Prendergast war Afrika-Experte im Nationalen Sicherheitsrat von Präsident Bill

Clinton, bis dessen Nachfolger George W. Bush ihn 2001 rauswarf. Dann wechselte er zur International Crisis Group, einem unabhängigen Think-Tank, und wurde zum Mann, der den Amerikanern Afrika erklärt. Zum Beispiel Darfur.

Er hat einen Plan, er liegt vor ihm auf dem Tisch: „Die Antwort auf Darfur: Wie

der heißeste Konflikt der Welt gelöst werden kann – von John Prendergast“. Der Inhalt ist natürlich nicht neu, sagt Prendergast, aber das Problem ist nicht, dass all die Jahre niemand wusste, was in Darfur zu tun wäre. Das Problem ist, dass es niemand tat.

Der Konflikt um Darfur ist einer der kompliziertesten und blutigsten der Gegenwart. Für viele im Westen ist er der typische afrikanische Krieg – weit weg, grausam, schwer zu durchschauen.

Warum sollte man sich da einmischen? Militärische Interventionen sind schließlich viel zu oft schiefgegangen, ob es nun die Sowjets in Afghanistan waren oder die Amerikaner im Irak. Und ausgerechnet der Uno soll gelingen, woran die Supermächte gescheitert sind? Wäre die Weltgemeinschaft überhaupt in der Lage, das Feuer auf den derzeit drei Brandstellen Afrikas zu löschen? Im Kongo? In Darfur? In Somalia, wo Uno und Amerikaner schon einmal versagt haben?

Darfur ist ein Gebiet im Westen des Sudan, etwa so groß wie Frankreich. Seit vier Jahren kämpfen arabische Reitermilizen, die Dschandschawid, mit Unterstützung der Regierung gegen afrikanische Rebellen und die Zivilbevölkerung. Sie haben



Darfur-Aktivist Prendergast

„Wir müssen diesem Regime weh tun“



Aufständische im Norden von Darfur: Der typische afrikanische Krieg – weit weg, grausam, schwer zu durchschauen

mehr als tausend Dörfer systematisch zerstört, die Bewohner getötet oder vergewaltigt. Mehr als 200 000 Menschen sind gestorben, 2,5 Millionen auf der Flucht.

Die internationale Gemeinschaft hat den Sudan verurteilt. Sie hat gedroht. Sie hat die Entwaffnung der Dschandschawid gefordert. Sie hat Resolutionen erlassen und eine Friedenstruppe beschlossen. Die USA haben schließlich gar von einem „Völkermord“ gesprochen. Aber die internationale Gemeinschaft konnte das Morden nicht stoppen. So wurde die Krise in Darfur zu einem Symbol für ihr Versagen.

Und darum braucht es jetzt einen Aufstand der Bürger, sagt John Prendergast. Erst wenn die Menschen weltweit von ihren Regierungen fordern, dass sie handeln, wird etwas geschehen. Daran arbeitet er.

Prendergast trägt einen Wollpulli mit Reißverschluss, er sitzt in seinem winzigen Büro im vierten Stock eines grauen Gebäudes an der K Street, der Lobbyistenmeile von Washington. Kisten und Papier und Visitenkarten stapeln sich auf Tischen und Stühlen, es ist sehr chaotisch. „Wir sind vor drei Jahren hier eingezogen“, sagt er, „keine Ahnung mehr, was in diesen Kisten drin ist.“ Er hatte nie Zeit zum Auspacken.

Prendergast kommt gerade aus Ruanda, wo die Uno vor 13 Jahren den Völkermord nicht verhindern konnte, er hat mit Paul Kagame gesprochen, dem Präsidenten. Gleichzeitig erscheint sein achttes Buch, es handelt von Darfur – sein Co-Autor ist der Schauspieler Don Cheadle („Hotel Ruanda“), das Vorwort haben die amerikanischen Präsidentschaftsbewerber Barack Obama und Sam Brownback geschrieben. Prendergast publiziert seine Analysen in der „Washington Post“ und in „Foreign Affairs“. Er tritt bei Kongressanhörungen auf – und als George Clooney im vergan-

genen September vor der Uno eine Intervention in Darfur forderte, ebnete Prendergast dafür den Weg.

Er schafft den Balanceakt zwischen Ernsthaftigkeit und Entertainment mit Leichtigkeit. Er übersetzt komplizierte Politik in eine Sprache für die Massen. Er ist Analytiker, und er ist Aktivist.

Seit der Anti-Apartheid-Bewegung habe es nie eine so große Bürgerbewegung gegeben wie jetzt für Darfur, sagt er: „Wir müssen den Leuten da draußen das Gefühl geben, dass sie etwas tun können. Und dann müssen wir ihnen sagen, was sie tun können.“ Die Zeit, in der ein paar Politiker die Außenpolitik bestimmt hätten, sei vorbei, sagt er: „Wir brauchen eine Bürgergemeinschaft, die mitredet und die Prioritäten in unserer Außenpolitik diktiert.“

„Präsident Bush wiederholt in Afrika die Fehler des Kalten Kriegs.“

Er hat jetzt wieder einmal eine neue Kampagne ins Leben gerufen. Sie heißt „Enough – das Projekt, um Massengreuel und Genozid zu stoppen“. Es geht um Darfur, aber auch um den Norden von Uganda und den Osten des Kongo, wo Milizen um Bodenschätze kämpfen. „Ich schlage drei Fliegen mit einer Klappe“, sagt er.

Er will die Ideen der Think-Tanks zu den Leuten auf die Straße tragen. Er sagt, sie sollten „einfacher konsumieren können“, was er und andere sich ausgedacht haben. Und dann sollen sie handeln.

Es geht darum, sagt er, dass die Bürger den Politikern so etwas wie Darfur künftig nicht mehr durchgehen lassen dürfen.

Der Darfur-Konflikt begann im Jahr 2003 unbemerkt von der Öffentlichkeit. Im Süden des Landes ging ein Bürgerkrieg zu Ende, der 20 Jahre gedauert hatte – die

Rebellen der SPLA gegen die Zentralregierung im Norden. Es war ein Krieg, der im Westen oft als Religionskrieg zwischen Muslimen und Christen dargestellt wurde. In Wahrheit ging es darum, dass die Rebellen an der Macht und an den reichen Ölvorkommen des Südens beteiligt werden wollten.

„Der große Fehler war“, sagt Prendergast, „bei den Friedensgesprächen für Nord-Süd nicht auch Darfur einzubeziehen. Die Amerikaner wollten nicht, weil ihnen nicht klar war, worum es im Sudan eigentlich geht. Es war eben kein Konflikt zwischen Nord und Süd, es war ein Konflikt zwischen Zentrum und Peripherie. Und so begann die politische Opposition in Darfur die Waffen zu ergreifen, weil sie dachte, sie könne sich den Weg zum Verhandlungstisch nur erkämpfen.“

Zwischen der arabischstämmigen Elite und der afrikanischen Bevölkerung hatte es seit Jahrzehnten Ausbrüche von Gewalt gegeben, aber nun eskalierten sie wieder. Afrikanische Rebellen griffen im Frühjahr 2003 Stützpunkte der sudanesischen Armee an. Die Regierung begann, die arabischen Reitermilizen mit Waffen auszurüsten, und schickte ihre Luftwaffe zur Unterstützung.

Die Dschandschawid gingen systematisch gegen die Zivilbevölkerung vor: Sie tauchten auf Pferden und Kamelen auf, umstellten ein Dorf, plünderten die Habe der Bewohner, vergewaltigten Mädchen und Frauen, stahlen die Rinder und brannten die Häuser nieder. Sie erschossen alle, die nicht weglaufen konnten, und warfen Kinder oft in die brennenden Häuser.

Von diesen Greueltaten bekam im Westen lange niemand etwas mit, erst Anfang 2004 erschienen größere Berichte in europäischen Medien. Dann gab im März

der Uno-Koordinator für den Sudan, Mukesh Kapila, ein Interview, in dem er sagte, Darfur sei „die größte humanitäre Krise der Welt“, und verglich die Lage mit dem Völkermord in Ruanda. Nun schrieben die Medien weltweit über den „Genozid“ in Darfur. Im Mai 2006 unterzeichneten die Regierung und eine Rebellengruppe zwar ein sogenanntes Friedensabkommen, aber die Krise verschlimmerte sich nur noch.

Es ist schwer zu verstehen, warum die internationale Gemeinschaft die Sudanesen drei Jahre lang nicht gestoppt hat. John Prendergast seufzt, vergräbt sein Gesicht in den Händen und sagt: „Jeder im Sicherheitsrat hat einen anderen Grund.“ Die Chinesen hätten Ölinteressen im Sudan und seien auf der Seite des Regimes in Khartum. Die Europäer benutzten zwar harte Worte, handelten aber nicht entsprechend – manche, weil sie immer noch glaubten, man könne mit den Sudanesen freundlich reden, manche, weil sie Wirtschaftsinteressen hätten.

Der Schlüssel aber, sagt Prendergast, seien die Amerikaner. „Und die USA zögern, harte Maßnahmen zu ergreifen, weil der Sudan ein enger Alliiertes im Anti-Terror-Krieg ist.“ Jahrelang hatte der Sudan das Terrornetzwerk al-Qaida unterstützt und sogar Osama Bin Laden beherbergt, aber nach dem 11. September 2001 wechselte das Regime die Seite und versorgte die US-Geheimdienste mit Informationen über die ehemaligen Freunde. „Das wollte Washington nicht gefährden“, sagt er, „deshalb haben wir Darfur nicht gestoppt.“

„Bush wiederholt in Afrika die Fehler des Kalten Kriegs“, sagt Prendergast. Die Regierung setze in ihrem Anti-Terror-Kampf auf ein paar Alliierte wie den Sudan, die damit einen Blankoscheck für Untaten innerhalb ihrer Grenzen haben. Währenddessen geht die Region, und das gesamte Horn von Afrika, in Flammen auf: Das sudanesisches Regime tut, was es will, und destabilisiert das ganze Land. In Somalia hat ein anderer US-Verbündeter, Äthiopien, die Islamisten scheinbar vertrieben, aber das Land bleibt ein „gescheiterter Staat“, in dem wieder heftige Kämpfe entbrannt sind. In der ganzen Region gibt es mehr als neun Millionen Flüchtlinge. Die USA, sagt Prendergast, müssten eigentlich eine Friedensinitiative für den gesamten Raum entwickeln. Stattdessen liefern sie sich ihren Verbündeten aus.

John Prendergast streckt sich in seinem Sessel und gähnt, es ist anstrengend, John Prendergast zu sein. Das Telefon klingelt dauernd, alle paar Minuten plingt eine neue Mail. Früher verbrachte er die Hälfte des Jahres in Afrika, er reiste von Land zu Land, er ernährte sich von Müsliriegeln, weil er eine Magenverstimmung fürchtete, er konnte nur Englisch. Er sagt: „Ich habe keine Fähigkeiten, nur mein Mundwerk.“

Präsidenten empfangen ihn, Rebellengruppen, Diplomaten, er war der wohl



Hollywood-Star Jolie in einem Flüchtlingslager: „Segen für unsere Sache“

bestinformierte Amerikaner Afrikas. Wahrscheinlich ist er es immer noch. Aber er verbringt immer weniger Zeit dort drüben, weil ihn seine neue Rolle auffrisst: Prendergast, der Aktivist, der die Amerikaner über Afrika aufklärt. Prendergast, der Vertrauensmann der Hollywood-Stars.

Er weiß, die „Elitisten“ kritisieren ihn, er schnaubt, all dieses Gerede, dass Afrika den Stars eigentlich egal sei, es interessiere ihn nicht, sagt er. Eben ist er mit Mia Farrow auf einer Podiumsdiskussion aufgetreten, mit Angelina Jolie wurde er beim Essen gesehen. „Ich renne diesen Leuten nicht nach“, sagt er. Es war Jolie, die damals zu ihm kam, nachdem sie 2003 vor dem Kongress gesprochen hatte, und zu ihm sagte: „Wir müssen zusammen in den Kongo.“ So fing alles an.

Die Leute seien verrückt nach Stars, sagt er, und wenn ein Star sich um Afrika kümmere, kümmerten sich Tausende Leute auch. „Es ist ein Segen für unsere Sache.“

Im Fall von Darfur hat der öffentliche Druck inzwischen etwas bewirkt. Präsident Bush hat seine Berater vor ein paar Wochen beauftragt, eine Reihe härterer Optionen auszuarbeiten. Vergangene Woche reiste der Topdiplomate John Negroponte, der zweite Mann im Außenministerium, in den Sudan und rang den Machthabern endlich eine begrenzte Zustimmung für eine Uno-Friedenstruppe ab – nicht mehr als 3000 Mann, die alle aus afrikanischen Ländern stammen müssen und, allerhöchstens, über sechs Kampfhubschrauber verfügen dürfen. Es ist bei

weitem nicht genug, um irgendetwas auszurichten.

„Bisher waren wir gefangen in einer seltsamen Untätigkeit“, sagt Prendergast, „das widerspricht allem, was diese Regierung normalerweise tut – es ist fast schon komisch.“ Aber nun sei er voller Hoffnung. Die Probleme seien nicht schwer zu lösen. Er sagt: „Wenn die internationale Gemeinschaft anfang, eine Sache ernst zu nehmen, gab es immer eine Lösung. Es gibt so viele Beispiele in Afrika.“ Sierra Leone, Burundi. Und Liberia sei vor zehn Jahren ein Alptraum gewesen, nun werde das Land von Afrikas erster Präsidentin regiert, und nicht einmal schlecht.

Auf dem Tisch vor ihm liegt immer noch sein Plan für Darfur. Was muss also geschehen, Herr Prendergast?

Er sagt, der Plan bestehe im Wesentlichen aus drei Punkten. Die drei P: Promoting Peace. Protecting People. Punishing Perpetrators. Keiner dieser Punkte könne für sich genommen funktionieren, sagt er, es brauche das ganze Paket.

Erstens: den Frieden vorantreiben. Das bedeute, die Rebellengruppen zu einen und sie gemeinsam an den Verhandlungstisch mit der Regierung zu bringen. Und mit internationaler Unterstützung einen Friedensprozess in Gang bringen, der zu einer Teilung der Macht in Darfur führt.

Zweitens: die Menschen schützen. Es brauche ein erweitertes Mandat für eine größere bewaffnete Uno-Friedenstruppe, die Zivilisten schützen kann – und außerdem die Grenze zu den Nachbarländern Tschad und Zentralafrikanische Republik

sichert, in die der Konflikt überzugreifen droht.

Drittens: die Täter bestrafen. Anstatt wie bisher zu drohen und dann nichts zu tun, müssten sofortige multilaterale Strafmaßnahmen gegen das sudanese Regime in Kraft treten: Andere Länder sollten die US-Wirtschaftssanktionen gegen den Sudan übernehmen. Man müsse die Konten der Verantwortlichen sperren und Reiseverbote erlassen. Internationalen Banken Geschäfte mit dem Sudan verbieten. Und schließlich: den Internationalen Strafgerichtshof mit Geheimdienstinformationen über die Rolle des sudanesischen Regimes bei den Greueln versorgen.

Und schließlich brauche es weltweite Bürgeraktionen, mit denen in allen Ländern der nötige Druck auf die Regierungen erzeugt wird.

Prendergast grinst jetzt. Er sagt: „Wenn wir all das umsetzen, werden wir sehen, dass das sudanese Regime sehr schnell einlenken wird.“

Afrika, sagt er, sei kein verlorener Kontinent. „Afrika ist eine der strahlendsten Hoffnungen auf dieser Welt. Nur, wir stehen eben an einer dieser Wegscheidungen.“ Wenn die internationale Gemeinschaft weiterhin nichts tut, sagt er, geht der Sudan vor die Hunde. „Aber er kann auch ein Modell-Land für Toleranz und Versöhnung werden. Wir werden sehen, was passiert.“

Prendergast ist in den USA inzwischen zum Gesicht der International Crisis Group geworden, beim letzten Sundance Festival kam er in einem Kurzfilm vor, er hat einen eigenen Agenten in Hollywood, er ist mittlerweile bekannter als sein Boss, der ehemalige australische Außenminister Gareth Evans, der im Brüsseler Hauptquartier sitzt. Der hat über Prendergast einmal gesagt: „Er ist nicht gerade pflegeleicht, aber sehr effektiv. Jede Organisation sollte einen wie ihn haben. Aber vielleicht nur einen.“

Prendergast verzieht das Gesicht, wenn man ihn daran erinnert. Er sagt, er wolle gar nicht im Vordergrund stehen.

Irgendwie passiert es dann doch immer wieder. Nach seinem Rausschmiss aus der Regierung war er zu einer Zeremonie im Weißen Haus eingeladen. Präsident Bush kam anschließend zu ihm, sie unterhielten sich lange. Es sei sehr interessant gewesen, sagt Prendergast, aber er war auch verwundert, dass der Präsident mit ihm sprechen wollte. Den Grund erfuhr er erst später: Bush hatte ihn für Bono, den Rockstar, gehalten.

MATHIEU VON ROHR

Im nächsten Heft:

Afrikas neue Heuschrecken: chinesische Einkäufer, die sich Bodenschätze sichern. Gewinner des Kaufrauschs sind die Diktatoren des Kontinents.

FORMEL 1

Rennen für Raucher

Eigentlich sollte die Formel 1 zur Tabuzone für die Tabakwerbung werden, doch jetzt tritt der Konzern Philip Morris auch in dieser Saison wieder als Ferrari-Sponsor auf – der feierlichen Verzichtserklärung zum Trotz. Vor fünf-einhalb Jahren hatten sich die führenden Zigarettenhersteller darauf geeinigt, vom 1. Dezember 2006 an bei keinem Ereignis mehr zu werben, für das „überdurchschnittliche körperliche Fitness notwendig“ sei. Das ist bei der Formel 1 der Fall, Firmen wie British American Tobacco (BAT) und Japan Tobacco zogen sich zurück. Beim Grand Prix in Bahrain am vorvergangenen Wochenende prangten wieder die Marlboro-Logos auf Autos und Rennkleidung der Ferrari-Piloten. Bei den ersten beiden Saisonrennen in Australien und Malaysia musste Philip Morris auf Werbung verzichten – in beiden Ländern ist Tabakreklame ebenso verboten wie in der EU. Wo die Werbung legal ist, will



Ferrari-Box mit Zigarettenwerbung

der Konzern auch künftig bei den Rennen präsent sein, sehr zum Ärger seiner Konkurrenten. „Wir dachten, dass sich alle an die Selbstbeschränkung halten würden“, heißt es bei BAT. Ein Philip-Morris-Sprecher erklärte, bei der 2001 unterzeichneten Verpflichtung habe es sich bloß um einen „gutgemeinten Versuch“ gehandelt. Man halte die Formel 1 weiter für „ein legitimes und angemessenes Instrument, um mit erwachsenen Rauchern zu kommunizieren“.

Castillejo, Sturm



BOXEN

„Ein Kuddelmuddel“

Der Hamburger Mittelgewichtler Felix Sturm, 28, über das Hickhack um seinen Weltmeisterschaftskampf gegen den Spanier Javier Castillejo

SPIEGEL: Für wenige Stunden war Ihr WM-Fight, der für kommenden Samstag in Oberhausen anberaumt ist, am vergangenen Freitag abgesagt. Was war passiert?

Sturm: Es gab da von meiner Seite ein Kuddelmuddel. Aber jetzt ist alles okay, ich boxe.

SPIEGEL: Es heißt, Sie wollten mehr Geld.

Sturm: Gut, es gab ein paar Sachen zu klären. Und vielleicht waren einige Leute zu tüchtig, sie wollten wohl zu viel rausholen.

SPIEGEL: Ihr Kampfveranstalter Klaus-Peter Kohl war nach den Verhandlungen mit Ihren Beratern ziemlich verärgert. „Schick mir diese Leute nie wieder“, will er Ihnen bedeutet haben.

Sturm: Ich bin auch geschockt, wie das alles gelaufen ist.

SPIEGEL: In der Boxszene gibt es Leute, die sagen, solche Mätzchen könne sich nur ein Weltmeister erlauben. Sie als Herausforderer dagegen sollten sich lieber auf den Kampf konzentrieren.

Sturm: Ich hatte nie vor, nicht zu kämpfen. Ich bin ein Boxer, und ich will den Titel zurückhaben.

SPIEGEL: Sie verloren den WM-Gürtel vorigen Juli durch technischen K.o. an Javier Castillejo. Was wollen Sie diesmal gegen ihn besser machen?

Sturm: Beim letzten Kampf wollte ich Castillejo unbedingt auf die Bretter schicken. Ich wollte es mit Gewalt, obwohl ich nach Punkten in Führung lag. Ich habe nicht mehr getan, was ich am besten kann: aus der Distanz Wirkungstreffer setzen. Stattdessen wollte ich den Leuten eine Show bieten. Das wird sicher nicht wieder passieren.

FUSSBALL

Studenten helfen Köln

Der ambitionierte Fußball-Zweitligist 1. FC Köln ist zwar von seinen Aufstiegszielen weit entfernt, arbeitet aber schon mit denselben wissenschaftlichen Methoden wie die Nationalelf. Wie das Betreuersteam um Bundestrainer Joachim Löw bedient sich Kölns Coach Christoph Daum bei der Spielanalyse der Unterstützung der Deutschen Sporthochschule. Kölner Studenten sol-

len eine Videodatenbank erstellen, sogar im brasilianischen Fernsehen ausgestrahlte Spiele auswerten. Der Club will ihnen dafür die Studiengebühren zahlen. Schon jetzt kann Daum auf seinem PC bereits zur Halbzeitpause ausgewählte Szenen des laufenden Spiels abrufen und den Profis in der Kabine etwa fehlerhaftes Abwehrverhalten nachweisen. Im Sommer bekommt jeder Kölner Spieler einen Mediaplayer, auf dem die Tricks des nächsten Gegners gezeigt werden können, aber auch Ernährungspläne oder Filmchen zur Motivation.



BASKETBALL

Der Sohn Maos

Yao Ming ist 2,29 groß, 141 Kilogramm schwer und der einzige Chinese, der in der amerikanischen Profiliga spielt. Sein Team, die Houston Rockets, hat er in die Finalrunde geführt, er wird als Superstar gefeiert. Mit Zufall hat das nichts zu tun.

Es ist kurz vor Mitternacht, als Yao Ming aus der Dusche kommt, er hat ein Handtuch um die Hüfte gebunden und lässt sich in den schwarzen Lederstuhl fallen, der vor seinem Spind steht. Er liest erst mal die Statistik des Spiels, bei dem er vorhin 32 Punkte erzielt hat. Yao lächelt und streckt seine Beine aus. 20 Reporter umzingeln ihn und halten ihm Diktiergeräte unters Kinn.

Yao nickt, es dürfen Fragen gestellt werden.

„Was willst du den Menschen in unserer Heimat mitteilen?“ Der Journalist, der das wissen möchte, kommt aus Kanton, das liegt in China.

Yao beißt sich auf die Unterlippe, knetet seine Finger, sagt: „Ich bin zufrieden ... Ich kämpfe ... Ich repräsentiere mein Land in Amerika ... Ich kann noch besser werden.“

Bloß keine Fehler machen. Yao Ming will alles unter Kontrolle haben, er ist so weit oben, dass er fallen kann.

Yao Ming ist der einzige Chinese in der National Basketball Association (NBA), er spielt für die Houston Rockets. Yao ist der berühmteste Sportler Asiens, weil er sich in

einer Liga durchgesetzt hat, die ein Krake ist, ein global agierender Konzern mit drei Milliarden Dollar Umsatz. Fünfmal schon stand er im All-Star-Team.

Yao zieht ein graues Hemd an, das auch ein Zelt sein könnte. Er ist ziemlich groß, 2,29 Meter, und wiegt 141 Kilogramm. Er schlüpft in Jeans und Turnschuhe, kein Duftwasser, kein Haargel. Er greift sich eine Cola aus dem Kühlschrank und guckt sich um, die Pupillen wandern von links nach rechts wie Suchscheinwerfer. In diesem Moment sieht er aus, als hätte er sich verirrt, in diesen Raum, in diese Welt.

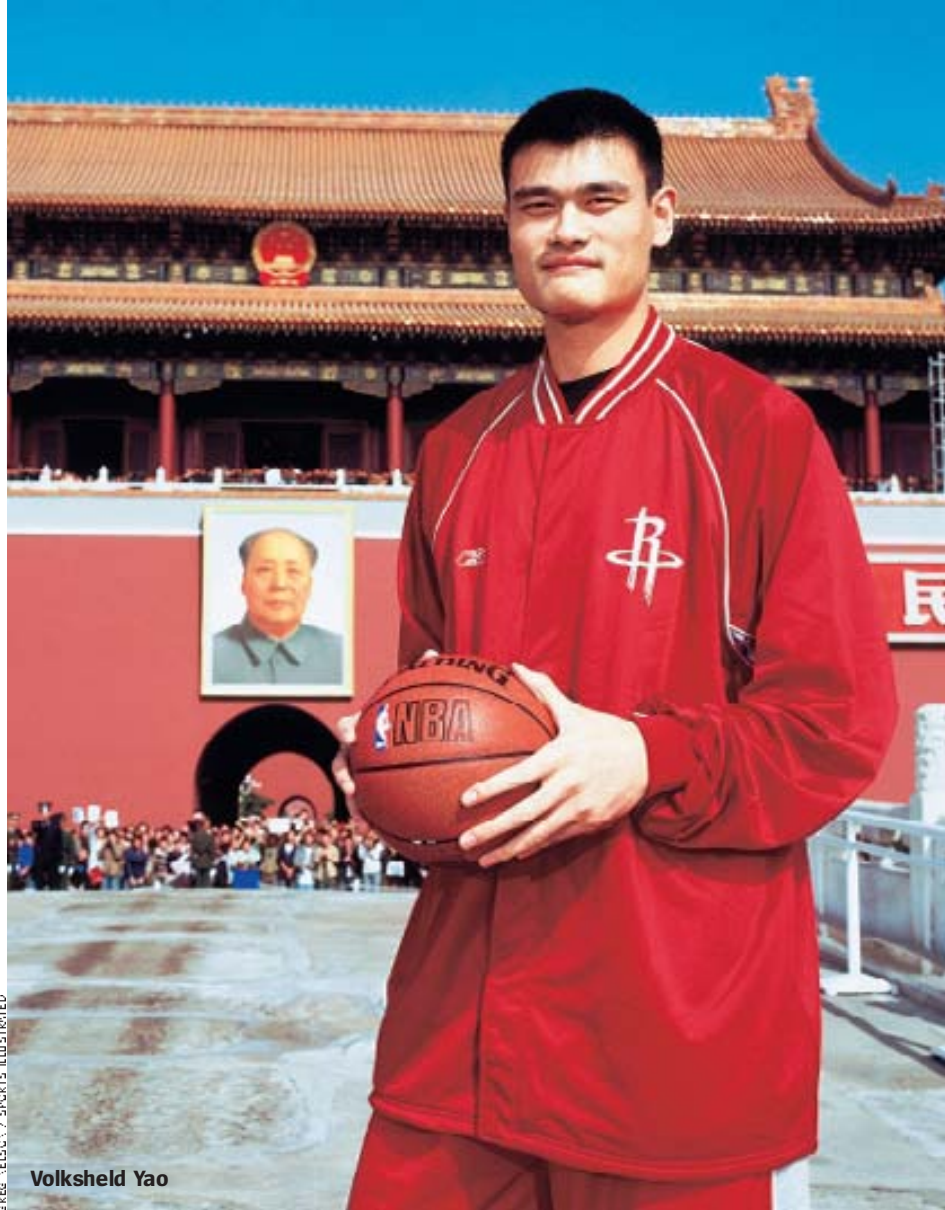
In der Umkleidekabine des Toyota Centers in Houston ist alles rot und weiß, es sind die Farben der Rockets, und was man hier erlebt, ist eine Messe der Eitelkeit. Brillantohrringe, beiläufig angespannte Muskeln, Schuhe aus Krokodilleder. Heute haben sie die Indiana Pacers aus der Halle geblasen, es war wieder eine grandiose Party und Yao Ming der erfolgreichste Schütze des Teams. „Junge, fuck, er war unglaublich“, sagt Kirk Snyder, Shooting Guard der Rockets. „Der Riese sollte mit uns feiern gehen, aber so was macht er ja nicht. Es ist ein verdammt Jammer.“

Yao muss eine andere Welt bedienen. Bei seinem Debüt in der NBA, im Oktober 2002, saß halb China vorm Fernseher. Die Partei hat ihn zum „laomo“ ernannt, zum Modellarbeiter. Yao zeige „das moderne Bild Chinas“, ein Patriot im Dauereinsatz für sein Vaterland. Sogar wenn er auf der Auswechselbank sitzt, scheint er etwas Wichtiges, Entscheidendes zu tun. Er ist Chinas ganzer Stolz, doch es fällt ihm schwer, die Verantwortung anzunehmen, die ihm aufgeladen wird.

„Wenn ich versage, denken meine Landsleute, sie hätten auch versagt. Manchmal ist der Druck so groß, dass ich beim Freiwurf stehe und merke, wie sich mein Hals zuschnürt. Ich kann dann kaum noch atmen“, sagt er. „Ich bin jetzt 26, und in meinem Leben geht es immer nur darum, Erwartungen zu erfüllen.“

Yao steigt in seinen Geländewagen und fährt über den Katy Freeway nach Hause. Er wohnt in einer bewachten Siedlung 20 Meilen entfernt, in einer Villa am See, mit vier Schlafzimmern, Kamin und freistehendem Kochblock im Wohnzimmer. Seine Mutter Fang Fengdi brät das Hühnerfleisch allerdings in einer Kammer ne-

NBA-Star Yao (im Spiel gegen die Cleveland Cavaliers, beim Wurf)



Volksheld Yao

ANDREW D. BEKASIEWICZ / AP/WIDE WORLD

benan, die sie zur Garküche umgebaut hat. Da stört der Dampf nicht so.

Fang Fengdi ist eine hagere Frau, es gibt Leute, die sie als grimmig beschreiben. Sie kocht für Yao, räumt auf, wäscht, berät ihn in Sachen Basketball. Sie ist jetzt 56 Jahre alt. Früher in Shanghai hat sie selbst gespielt. Mit 15 wurde sie von Funktionären dazu gezwungen, weil sie so groß war. „Ich hatte für Basketball nichts übrig“, sagt sie. „Ich war ein Mädchen, das gern singt und tanzt.“ Trotzdem wurde sie eine der besten Spielerinnen ihrer Generation.

Mit 17 schloss sie sich der Roten Garde an. Fang Fengdi war eine treue Dienerin Mao Zedongs, Jahr für Jahr kürte man sie zum Kapitän des Nationalteams, mit dem sie 1976 die Asienmeisterschaft gewann. Sie traf Mitglieder des Politbüros und empfing ausländische Delegationen am Flughafen. Sie spielte mit China in Frankreich, Kuba und Iran. Als die Rückenschmerzen zu schlimm wurden, trat sie zurück.

Fang Fengdi erhielt noch einen letzten Auftrag. Er lautete: Gebäre China ein Kind.

In den fünfziger Jahren hatte man in China begonnen, gezielt Athleten zusam-

menzuführen, in der Hoffnung, dass sie talentierten Nachwuchs produzieren.

Yao Ming war ein Experiment.

Fang Fengdi hatte noch nie einen Mann geküsst, war noch nie verabredet, doch die Parteikader hatten den passenden Partner für sie bereits ausgewählt: Yao Zhiyuan, auch ein Basketballer. Die beiden hatten eine Weile auf demselben Gelände trainiert, aber „wir kannten uns nicht besonders gut“, sagt Fang Fengdi. Beide stammten aus Arbeiterfamilien, beide wurden vom staatlichen Sportsystem ernährt, und vor allem waren beide hochgewachsen. Sie 1,88 Meter, er 2,08 Meter. Bei der Hochzeit mischten sich Gesandte des Sport-Komitees unter die Gäste.

Am Abend des 12. September 1980 kam Yao Ming zur Welt, im Volkskrankenhaus Nummer Sechs in Shanghai. Gewicht: 5080 Gramm. Größe: 58 Zentimeter. Schon mal ganz gut.

Als Yao acht war, maß er 1,70 Meter. Er träumte davon, Archäologe zu werden. Seine Eltern sagten ihm, es werde langsam Zeit, mit Basketball anzufangen.

Fünf Nachmittage pro Woche trainierte er an der Sportschule des Bezirks Xuhui.

Er hat es gehasst. „Ich habe es nur für meine Eltern getan“, sagt Yao. Sie waren die Ersten, die er zufriedenstellen musste.

Der Mann, der ihm fünf Jahre lang zeigte, wie man richtig passt und dribbelt, heißt Li Zhangming. Er war Yaos erster Trainer, er trainiert immer noch Kinder, in Shanghai. Es ist Montagmorgen, der Himmel eine tiefende Wolke. Li trägt einen Rollkragenpullover, er hat buschige Augenbrauen und harte Gesichtszüge. „Der junge Yao hatte keine Kraft und keine Ausdauer“, sagt er. „Wenn er vier Runden ums Feld rennen sollte, war er nach zwei Runden erschöpft.“ Er klingt, als wäre er heute noch enttäuscht.

Tag für Tag ließ er Yao dieselben Übungen wiederholen, laufen, springen, werfen, oft stundenlang. „Er hat langsamer gelernt als andere“, sagt Li. „Yao war gehorsam, aber er hatte keinen Ehrgeiz.“

Abends spielte sein Vater mit ihm im Hinterhof: Für jeden Korb versprach er ihm ein kleines Geschenk. Und seine Mutter ging mit ihm zu einem Gastspiel der Harlem Globetrotters, um ihm zu zeigen, wie artistisch und schön Basketball sein

kann. Fang Fengdi sagt: „Ich denke, diese Erfahrung hat ihn stark beeinflusst.“

Yao war 13, als er ins Shanghai Sports Institute zog. Hier trainierte er wie ein Profi. Yao sagt, seine Eltern „hatten keine Kontrolle mehr über mich“. Er gehörte nicht seiner Familie, er gehörte China.

Mit 14 war er 2,06 Meter groß. Yao spielte mit mehr Herzblut, wurde allerdings immer noch schnell müde. Die Ärzte am Institut stellten fest, dass seine Knochen, das Herz und die Lunge zu schwach waren für Leistungssport. Sie pöppelten ihn auf mit Kräutersäften, Kalzium, Vitamin B, Bienenpollen und Cordyceps sinensis, einem seltenen Pilz aus Tibet.

Es gibt das Gerücht, dass er auch viele Einheiten Wachstumshormon schlucken musste. Yao Ming sagt dazu nichts, er sagt nur: „Es gab Leute, die unbedingt wollten, dass ich ein guter Basketballer werde.“ Yaos Organe wurden stärker, seine Tref-

Mittags um eins liegt Yao Ming in einer Courtside Suite des Toyota Center im Sessel, das Training der Rockets ist seit einer halben Stunde zu Ende. Wenn sich sein Gesicht entspannt, ähnelt er seinem Vater. „Als ich ins Flugzeug nach Texas steigen musste, wäre ich am liebsten wieder umgedreht“, sagt Yao. „Die Fotografen hatten mich vom Apartment bis ans Gate verfolgt. Da wurde mir zum ersten Mal bewusst, welchen Stellenwert ich habe. Ich habe gedacht: Warum tust du dir das an? Warum spielst du nicht in China weiter?“

In der NBA fühlte er sich anfangs „wie in einer Schlacht“. Shaquille O'Neal, damals Center der Los Angeles Lakers, kündigte an, ihm den Ellenbogen ins Gesicht zu rammen. Ein anderes Mal äffte er einen asiatischen Akzent nach und sagte: „Richtet Yao Ming aus: Tsching-Tschong-yang-wah-ah-soh.“

Yao antwortete ihm, Chinesisch sei eine schwere Sprache, er habe als Kind auch Pro-

sem Abend gegen die Detroit Pistons. Cheerleader mit Wonderbras wedeln Fähnchen, eine Sirene heult, Kunstnebel wabert. Yao trabt als Erster auf den Platz: „Mit der Nummer elf ... aus China ... Yaoooo Miiing!“ Er ballt die Fäuste.

Auf der Presstribüne sitzen wie bei jedem Heimspiel der Rockets zehn Journalisten aus China. Jeden Tag müssen sie über ihren Star berichten, sie folgen ihm wie ein Schatten. 14 Sender zeigen in China die Spiele der NBA, die aktuellen Ergebnisse kann man per Handy abrufen, 8 Magazine und 3 Wochenzeitungen kennen kaum ein anderes Thema.

Wang Meng kam vor drei Jahren aus Peking nach Houston, es war seine erste Auslandsreise. Dreimal die Woche schreibt er 6000 Wörter über Yao. Als sich Yao im Dezember das Bein brach, sagt Wang, „war das eine Staatskrise“. Er spielt oft im Internet mit Yao „World of Warcraft“, ein Rollenspiel, bei dem wilde Kämpfe toben. „Yao ist ein guter Killer“, sagt er. Yao benutzt im Netz als Pseudonym gern seinen richtigen Namen, es vermutet ja niemand, dass er wirklich dahintersteckt.

Yao sitzt häufig vorm Computer, sogar den Friseur lässt er nach Hause kommen. Und wenn er mal rausgeht, dann trifft er sich mit Chinesen. Im Großraum Houston leben 350 000 Asiaten, nach Chinatown fährt er eine Viertelstunde, seine Eltern betreiben dort ein Restaurant. Er spricht auch nach fünf Jahren in Amerika nur holpriges Englisch.

Kurz vor dem Ende des Spiels gegen Detroit verhindert Yao einen Korb des Gegners. Er ist kein Schwein auf dem Platz, das kratzt, schimpft, beißt, bis sein Gegenspieler durchdreht. Dunks, bei denen der Ball von oben in den Ring gestopft wird, hält er für Energieverschwendung. Er hüpf nur hoch und lässt den Ball sanft in den Ring plumpsen. Yao ist ein Koloss, hat aber den Händedruck eines Chorknaben.

Die Rockets gewinnen, Yao erzielt 27 Punkte. Direkt nach dem Spiel geht er für 20 Minuten in den Kraftraum, und am nächsten Morgen ist er der Erste beim Training, immer ist er der Erste. Yao kommt anderthalb Stunden vor allen anderen und wirft Bälle – kurze, harte Drills.

„Ich darf mich nicht zurücklehnen. Es ist ein ungeheurer Druck, als Symbol gehandelt zu werden, aber ich habe das jetzt angenommen“, sagt er. Yao Ming schweigt einen Augenblick, schaut ins Nirgendwo.

„Immer nur Vorbild zu sein macht mühe“, sagt er dann. „Ich wünsche mir häufig, ein einfacher Spieler zu sein.“

Vielleicht wird es bald einfacher für ihn. Ende Juni wird Yi Jianlian auf der Rekrutierungsliste der NBA stehen. Yi ist 2,13 Meter groß und 104 Kilogramm schwer, zurzeit spielt er als Power Forward bei den Guangdong Tigers.

Es wird nicht lange dauern, bis er einen Club findet.

MAIK GROSSEKATHÖFER



Basketballprofi Yao, Eltern: Er gehörte nicht seiner Familie, er gehörte China

ferquote stieg. Mit 17 feierte er sein Debüt in der chinesischen Liga, als Center für die Shanghai Sharks. Ein Jahr später besuchte ihn der erste Späher aus der NBA. In der Saison 2001/2002 sammelte Yao im Schnitt 32 Punkte pro Einsatz. Bei einem Spiel versenkte er jeden seiner 21 Würfe. Kein chinesischer Spieler war jemals so gut. Das Experiment hatte funktioniert.

Nun sollte Yao der Welt beweisen, wozu Chinesen fähig sind. Die Regierung gab dem Werben der NBA nach, sie ließ Yao ziehen, natürlich nicht ohne an den eigenen Vorteil zu denken: Fünf bis acht Prozent seines Gehalts muss Yao an den chinesischen Basketballverband abtreten, sein alter Verein kriegt zwischen 8 und 15 Millionen Dollar, je nach Dauer der Karriere.

Die NBA setzte Yao Ming auf Platz eins der Rekrutierungsliste, die Position für den besten Kandidaten. Noch nie stand dort ein Ausländer. Die Houston Rockets griffen zu.

bleme damit gehabt. Yaos Vorname bedeutet „Licht“, O'Neals „kleiner Krieger“, das ist der Unterschied zwischen den beiden.

Yaos Premiere in der NBA war eine Katastrophe. „Ich wusste, ganz China schaut auf mich. Ich hatte Angst. Es war furchtbar“, sagt er. Yao ging oft zu Boden. Er spielte miserabel. In der zweiten Partie auch. Ex-Profi Charles Barkley sagte im Fernsehen, er werde den Hintern des Kommentators küssen, sollte Yao jemals 19 Punkte in einem Spiel werfen.

Gegen Dallas, es war Spiel zehn, gelangen ihm 30 Punkte. „Da hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, dass ich in der Liga mithalten kann“, sagt er.

Heute verdient Yao im Jahr 32 Millionen Dollar. Er wirbt für McDonald's, Visa, Pepsi, Reebok und Apple. Noch nie hat es ein chinesischer Sportler so weit gebracht.

„It's gametime, Houston!“, ruft der Hallensprecher. Die Rockets spielen an die-



Präsident Gigli, Manager Blanc, Spieler Del Piero, Trézéguet: Die Fans der Gegner rufen „Diebe! Diebe!“

FUSSBALL

Die moralische Anstalt

Juventus Turin hat die Bußrunde in der Zweiten Liga bald abgessen. Vom Manipulationsskandal ist keine Rede mehr, dafür aber von der Champions League – mit Hilfe aus der Bundesliga.

Am Mittelkreis steht ein Junge und schaut genervt auf seine matschigen Schuhe. „Cazzo!“ Der verfluchte Rasen eines Provinzstadions. Der Junge trägt ein Nedvěd-T-Shirt.

Sein Problem: Er ist Pavel Nedvěd.

Auch die anderen Jungs, die in Trézéguet-, Buffon- und Del-Piero-Trikot übers Spielfeld traben – hinten die Hafenkräne von La Spezia, vorn die Werbetafel irgendeiner Pizzeria –, sind tatsächlich Trézéguet, Buffon und Del Piero. Leibhaftig. Nur im falschen Film.

Es muss die Hölle sein. Juventus Turin, der Rekordmeister Italiens, 109 ruhmreiche Jahre alt, Dino Zoff spielte hier und auch Baggio, die Gralshüter des Calcio, ist dazu verurteilt, eine Saison in der B-Liga zu spielen. In der Welt von Rimini und Frosinone. In Stadien wie diesem hier, in dem es nicht mal eine Anzeigetafel gibt. Dazu mit neun Strafpunkten als Ballast. Aber die sind nicht wichtig. Die waren nach vier Spielen aufgeholt.

Wichtig ist, was jetzt auf den Rängen passiert. „Ladri, ladri, ladri!“ („Diebe! Diebe!“), rufen sie den Weltmeistern im Trikot der Juve zu, die Frauen am lautesten, und immer lauter, immer unge-

nierter brüllen sie, je näher die letzte Spielminute kommt.

Buffon verdient rund fünf Millionen Euro im Jahr. Aber dafür muss man sich nicht die Affengrunzlaute der Provinzler anhören, sechs Meter hinter dem Tor.

Der Matsch, die Scham, die brüllenden Frauen: „Manchmal ist es hart, da unten zu stehen. Es ist so ungerecht“, wird Raffaele Palladino nach dem Spiel sagen, der 23-Jährige mit der Nummer 20, der jetzt in die Stammmannschaft gekommen ist. Der auch in kurzen Hosen aussieht wie der junge Alain Delon. „In der Serie B ist kein Spiel einfach. Die strengen sich unglaublich an. Wann hat ein Stürmer von Rimini schon mal die Chance, sich an einem Buffon zu messen? Das ist für die das Spiel ihres Lebens. Alle schauen zu. Vielleicht gibt es sogar ein Angebot.“

Palladino redet von der Provinz. Und auch von sich selbst. Für ihn ist der Zusammenbruch ein Glücksfall gewesen. Plötzlich sagt er: „Juve hat immer auf dem Feld gewonnen, verdientermaßen.“

Diesen Satz hört man in Turin oft. Womöglich ist er sogar gar nicht falsch.

Aber es wäre schön, auch andere Sätze zu hören. Zum Beispiel: Unser Sportdi-

rektor Moggi hat jahrelang Sportjournalisten, Schiedsrichter, Spielvermittler an Fäden gezogen und Spielergebnisse manipuliert. Und weil wir einen Neuanfang wollen, geben wir als Zeichen sportlicher Fairness auch den Pokal zurück. Aber solche Sätze hört man nicht.

Der auf dem Feld gewonnene und nach dem Skandal aberkannte Pokal steht im zweiten Stock der Juventus-Vereinszentrale in der Prunkstraße Corso Galileo Ferraris. Er steht in einer Ecke des Sitzungszimmers, von Stühlen und Tischen wie durch eine Bastion geschützt. „Keiner hat ihn bisher geholt. Der steht hier außerdem sehr gut. Den geben wir nicht raus.“ Warum nicht? „Den haben wir verdientermaßen gewonnen, auf dem Feld und nirgendwo sonst.“ Sagt Jean-Claude Blanc.

Ein schlaksiger Mittvierziger mit Habichtsschädel und teurer Ausbildung. Blanc ist der Spindoktor für ganz aussichtslose Fälle im Sportgeschäft. Er hat die Tour de France gemanagt, als die Fahrer sich auf den Asphalt setzten und sich außer der Pharma-Industrie keiner mehr für sie interessierte. Er war Chef der mörderischen Rallye Paris-Dakar. Nach dem Calcio-Skandal holte ihn die Juve nach Turin. Blanc sagt, er interessiere sich für Fußball.

„Der Verein hat viel verdient, für manche zu viel. Da wird man misstrauischer angeschaut als andere. Aber wir haben uns geändert. Wir wollen moralische Vorbilder sein. Wir rufen heute weder die Schiedsrichter an noch diejenigen, die sie ernennen. Auch wenn die Versuchung groß ist: Die ersten neun Monate haben wir keinen Elfmeter bekommen.“ Fußball kann so brutal sein.

Blanc hat sich von einem Dienstleister eine Ethik für seinen Club schreiben lassen. Die neue Moral liegt vor ihm, auf teurem Papier gedruckt. Da steht, dass man zivil miteinander umgehen soll (§ 3.1), niemanden bestechen darf (§ 9.1) und Gelder an Politiker nur mit Zustimmung des Aufsichtsrats zu zahlen sind (§ 11.1).

Jean-Claude Blanc spricht gern von Glauben und Moral. Vielleicht gehört das zu seiner Jobbeschreibung. Er sagt: „Es ist eine Frage des Glaubens, ob heute jemand zur Juve kommt. Wir können keinem versprechen, nächstes Jahr die Champions League zu spielen.“

Juventus als Hüterin des Glaubens und moralische Anstalt. Juventus hat sich mit Blanc ein reines Gewissen eingekauft.

Der Neue hat seinen Vorgänger Luciano Moggi keimlos getroffen, seit er an diesem Schreibtisch sitzt. Der Generaldirektor ist aus der Clubgeschichte getilgt wie einst Trotzki unter Stalin.

Blanc sagt, der Verein habe in dieser Saison 46 Millionen Euro weniger eingenommen, davon die Hälfte durch die entgangene Champions League.

Die Pay-TV-Zuschauer blieben am Schirm, die Sponsoren nutzten die Chance, günstigere Verträge herauszuhandeln. Aber auch sie blieben der Juve treu: „Kein einziger hat uns verlassen“, sagt Blanc. „Auch Tamoil nicht, bis Saisonende bleibt er Hauptsponsor.“ Tamoil ist der libysche Ölkonzern, in dessen Trikots die Juve derzeit noch spielt.

Juve wird keine Billigmannschaft werden. Fiat, die 14 Jahre lang kaum Geld in ihren Verein gesteckt hat, über deren Aufstieg im vergangenen Jahr noch spekuliert wurde, selbst Mamma Fiat breitet jetzt wieder ihre Arme aus: Eine Kapitalerhöhung von 105 Millionen Euro zur Schuldentilgung ist genehmigt worden, von der die Agnelli-Familie den größten Teil selbst übernehmen wird. Zudem wird Fiat ab der kommenden Saison neuer Hauptsponsor.

Und sofort wird auf dem Markt wieder herumgeschnüffelt. „Wir können uns“, sagt Blanc, „natürlich nicht mehr die besten Spieler zusammenkaufen. Bisher gingen 65 Prozent der Ausgaben an die Spieler und ihre Betreuer. Wir wollen jetzt zu einer Quote von 50 Prozent kommen, wie in Deutschland. Die Ronaldinhos müssen wir uns selbst heranzüchten und uns ansonsten auf preiswerten Märkten umsehen.“ In Deutschland etwa.

„Wir sind“, sagt Blanc, „auch an einigen Bundesligaspielern interessiert, die uns nächstes Jahr beim Wiedereinstieg in die Champions League helfen sollen.“ Juve hat bereits Hasan Salihamidzic von Bayern München eingekauft, vergangenen Montag kam Torsten Frings samt Gattin nach Turin: „Ich hab mir mal alles angeschaut“, sagte er. Blanc kann dem Bremer 6,5 Millionen brutto pro Saison bieten. Dank der Fiat-Gelder. Aber Geld allein reicht nicht:

„Man muss an die Juventus glauben“, sagt Blanc zum Abschied.

In der Lobby läuft „Juventus Channel“. Man sieht den Wetterbericht fürs Trainingszentrum und pausenlos phantastische Tore, bei denen Juve-Spieler durch Wände tänzeln, täuschen und aus unmöglichen Winkeln ins Eck treffen. Es ist wie der Trailer zu einem Superhero-Film.

Das neue Trainingszentrum liegt draußen am Stadtrand und ist genauso abgeschottet wie die jüngste Vereinsgeschichte. Didier Deschamps läuft bereits seit 20 Minuten auf dem Rasen herum, allein mit seinem Assistenten und einigen Dutzend Plastikkegeln.

Die Spieler trudeln allmählich ein, gelangweilt und in kleinen Gruppen. Deschamps ist ein sanfter Coach, ein Spieler-versteher. Zu Moggis Zeiten unter dem Coach Fabio Capello muss das Trainingsgelände einem Rekruten-Camp geglichen haben. Als Deschamps noch Spieler bei Juve war, wurde er von seinem Trainer sogar einmal geschlagen. Der war damals Marcello Lippi und ist jetzt Weltmeister.



Juve-Manager Moggi (2005)

Italiens Fußballskandal

In der Saison 2004/05 sollen in der Serie A 39 Spiele manipuliert gewesen sein. Als Drahtzieher gilt Luciano Moggi, 69, Juve-Manager von 1994 bis 2006. Mit Hilfe seines engmaschigen Beziehungsgeflechts soll er Spielausgänge zugunsten der Juve und ihm wohlgesinnter Vereine beeinflusst haben. Im Juli 2006 wurde Juve vom Sportgericht des Fußballverbands mit Zwangsabstieg bestraft. Mitte April schloss nun auch die Staatsanwaltschaft ihre Ermittlungen ab. 48 Personen müssen mit einer Anklage rechnen, darunter 11 Schiedsrichter. Moggi, dem „Bildung einer Verbrecherorganisation zum Ziele des Sportbetrugs“ vorgeworfen wird, drohen acht Jahre Haft.

Robert Kovač kam vor zwei Jahren von Bayern. Er sagt, er habe erst am Ende der Saison über die Korruptionsaffäre nachgedacht: „Ich persönlich habe nichts davon mitbekommen. Mir kam es nicht so vor, als ob manipuliert worden sei. Natürlich haben wir uns darüber unterhalten. Aber erst mal willst du gewisse Leute auch schützen, vor allem bis bewiesen worden ist, dass sie schuldig sind.“ An die „Diebe! Diebe!“-Rufe habe er sich gewöhnt.

Für die frischgekrönten Champions muss der Abstieg so gewesen sein, als müsste ein Vegetarier einen Teller Florentiner Kutteln verdauen. Erst war die Überwindung, dann Ekel und Scham, und inzwischen gibt es nur noch Müdigkeit und Überdruß: noch sieben Wochen Zweite Liga.

Die anderen Clubs – Mailand, Lazio, Florenz – weigerten sich, vor den Sportgerichten eine Mitschuld zuzugeben. Dafür wurden sie milde bestraft. Juve gab alles zu und verschwand für eine Saison zur Buße in der Zweiten Liga.

Nach Ostern kam heraus, dass Moggi noch 15 weitere Spiele manipuliert hatte; dass es einen weiteren Sportgerichtsprozess geben wird, vermutlich ohne neue Sanktionen für den Verein – aber schlecht für Blancs Weißwaschprogramm.

Noch sieben Wochen. Es ist doch keine Saison in der Hölle geworden. Juventus steht auf einem sicheren ersten Platz in der Serie B. David Trézéguet wird wohl in Turin bleiben, Nedvěd und Del Piero sowieso, Gigi Buffon überlegt noch. Die Stimmung ist so heiter, dass der Vereinspräsident Giovanni Cobolli Gigli schon Visionen bekam: „Wir wollen die Champions League gewinnen.“

Knapp ein Jahr nach dem Skandal ist der Pesthauch auf wundersame Weise verflogen und die Mannschaft eine Elf der Gläubigen geworden. Die allermeisten Beteiligten haben wieder einen Platz im System gefunden. Zwar entschwand vergangenen Mittwoch mit der EM 2012 auch der Traum eines für 120 Millionen Euro renovierten Superstadions. Aber wie sagte Gigi Buffon kürzlich in seiner Schlussmeditation über den Calcio-Skandal? „Fußball bedeutet auch Hoffnung.“ So ist es. Selbst Luciano Moggi wird wieder eingeladen, zum Beispiel an eine Berufsschule bei Salerno, zu einem Vortrag über die erzieherische Wirkung des Sports.

„Ladri! Ladri!“ Es ist die 92. Minute, es steht 1:0 für La Spezia, der Schiedsrichter lässt immer noch weiterspielen. „Diebe!“, brüllen die Zuschauer und halten ihre Armbanduhren hoch: „Ab-pfei-fen!“ Es darf doch nicht wahr sein, dass so lange gespielt wird, bis Juve den Ausgleich schafft. „Abpfeifen“, während die Juve-Tifosi in Schockstarre auf ihren Bänken sitzen. Dann nimmt sich Nedvěd den Ball und macht dem Spiel ein Ende: 1:1.

Es ist eigentlich schon wieder wie früher.

CATHRIN GILBERT, ALEXANDER SMOLTCHYK

NEUROLOGIE

Geisterflug der Seele

Menschen, die bei schweren Krankheiten oder Unfällen schon einmal dem Tod ins Auge geblickt haben, berichten hinterher zuweilen über rätselhafte Erlebnisse: Sie hatten das Gefühl, ihren Körper zu verlassen und ihn schwebend von oben zu betrachten. US-Forscher glauben jetzt eine Erklärung für diesen Geisterflug der Seele gefunden zu haben: Sie halten das Kontrollsystem im Gehirn, das den Übergang vom Schlaf- zum Wachzustand reguliert, für die Ursache der Halluzinationen. Bei Befragungen von Nahtod-Probanden, bei denen solche Visionen auftraten, stellten sie fest, dass diese häufig auch schon früher beim Einschlafen oder Aufwachen ähnliche Situationen erlebt hatten. „Wir waren überrascht, wie sehr sich die Dissoziationsgefühle in beiden Fällen glichen“, berichtet Kevin Nelson von der University of Kentucky. Offenbar prädestiniert der Schaltfehler im Kopf solche Personen generell zu den Bewusstseinsreisen – die im Übrigen gar nicht so selten sind: Bei Umfragen unter 13 000 Europäern berichtete mehr als jeder 20., das Auseinanderdriften von Körper und Geist schon einmal verspürt zu haben.

MICHAEL & PHILIP LUDEN / CORBIS



Australische Tannenzapfenechse

TIERE

Horror-Schwangerschaft bei Tannenzapfenechsen

Die Menschheit wäre womöglich längst ausgestorben, wenn Frauen eine ähnliche Horror-Schwangerschaft erdulden müssten wie die Weibchen der australischen Tannenzapfenechsen. Die Jungen der Reptilien wiegen am Ende der Tragzeit bis zu einem Drittel des Körpergewichts der Mutter – beim Menschen entspräche das der Geburt eines sechsjährigen Kindes. Andererseits dehnt sich der Leib der Echsen wegen der Schuppenhaut kaum aus. „Mir fällt kein anderes Tier ein, das eine so gewaltige Schwangerschaftslast tragen müsste“, sagt die australische Forscherin Suzy Munns. Aufnahmen mit dem Computertomografen zeigen: Die auf Lunge und Verdauungsorgane drückenden Föten quetschen die Innereien der Muttertiere dermaßen, dass diese kaum noch atmen, fressen oder laufen können. Für die Echsen macht der hohe Einsatz dennoch Sinn: Nach der Geburt des Riesenbrummers müssen sich die Eltern nicht mehr um den Nachwuchs kümmern.



WAFFEN

Giftpfeile gegen Landminen

US-Rüstungsforscher haben eine Anti-Minen-Waffe entwickelt, die sich angeblich auch für humanitäre Minenräumaktionen eignet. Eine Rakete verteilt dabei Tausende wurfpfeilartige Projektile über minenverseuchte Gebiete. Vergrabene Sprengladungen gehen entweder durch die mechanische Aufprallwirkung hoch oder werden durch eine Chemikalie zerstört, die aus den Pfeilen austritt. Mit der Methode lassen sich nach Angaben der Militärs bis zu 60 Zentimeter tief



Abgesprengte Rakete, freigesetzte Projektile

im Boden vergrabene Minen unschädlich machen. Unabhängige Beobachter bezweifeln das jedoch. „Man wäre nie sicher, ob alle Sprengsätze vernichtet sind“, meint Adam Komorowski, Landminenexperte bei einer britischen Hilfsorganisation. Außerdem seien Umweltprobleme zu befürchten, „wenn anschließend eine Menge dieser Giftpfeile im Boden stecken“.

ILLUSTRATION: U.S. ARMY RESEARCH

AUTOMOBILE

Regierungszwist um Oldtimer-Fahrverbot

Die Feinstaub-Verordnung, die am 11. Mai den Bundesrat passieren soll, sorgt für Zwist in der Regierungskoalition. Das Verdikt würde ein Fahrverbot für Oldtimer in vielen deutschen Städten bedeuten. Uwe Lahl, Abteilungsleiter im Umweltministerium, rechtfertigte diese Konsequenz vor der CDU/CSU-Fraktion: Es seien ja nur jene betroffen, „die mit ihren Protzkisten ihr Frühstück holen fahren“. Der Unionsabgeordnete Jens Koeppen monierte darauf in einem Brief an Umweltminister Sigmar Gabriel (SPD) „bedenklichen Stil“ und „mangelnde Sachkenntnis“. Da Oldtimer fast nur über Benzinmotoren verfügen, emittieren sie gar keinen Feinstaub. Sie in das Fahrverbot einzuschließen sei rechtlich nicht be-



Oldtimer auf der Landstraße

gründbar. Koeppen hat den Antrag auf bundeseinheitliche Ausnahmeregelungen gestellt und empfiehlt dem Minister, „Ver-

allgemeinerungen und Verunglimpfungen“ nicht zu wiederholen: „Der gute Ruf Ihres Ministeriums leidet darunter.“

THOMAS DIKKE / MOTORPRESSENATURAL



Magnolien-Blüten

BOTANIK

Sterben der Frühblüher

Ein Feuerwerk aus Farben entfachen bei uns Magnolien in Parks und Vorgärten. Doch in der Natur Asiens und Südamerikas seien viele Magnolien-Arten vom Aussterben bedroht, warnt die Botanikervereinigung Botanic Gardens Conservation International (BGCI). Mehr als die Hälfte der 245 Arten und Unterarten von Magnolien-Gewächsen seien in Gefahr, teilt die BGCI in einem aktuellen Bericht mit. Die Bäume oder Sträucher, die zu den ältesten Blütenpflanzen der Welt zählen, gelten als empfindliche Indikatoren für die Gesundheit von Wäldern und werden unter anderem durch Raubbau sowie Kaffee- und Bananenplantagen verdrängt. Von einigen Magnolien-Arten gibt es nur noch weniger als 50 Exemplare.

MEDIZIN

„Harakiri-Unternehmen für Frauen“

Uwe Heemann, 48, Vorsitzender der Deutschen Transplantationsgesellschaft, über Gebärmutter-Verpflanzungen

SPIEGEL: Ein New Yorker Ärzteteam plant Uterus-Transplantationen bei Frauen, die ihre Gebärmutter etwa durch Krebs verloren haben. Wird es solche Operationen bald auch in Deutschland geben?

Heemann: Nein – und ich hoffe, das bleibt auch so.

SPIEGEL: Wäre der Eingriff machbar?

Heemann: Operationstechnisch stellt das sicher kein großes Problem dar. Wir können fast jedes Körpergewebe transplantieren und mit entsprechender Immunsuppression erhalten. Aber ob es sinnvoll wäre, so etwas mit der Gebärmutter zu machen, bezweifle ich.

SPIEGEL: Wo liegen denn die Probleme?

Heemann: Die Frauen müssten während der Schwangerschaft Immunsuppressiva erhalten, um die Abstoßung des Uterus zu verhindern. Die Komplikationsraten wären dadurch deutlich erhöht. Wir kennen die Probleme von Frauen, die nach Nierentransplantationen schwanger werden. Die Frühge-

burtenrate liegt dabei sehr hoch; bei Hormonstimulation und künstlicher Befruchtung kommt es relativ häufig zur Abstoßung des Spenderorgans. Bei einem verpflanzten Uterus wäre ausgerechnet das Organ vom Untergang bedroht, in dem das Kind heranwächst. Für die Schwangeren gliche es einem Harakiri-Unternehmen, dieses Risiko einzugehen und womöglich im sechsten oder siebten Monat Spenderorgan und Kind zu verlieren. Da muss man sich fragen, ob es nicht sinnvoller wäre, ein Kind zu adoptieren.

SPIEGEL: Gibt es Anfragen von Frauen, die sich eine solche Transplantation wünschen?

Heemann: Ja, die gibt es. Gerade kranke Frauen, die viel durchgemacht haben, stehen oft unter enormem Druck, schwanger zu werden. Ich kann das

verstehen. Aber man muss auch sehen, mit welchen Gefahren das verbunden ist.

SPIEGEL: Was treibt Ihre US-Kollegen dazu, so etwas zu wagen?

Heemann: Positiv formuliert: Sie möchten den Frauen auf jede erdenkliche Weise helfen. Böswillig würde ich sagen, sie tun es, um in die Schlagzeilen zu kommen.



Heemann

WOLFGANG MÜLLER/WEBER

Das Erbe des Jesus-Spions

Der 1600 Jahre alte „Codex Sinaiticus“, die früheste Bibel der Welt, soll im Internet wiedervereint werden. Die Blätter des zerrissenen Ur-Pergaments lagern in Leipzig, London und St. Petersburg. Das Vorhaben gestaltet sich schwierig: Mönche aus Ägypten fordern die kostbare Handschrift zurück.

Vorbei an „frischen Tigerspuren“, quer durch Sandstürme und zermürbt von fauligem Wasser, „das auf den Unterleib wirkt“, ritt der Leipziger Gelehrte Konstantin von Tischendorf von Kairo kommend 13 Tage lang auf einem Kamel durch die Wüste Sinai. Mal flog ihm das Zelt weg, dann quälten ihn Ameisen und Mücken.

Am 24. Mai 1844 stand die Karawane endlich vor jenem schroffen Höhenzug aus Granit, auf dem (laut Exodus, Kapitel 3) Gott dem Propheten Mose im brennenden Dornbusch erschienen war. Davor erstreckt sich heute, beschattet von Zypressen, Granaten und Oliven, eine geistliche Festung: Es ist das Katharinenkloster, errichtet 550 nach Christus.

Jährlich 50 000 Touristen pilgern mit Bus und Jeep zum wehrhaften Kloster am Sinaigipfel. Auf dem Gelände wohnt die älteste intakte Mönchsgemeinde. Seit bald 1500 Jahren läutet sie ununterbrochen zur Morgenmesse. Danach beginnt der Ticketverkauf.

Als Tischendorf auftauchte, piff nur Staub durchs einsame Gerölltal. Schweißnass bat der Schriftgelehrte um Einlass. Ein Mann mit griechisch-orthodoxer Kutte erschien an der neun Meter hoch gelegenen Klostertür und zog den Gast an einem Seil zum Tor hinein.

Kurz danach hielt der deutsche Abenteuerer nach eigenen Angaben ein „ganz unschätzbares Kleinod“ in der Hand: Aus einem Abfallkorb mit schadhafte Perga-

menten, die zum Verfeuern bestimmt waren, fingerte er einen Stapel loser Blätter heraus. Ihm zersprang fast das Herz.

Die Entdeckung vom Fuß des Mosebergs zählt zu den großen Sensationen der Wissenschaftsgeschichte – vergleichbar nur den Funden von Schliemann und Howard Carter. Von insgesamt drei Orientreisen brachte der Professor aus Sachsen rund 400 Blätter eines zerfledderten Folianten mit, der das älteste vollständige Neue Testament enthält. Die Forschung spricht schlicht von „Nummer eins“.

Über 350 Rinder mussten sterben, damit das Buch aus Tierhaut hergestellt werden konnte. Geschrieben ist es mit brauner und schwarzer Tinte aus zerstampften Galläpfeln und Ruß. Nur die Überschriften zu den Psalmen und dem Hohelied sind rot ausgeführt und von „größter Eleganz“, wie schon der Finder notierte.

Eine abenteuerliche Geschichte umrankt den „Codex Sinaiticus“. Tischendorf sprach beim Papst vor. Der Zar von Russland überhäufte ihn mit Gold und finanzierte seine letzte Mission. Zugleich lastet ein Schatten auf dem Mann; es heißt, er sei ein Dieb gewesen.

Heute ist diese Urschrift der Christenheit in alle Himmelsrichtungen zerstreut. 43 Blätter liegen noch immer in Leipzig. 347 gelangten zunächst nach Russland. Von dort verkaufte sie der Diktator Stalin für die Rekordsumme von 100 000 Pfund nach London. Fünf Seiten lagern derzeit in der Nationalbibliothek in St. Petersburg; weitere zwölf verblieben im Katharinenkloster.

Eine Verwirrung wie beim Turmbau zu Babel. Niemand hat die spätantike Schwarze aus dem 4. Jahrhundert jemals in einem Stück gelesen.

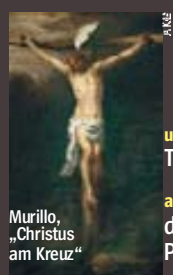
Das soll sich nun ändern. In einem Großprojekt haben sich Paläografen und Religionskundler zusammengetan, um die Schrift endlich zu erschließen. Ziel ist es, das Werk virtuell im Internet zusammenzuführen. Dazu wird es neu transkribiert, abgelichtet und jedes Blatt untersucht. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft unterstützt das Vorhaben mit 200 000 Euro.

In Leipzig läuft die Unternehmung bereits auf Hochtouren. Mit weißen Stoffhandschuhen hebt die Konservatorin Ute Feller die Bögen einzeln aus der Lagerbox

Bibliotheksleiter Schneider, Sinai-Mönch (in Leipzig): Testament aus der Wüste



Christliche Frühzeit



um 30 n. Chr.
Tod Jesu

ab 50 Briefe
des Apostels
Paulus



Symboldarstellung:
Christus und die
vier Evangelisten

70 bis 90 Entstehung der
Evangelien nach Markus,
Matthäus, Lukas und Johannes

125 Ältestes Schriftzeugnis des
Neuen Testaments (Papyrusfetzen)



Münz-
bildnis
Konstantins

313 Kaiser Konstantin be-
endet die Verfolgung der
Frühchristen.

367 Die Auswahl der
Bibeltexte wird end-
gültig festgelegt.



Katharinenkloster auf der Sinai-Halbinsel: Geistliche Festung am Moseberg

im Keller. Prüfer mit Lupe listen Knicks und Flecken auf. Jede „Rasur“, jede Randnotiz oder „Verwundung“ des Pergaments wird notiert.

Die Experten von der British Library in London arbeiten derweil mit der chemischen Keule. Sie behandeln den Codex wie Kriminologen einen geheimnisvollen Toten. Geplant ist eine Multispektralanalyse, um verborgene Tintenspuren sichtbar zu machen. Rätsel geben die Löcher der Bindung auf: Wann zerbrach das Prachtbuch? Wie sah der Deckel aus?

Aber auch die weltabgewandten Popen vom Sinai sind an der Spürarbeit beteiligt. Bereits im Jahr 1975 kam bei Bauarbeiten in der Abtei ein verschütteter Raum zutage, in dem weitere Teile des „Codex Sinaiticus“ lagen. Dieses Material war bislang streng abgeschirmt und blieb der Wissenschaft entzogen.

Mit der nun anlaufenden Puzzlearbeit (an der auch die USA und Russland beteiligt sind) fällt endlich Licht auf ein von Gerüchten umwölkttes Manuskript, das zu den ersten Büchern der Welt gehört. 38 mal 34,5 Zentimeter sind seine Seiten groß und von „durchscheinender Zartheit“, wie der Leiter der Leipziger Uni-Bibliothek, Ulrich Schneider, 50, erklärt.

Um 330 bis 350 nach Christus entstand der seltsame Wälzer. Links das Tintenfass, rechts den Griffel, saßen die Schreiber tag ein, tagaus an kleinen Tischen und bekritzelten die hellen Häute mit griechischen Großbuchstaben, die sich wie eine endlose Kette hinziehen. Es gibt keine Zwischenräume.

„Schreiber A“ war der eigenwilligste. Mit schönem Schwung warf er die Lettern aufs Pergament, doch er schlampete. Im Lukas-Evangelium vergaß er volle vier Seiten. Auch die berühmte Definition der Liebe im ersten Paulusbrief an die Korinther unterschlug er einfach.

Steckte Absicht dahinter? „Schreiber D“ bemerkte die Missetat und trug die fehlenden Stellen in Randnotizen nach.

Nur wer gab das heilige und enorm teure Werk aus Kalbsleder überhaupt in Auftrag, für das ganze Herden verbluten mussten? Viele Forscher glauben, dass der Befehl vom römischen Kaiser Konstantin persönlich kam. Dieser Herrscher gilt als entscheidender Wegbereiter des Christentums. Im Jahr 313 hob er alle staatlichen Verbote gegen die – lange Zeit verfolgte – Sekte der Jesus-Anhänger auf. Dann schob er den Kirchenbau an.

Bekannt ist, dass Konstantin die Frühchristen propagandistisch unterstützte. 50 Prachtbibeln ließ er anfertigen, um die noch wenig bekannte Religion der Nächstenliebe im Römerreich zu verbreiten. Aus dieser Anschubzeit könnte der Sinai-Codex stammen. Dass er sehr alt ist, beweist sein neutestamentlicher Abschnitt. Er enthält neben den üblichen Schriften zwei weitere, die später

von den Kirchenvätern ausgesondert wurden. Den „Barnabasbrief“ schrieb ein Apostelschüler. Der „Hirte des Hermas“ ist eine graue Apokalypse vom Beginn des 2. Jahrhunderts.

All diese heiligen Berichte, die so alt wirken, als hätte Gott selbst sie durch die Wolken gereicht, werden nun mit chemischen Detektoren neu untersucht. Vergangene Woche reiste der deutsche Projektschneider nach London, um Details der Internet-Präsentation zu besprechen.

Doch es gibt auch Ärger. Die frommen Brüder vom Sinai sind auf Tischendorf nicht gut zu sprechen. Der habe das kostbare Manuskript hinterlistig aus dem Morgenland entführt. „Mönche fordern die älteste Bibel zurück“, titelte bereits im Jahr 2000 die „Sunday Times“ anlässlich einer Raubgut-Konferenz in London. Prinz Charles, der Vorsitzende der St. Catherine's Foundation ist, fordert angeblich die Rückführung nach Ägypten.

Christfried Böttrich, der Neutestamentler von der Universität Greifswald, hält derlei Anschuldigungen dagegen für haltlos. Sein Urteil: „Tischendorf war ein Mann ohne Fehl und Tadel.“

Dass der pfiffige Entdecker, der gern Zylinder trug, zu den Meistern seines Fachs gehört, bestreitet niemand. Bereits 1840 hatte er als junger Doktor in Paris eine Ur-Bibel aus dem 5. Jahrhundert entschlüsselt, die als unentzifferbar galt. Die Gelehrtenwelt staunte – und wünschte den Schlaumeier insgeheim zum Teufel.

Noch mehr Neider halste sich der Sache auf, als er auch im Orient bald die Nase vorn hatte. Vor allem die Briten grasten damals das Morgenland nach alten Manuskripten und anderen frühen Zeugnissen aus dem Umfeld des Messias ab. Tischendorf funkte ihnen dazwischen. Während seiner ersten Reise 1844 ritt er zielstrebig zu den koptischen Ur-Kirchen in der Libyschen Wüste und griff dort brüchige Pergamente ab.

Sodann schwenkte der Späher („Ich gehe im Namen des Herrn“) zum Sinai ein, Ziel Moseberg, und vermeldete sogleich einen Volltreffer. Insgesamt 129 Blätter lagen in der Bibliothek des Katharinenklosters im Abfallkorb. 43 davon schenkte ihm der Abt. Den Rest rückte er allerdings nicht heraus. Tischendorf fuhr heim und ließ sich als Star feiern.

Doch die Sache mit den zurückgelassenen 86 Seiten gab ihm keine Ruhe. Denn auch der Ikonenforscher Porfiri Uspenski, ein rauschebärtiger Gelehrter vom Außendienst des „Heiligen Synod“, des Leitungsorgans der russischen Kirche, strömte damals in der Gegend herum. Gleich zweimal, 1845 und 1850, wurde der Russe, der aussah wie Rübezahl, bei den Sinaiten vorstellig. Sie gaben ihm fünf Codex-Seiten mit, die heute in St. Petersburg liegen.

Tischendorf wurde unruhig und packte erneut die Koffer. Im Eilschritt erreichte



Bibelfahnder Tischendorf (um 1846)

„Ich gehe im Namen des Herrn“

stellt, da lud der Klosterverwalter den Gast zu einem letzten Raki auf die Stube, zog ein Bündel aus rotem Tuch hervor und zeigte ihm nicht nur die zurückgelassenen Blätter, sondern weitere 260 hellzarte Pergamentbögen.

Ei verbibsch! Dramatisch hat Tischendorf später beschrieben, wie er im fahlen Mondschein all die Texte des Jeremia, die Apokalypsen und Apostelbriefe wie im Rausch durchblätterte: „Ich hatte die Tränen im Auge, und das Herz war mir ergriffen wie noch nie.“ Umgehend bot er dem Abt 10000 Taler an. Der lehnte einen Verkauf ab.

Immerhin durfte sich der Professor das wellige Manuskript zwecks Drucklegung nach Europa ausleihen – gegen Quittung und zur baldigsten Rückgabe. Kurz vor der Abfahrt kam ihm dann folgende Idee: Wäre es nicht toll, die Handschrift dem Zaren offiziell zur bevorstehenden 1000-Jahr-Feier der russischen Monarchie zu schenken? Das, flötete er, werde dem Kloster Ruhm, Segen und Geld bringen. Nun willigten die Mönche angeblich ein.

„Dieser Schenkungsplan geriet leider ins Stocken“, erklärt Experte Böttrich. Querulanten am Petersburger Hof waren dagegen. Zehn Jahre lagen die Pergamente im russischen Außenministerium. Erst am 18. November 1869 unterschrieb der verantwortliche Erzbischof vom Sinai die Urkunde. Im Gegenzug erhielt die Bruderschaft 9000 Goldrubel. Angeblich wollte sie auch noch ein Dampfschiff dazu.

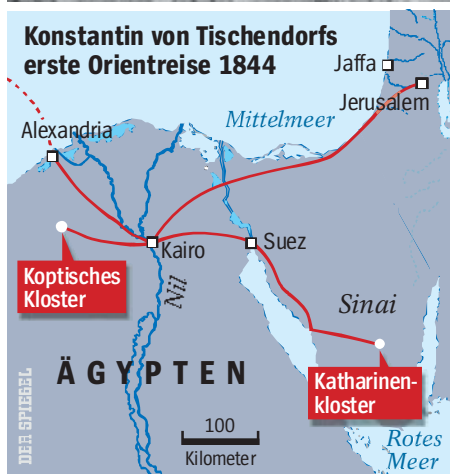
Viele Hintergründe des Deals sind bis heute nicht völlig geklärt. Die Schenkungsurkunde ist verschwunden. Immerhin sind jetzt in russischen Staatsarchiven weitere Akten zum Transfer der Ur-Bibel aufgetaucht. Das Projektmitglied Natalja Smelowa wertet sie aus.

Spätestens im Jahr 2010 wollen die Forscher ihre Ergebnisse feierlich über ein Internet-Portal der Weltöffentlichkeit präsentieren. Millionen Buchstaben müssen bis dahin übersetzt und digitalisiert werden. Jede Scharte und Randnotiz auf den Pergamenten soll für den Computer aufbereitet werden.

Die Arbeit bleibt schwierig. Einige der Sinai-Mönche werden immer noch übel-launig, wenn es um Konstantin von Tischendorf geht. „Seit zwei Monaten schon brüten die Verantwortlichen an einem kleinen Bericht zur Vorgeschichte des Manuskripts“, erklärt ein Insider. „Der Text ist nur eine Seite lang, doch er wird und wird nicht fertig.“

Und er erklärt auch, warum: „Immer wenn es um Formulierungen zum juristischen Status der Handschrift geht, ist es mit der Eintracht vorbei.“

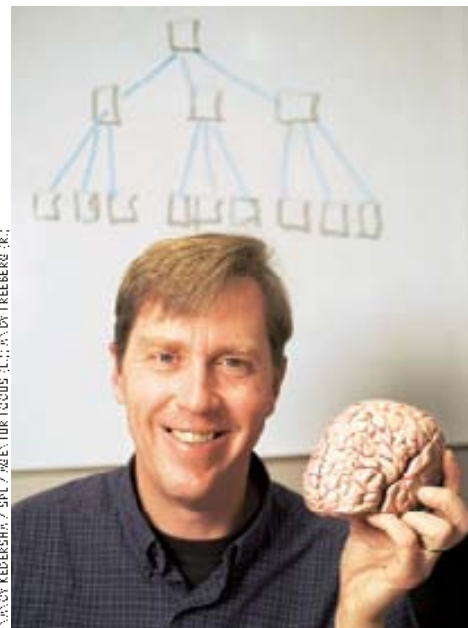
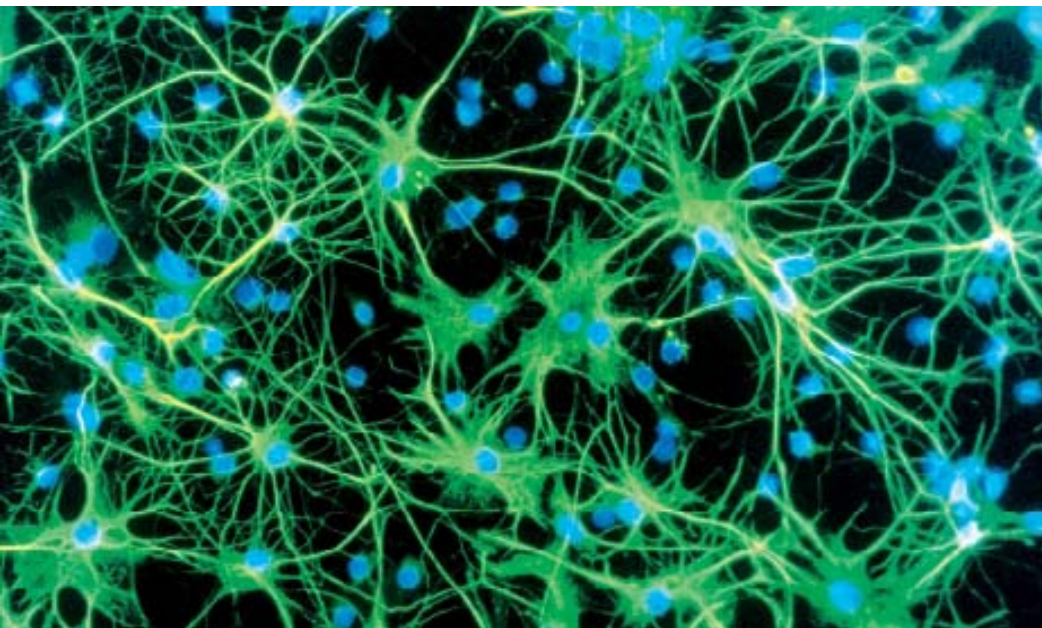
MATTHIAS SCHULZ



er das Kloster nördlich des Roten Meers. Doch die Reise von 1853 enttäuschte. Nur einen winzigen Fetzen des Codex konnte er aufspüren. Er lag als Lesezeichen in einem Buch mit Heiligenlegenden. Der Rest war verschwunden.

Das entmutigte den Jesus-Spion nicht. Sechs Jahre später saß er schon wieder auf dem Kamel. Biedermeier und die Beduinenteil drei begann. Diesmal zahlte der Zar von Russland die Reisekosten (8000 Goldrubel). Umgehend bestieg der Gelehrte in Triest den Dampfer nach Kairo und kämpfte sich bei 35 Grad Hitze voran. Diesmal konnte er Bakschisch verteilen wie ein „russischer Prinz“.

Schließlich stand der Professor erneut am Ort des brennenden Dornbuschs. Doch vom Codex zunächst keine Spur. Die Kamelmeile für die Rückreise waren schon be-



Nervenzellen, Palm-Erfinder Hawkins: Begeistert wie ein Junge beim Aufbauen seiner Modelleisenbahn

ERFINDER

Rechner von morgen

Jeff Hawkins, der Erfinder des Palm, will das menschliche Gehirn entschlüsseln – um mit diesem Wissen dann intelligente Maschinen zu bauen.

Zusammen mit seinem Vater konstruierte der junge Jeff Hawkins eigenhändig ein 50 Tonnen schweres Luftkissenboot. Die Motoren schraubten sie aus Staubsaugern heraus und nannten das Ungetüm „Bubble Monster“.

Die erste Erfindung brachte Hawkins weder Ruhm noch Geld, dafür aber die typisch amerikanische Erkenntnis: Alles ist machbar, wenn man nur daran glaubt.

Mit dieser Einstellung schuf der Tüftler später den Palm, den ersten erfolgreichen Organizer der Welt, und den Treo, mit dem man nicht nur Termine verwalten, sondern auch telefonieren kann. Diese Geräte machten Hawkins zu einem sehr reichen Mann im Silicon Valley.

Nun hat der 49-jährige Geschäftsmann ein noch ehrgeizigeres Ziel: Er will helfen, das menschliche Gehirn zu entschlüsseln – was auch wieder zu neuen Produkten führen soll. Zu diesem Zweck hat er ein Hirnforschungsinstitut gegründet, das heutige Redwood Center for Theoretical Neuroscience, ein unlängst auf Deutsch erschienenes Buch geschrieben und eine Software-Firma namens Numenta aufgebaut, die auf Grundlage seiner Ideen Computerprogramme entwickelt*.

Ganz ohne Demut vor dem komplexen Denkorgan verkündet Hawkins, dessen „Funktionsweise schon bald erklären zu können“. Der Geist sei nur ein System aus Zellverbänden. „Er ist nicht jenseits der Physik, und nichts spricht dagegen, dass wir ihn verstehen könnten“, sagt er. Schon bald werde es deshalb auch möglich sein, intelligente Maschinen zu bauen: „Sie werden uns überlegen sein in ihren mathematischen, physikalischen und kognitiven Fähigkeiten.“

Wenn er so redet, in seinem Büro im kalifornischen Menlo Park, dann hält es ihn nicht still auf seinem Stuhl. Er hält den Kopf schräg, bleckt beim Lachen seine großen Zähne. Dann sieht Hawkins aus wie ein Junge beim Aufbauen seiner Modelleisenbahn.

Die meisten Denkvorgänge, so doziert der Quereinsteiger, liefen darauf hinaus, Vorhersagen über die Zukunft zu erstellen – „und zwar auf Basis der eigenen Erinnerungen“. Diese Basisfunktionen leistet demnach auch schon das Gehirn von Tieren. „Als das Großhirn im Laufe der Evolution immer größer wurde, konnte es mehr Informationen über die Welt speichern“, sagt Hawkins. „Damit nahm auch die Komplexität der Vorhersagen zu.“

So seien aus den primitiven Tieren, bei denen der Prognose-Mechanismus nur auf niedrigster Ebene funktioniert, Primaten entstanden – und schließlich der Mensch, der über ein Gedächtnis mit extrem vielen Verknüpfungsmöglichkeiten verfügt, aus denen sich präzisere und detailliertere Vorhersagen treffen lassen.

Kein Wunder also, dass im Kopf des Menschen zunehmend abstrakte Gedanken auftauchten. Auch sie entstehen aus

Vorhersagen, die das Gehirn trifft: Aus der Beobachtung steigender Inflationsraten etwa sieht ein Ökonom eine Gefahr für die künftige Wirtschaftskonjunktur und leitet daraus für die Gegenwart ab, die Zinsen anzuheben.

Mit einem Filzschreiber malt Hawkins Quadrate auf die Schreibwand, die er mit Strichen zu einem Baumdiagramm verbindet. Die im Hirn eintreffenden Sinneseindrücke werden in diesem hierarchischen System schrittweise analysiert. Immer feiner spürt der Geist dabei bekannte Muster auf, für die er Entsprechungen im Gedächtnis findet. Diese Erfahrung hilft ihm, künftige Ereignisse zu simulieren. Dabei tauschen sich die Verarbeitungskanäle der einzelnen Sinne aus. Sehen die Augen ein Glas vom Tisch fallen, erwartet das Gehör ein Klirren.

Selbst Kreativität habe letztlich nichts mit Hexerei zu tun, meint Hawkins, sie entstehe vielmehr aus den Erfahrungen, die meist nur in kleinen Details weitergesponnen werden. Hawkins: „Auch der Palm bildet da keine Ausnahme.“

Hawkins wäre kein erfolgreicher Geschäftsmann, würde er nicht sogleich an eine Anwendung seiner Hirnforschungen denken. In seiner Software-Schmiede Numenta sitzen Programmierer daran, Computern das zuverlässige Erkennen von Mustern und den Abgleich mit Erlerntem beizubringen. Die Rechner von morgen, so prophezeit Hawkins, sollen nach dieser menschlichen Denkart funktionieren.

Ihr Einsatz wäre bei der Wettervorhersage ebenso vorstellbar wie bei der Überwachung von Stromnetzen, damit diese nicht mehr kollabieren können. Hawkins: „Die künstliche Intelligenz könnte aber auch im Auto das Kommando übernehmen und den Fahrer vor gefährlichen Situationen warnen.“

GERALD TRAUFFETTER

* Jeff Hawkins: „Die Zukunft der Intelligenz“. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek; 320 Seiten; 9,90 Euro.



HYGIENE

Lästiges Geschubber

Ein deutscher Physiker des Konzerns Procter & Gamble arbeitet an einem verwegenen Projekt: der schrittweisen Abschaffung des Klopapiers.

Auf fremden Toiletten überkommt Siegfried Hustedt häufig das Grausen. Buntes oder weißes Papier entdeckt der Kenner auf den Klorollenhalterungen der anderen, geriffelt oder gepunktet. Alles nur schöner Schein – oft zerklümpelt das mürbe Material bei Nutzung zu einem unappetitlichen Zellulosehaufen, „wenn unter Druck die Prägestruktur kollabiert“. Dramatischer noch die wundgeriebene Rosette, verursacht durch allzu derbes Blattwerk. Hustedt, 40, wundert sich: „Bei vielen Leuten wird trotzdem durchgelitten bis zur letzten Rolle.“

Der Experimentalphysiker weiß: Das muss nicht sein. Aus dem Forschungslabor seines Arbeitgebers Procter & Gamble ist ein neuartiges Klopapier hervorgegangen, das die Fachwelt verückt und Kundenwünsche optimal zu befriedigen versucht: Es ist weich, schafft ordentlich was weg und verspricht einen sparsamen Verbrauch.

Das Saugwunder aus dem Labor lässt sich erklären: Im konventionellen Herstellungsverfahren werden Klosetttrollen aus einem Zellstoffbrei gewalzt; dadurch entsteht zunächst nur ein glattes Papier, das erst durch nachträgliche Prägung eine lediglich oberflächliche Struktur erhält. Die Tüftler um Hustedt gehen einen neuen Weg: Sie sprühen den aus Holz gewonnenen Grundstoff auf ein Spezialgitter. Dieser progressive Produktionsprozess bringt eine dreidimensionale Papierstruktur hervor, die nach Meinung von Experten auch „unter Druck länger in Form bleibt“.



Klopapiertest im Labor
Reißfestigkeit erprobt

Darüber hinaus verwenden die Forscher verschiedenartige Fasern, die zugleich Weichheit und Festigkeit ihres Trocknungsfilzes garantieren. Das Produkt gehöre „zum Besten, was man sich und seinem Po antun kann“, konzidierte bereits die Stiftung Warentest.

Berauscht von der positiven Resonanz, zieht Hustedt nun genüsslich über „gewisse Limitationen bei der Konkurrenz“ her. Die Mitbewerber, mokiert sich der Strukturspezialist, „klatschen einfach nur eine Lage auf die andere“.

Doch je mehr Lagen, desto besser – so sieht es bislang zumindest das hiesige Publikum. Marktforscher haben das Konsumenteninteresse bis in den hintersten Winkel durchleuchtet und dabei letzte Geheimnisse der Analhygiene ans Licht gezerrt – darunter auch die im Verborgenen gepflegte Gewohnheit der Deutschen, das ohnehin mehrlagige Toilettenpapier noch weiter zu falten. Die Amerikaner hingegen bevorzugen mehrheitlich die hierzulande weithin ungewohnte Praxis, ihr eher dünnes Papier zu einem handlichen Ball zusammenzuzuknüllen.

„Auf dem deutschen Markt wird viel von Lagen geredet“, hat folgerichtig Hauptkonkurrent Kimberly-Clark („Hakle“) entdeckt. Die verbesserte Papierstruktur sei „lediglich ein Aspekt“ unter vielen, um ein erfolgreiches Toilettenpapier zu kreieren, relativiert ein Unternehmenssprecher die Erfolgsmeldungen des Gegners Procter & Gamble. Keck beansprucht Kimberly-

Physiker Hustedt

Saugkraft mit Waldhonig überprüft

Clark weiterhin die Markführerschaft im Premiumsegment des flauschigen Pflegeprodukts.

Unter dem Banner der Umweltfreundlichkeit und Effizienz betreiben Hustedt und Kollegen derzeit einen noch revolutionäreren Plan: die völlige Reduktion der eigenen Schöpfung. Statt ihr Werk auf bis zu fünf Lagen aufzurüsten, kommt ihre luftgetrocknete Zellstoffpampe mit lediglich zwei Lagen aus – „bei verbesserter Saugkraft“, wie der Physiker betont.

Die Aufnahmefähigkeit testet der Chef auch gern mal selbst, indem er dunkelgrünen Waldhonig auf die Lagen löffelt. Zur Erprobung der Reißfestigkeit des Papiers beschwert das Laborpersonal die Toilettentücher mit Glasmurmeln.

Schon träumt Hustedt kühn vom nächsten Wurf: „Warum sollte uns unser derzeitiges Ergebnis nicht auch mit nur einer Lage gelingen?“ Für einen befriedigenden Reinigungsvorgang reicht bereits jetzt ein Blatt der Novität aus.

Lustvoll widmet sich der Wissenschaftler inzwischen sogar der verwegenen Idee, „das Toilettenpapier gänzlich überflüssig“ zu machen. Der Gedanke ist nicht völlig abwegig: Große Teile der Weltbevölkerung kommen gut klar ohne den Papierkram. Inder und Araber behelfen sich mit der linken Hand – und etwas Wasser. Von manchen Nomadenvölkern ist verbrieft, dass sie sich nach der Notdurft mit Sand reinigen.

Weit luxuriöser wird dieser Vorgang von sogenannten Dusch-WCs verrichtet. Ein sanfter Strahl aus der Tiefe des Topfes streichelt hier das geplagte Gesäß. Insbesondere die Japaner suchen verstärkt in den komfortablen Kloeinheiten Schutz vor lästigem Geschubber mit rauen Fasern.

Viele Proktologen halten den Gebrauch von trockenem Toilettenpapier für „grundverkehrt“. Aus Sorge vor Erkrankungen der empfindlichen Haut im Analbereich empfiehlt die Initiative Analhygiene die „Säuberung mit fließendem, temperiertem Wasser“ und „die anschließende Trocknung durch einen Föhn“.

Kulturgeschichtlich stand der Siegeszug der Klorolle wiederholt auf der Kippe: Die Amerikaner sahen zunächst überhaupt keinen Sinn in dem teuren Zivilisationsprodukt und traktierten ihren Hintern lange lieber mit kostenlosen Katalogn. Und im Deutschland der Adenauer-Ära galt der Erwerb der längst unentbehrlich gewordenen Ware als ein das Schamgefühl aufs äußerste strapazierendes Ereignis.

Noch heute wirkt die Befangenheit offenbar nach, denn selbst ein aufgeklärter Wissenschaftler wie Siegfried Hustedt bekennt: „Der Toilettengang ist nichts, worauf man sich freut.“

FRANK THADEUSZ

MEDIZIN

Durchlöcherter Lunge

Die Akupunktur gilt als nebenwirkungsarme Methode. Doch häufiger als bekannt treffen Nadelstecher die inneren Organe ihrer Patienten.

Wegen ihrer Rückenbeschwerden hatte sich die Patientin schon öfter nadeln lassen. Diesmal aber nahm die Akupunktursitzung einen unerwarteten Verlauf.

Zehn Minuten nach dem Entfernen der hauchdünnen Nadeln spürte die Frau plötzlich diffuse Schmerzen im Brustkorb. Die Nacht durchwachte sie mit Reizhusten und Atembeschwerden im Sitzen.

Der am nächsten Morgen konsultierte Nadelexperte blieb seiner Weltanschauung dennoch treu – er verabreichte der bereits leicht bläulich verfärbten Frau eine Fußreflexzonenmassage.

Erst Tage später erkannten Ärzte im Krankenhaus, warum die Frau immer verzweifelter nach Luft schnappte: Der Akupunkteur hatte ihren rechten Lungenflügel angestochen. Die in den Brustkorb eingedrungene Luft verhinderte, dass sich das getroffene Organ vollständig entfalten konnte. Erst ein Drainageschlauch zwischen den Rippen, über den die Luft abgeleitet wurde, sorgte für Erleichterung.

„Die Patientin hat Glück gehabt“, urteilten die schulmedizinischen Nothelfer – der Vorfall hätte auch zu einem lebensgefährlichen Lungenkollaps führen können.

Rund 1,5 Millionen Patienten lassen sich in Deutschland jährlich mit der fernöstlichen Nadeltechnik behandeln. Schätzungsweise 40000 niedergelassene Mediziner besitzen die Lizenz zum Stechen. Vor allem bei Schmerzpatienten gilt die zur Traditionellen Chinesischen Medizin zählende Methode als sanfte Alternative zur westlichen Pillen- und Apparatemedizin.

Doch so harmlos, wie es die Befürworter darstellen, ist das invasive Verfahren nicht. Lebensbedrohliche Zwischenfälle sind bei der 3000 Jahre alten Heilmethode zwar selten, aber es gibt sie: „Die Akupunktur ist komplikationsarm, aber nicht komplikationsfrei“, erklärt Dieter Melchart, Experte für Naturheilkunde an der TU München und einer der Autoren jener Großstudien, mit denen in Deutschland die Wirksamkeit der Akupunktur in den vergangenen Jahren untersucht wurde.

Noch drastischer formuliert es der Mediziner Friedrich Hansen: „Stechen, bis die Schwarte kracht – dabei kann mehr schiefgehen, als man glaubt.“



Akupunktur-Behandlung: Abgebrochene Nadeln

Viele der Nebenwirkungen sind nicht gefährlich; die Symptome verschwinden von selbst. So kommt es bei etwa jeder zweiten Behandlung zu leichten Nervenirritationen, Blutungen oder blauen Flecken. Jeder hundertste Genadelte reagiert mit Kreislaufproblemen wie Schwindel, Blutdruckabfall oder Herzrhythmusstörungen. Auch Angst- und Panikattacken, Benommenheit, Orientierungsstörungen oder Übelkeit und Erbrechen treten mitunter auf.

Riskant wird es dagegen, wenn die Nadelkünstler mit ihren oft mehrere Zentimeter tief in den Körper gebohrten Instrumenten innere Organe oder das Zentralnervensystem verletzen. Bei 48 von 10000 Patienten könnte es nach Hochrechnungen des britischen Komplementärmedizin-Forschers Edzard Ernst von der Universität Exeter zu solchen ernsthaften Komplikationen kommen.

Vor dem Stich in die Tiefe ist fast kein lebenswichtiges Organ geschützt. Ganze oder abgebrochene Akupunkturnadeln wurden schon im Rückenmark und im Kleinhirn, im Nierenbecken oder in der Blasenwand von Patienten gefunden. Am häufigsten jedoch erwischt es die Lunge: „Wer denkt schon daran, dass die Brustkorbwand eventuell nur 1,7 Zentimeter dick ist und man in null Komma nichts die Lunge nadeln“, warnte kürzlich das Ärzteblatt „Medical Tribune“.

Norwegische und australische Forscher haben Hunderte Fälle gezählt, in denen Akupunkteure die Lungen ihrer Patienten durchlöcherter hatten (Pneumothorax). Für mindestens drei der Anhänger der fernöstlichen Medizin endete der Zwischenfall



wurden schon im Rückenmark, im Kleinhirn und in der Blase gefunden

tödlich. „Die Dunkelziffer ist immens“, erklärt Michael de Groot, Neurologe am Berliner Vivantes Humboldt-Klinikum; ein Pneumothorax könne „im Prinzip jedem Behandler passieren“.

Noch tückischer ist die Akupunktur, wenn der Nadelstecher auf eine anatomische Besonderheit trifft: Mehr als vier Prozent der Frauen und knapp zehn Prozent der Männer haben ein angeborenes Loch im Brustbein. Passt der Akupunkteur nicht auf, kann seine Nadel durch die Öffnung direkt in das darunterliegende Herz rutschen.

Zumindest einer Patientin hat ein Behandler auf diese Weise schon den Todesstoß versetzt. Er perforierte den Herzbeutel, in dem sich der Pumpmuskel normalerweise in einem dünnen Flüssigkeitsfilm ohne Reibung bewegt – durch das einsickernde Blut füllte sich der Beutel so sehr, dass dem Herz kein Platz zum Ausdehnen mehr blieb. Drei weitere Berichte von solchen lebensgefährlichen „Herzbeutelamponaden“ sind bekannt.

Weniger Schaden richten die Verfechter der Methode an, seit sie – zumindest im reichen Westen – nur noch sterile Einwegnadeln verwenden. Die letzten Fälle, in denen Akupunkteure Dutzende Patienten mit Hepatitis oder HIV infizierten, liegen mittlerweile knapp zwei Jahrzehnte zurück.

Mit lokalen Hautinfektionen müssen die Genadelten dagegen noch immer rechnen – etwa dann, wenn die Alternativmediziner ihre sterilen Nadeln durch eitrigere Hautpusteln stechen und dabei Keime in den Stichkanal verschleppen. Verschärft werden die Probleme noch, weil

viele der Akupunkteure darauf verzichten, die angestochenen Hautareale zu desinfizieren.

Besorgte Beobachter warnen deshalb davor, die Unwägbarkeiten der Heilmethode zu verharmlosen: „In Zeiten, da in der breiten Öffentlichkeit das unkritische Bild der sanften Komplementärmedizin gezeichnet wird, sollten die potentiellen Komplikationen solcher Behandlungsmethoden nicht in Vergessenheit geraten“, sagt der Schweizer Experte Werner Pichler vom Inselelspital in Bern.

Doch ausreichend aufgeklärt wird über die Risiken des Heilverfahrens nur selten. Nicht alle Anhänger der Technik besitzen zudem die nötigen anatomischen Kenntnisse – zumal sich in der unübersichtlichen Akupunkturlandschaft auch Tausende Heilpraktiker und medizinische Laien tummeln. „Ich würde wetten, dass neun von zehn Akupunkteuren über das angeborene Loch im Brustbein nicht Bescheid wissen“, schätzt de Groot.

Wie schnell bei der vermeintlich sanften Methode Fehler passieren können, haben auch die deutschen Großstudien gezeigt. Bei insgesamt acht Patienten durchbohrten die Behandler das Atemorgan ihrer Patienten. Die tatsächliche Zahl der Lungentreffer dürfte viel höher gelegen haben: „Es wurde nicht alles gemeldet“, sagt Melchart.

In einem der Fälle traf den Nadelstecher allerdings keine unmittelbare Schuld – für den Pneumothorax sorgte eine Sprechstundenhelferin: Sie hatte der frierenden Patientin eine Decke auf den mit Nadeln gespickten Rücken gelegt.

GÜNTHER STOCKINGER



Chinesische Grabbeigabe



Schimmelreiter Napoleon

Historische Pferdebilder: Die spektakuläre Karriere eines Vierbeiners von der Jagdbeute der Steinzeit bis zum edlen Herrscherross

die Vorreiter einer ersten Globalisierung des Denkens und Fühlens.

Das relativ kleine zentralasiatische Nomadenvolk der Hunnen verließ, von China bedrängt, im ersten vorchristlichen Jahrhundert größtenteils die Mongolei Richtung Westen. Dem Lauf der Sonne folgend durchstreifte es die unermesslichen Weiten Asiens bis an den Ostrand Europas, wo es schließlich die Alanen und die Ostgoten besiegte. Zu Beginn der Völkerwanderungszeit waren diese steppenwind-schnellen Reiterkämpfer die meistgefürchtete Geißel Eurasiens. Ihr König Attila lenkte seine Raubzüge sogar bis nach Südfrankreich und Italien. Attila herrschte vom Schwarzen Meer bis an den Rhein. Die meiste Zeit seines Lebens saß er im Sattel. Gestorben ist er allerdings im Bett – neben seiner schönen Ildiko.

Nach den Hunnen drängten die muslimischen Araber gen Europa. Ihnen hat, so ihr Glaube, Mohammed selbst die edelsten Pferde der Welt geschenkt. Als Karl Martell sie im 8. Jahrhundert in Westfrankreich abwehrte, war das zugleich ein Sieg der zähen fränkischen Ponys und Kaltblüter über die maurischen Wüstenflitzer.

Nach den Arabern wiederum stürmten, im 13. Jahrhundert, mongolische Reiterkrieger die Festung Europa. Das Ritterheer von Heinrich II. unterlag – dennoch konnten die Mongolen ihr neues Riesenreich nicht lange halten: Ihre Stärke lag, wie jene ihrer Tiere, in der raschen, beutehungrigen Attacke, nicht in der Festigung und Verwaltung des Erreichten. Das Bewahren war nun mal die Domäne der Sesshaften.

Trotz ihrer gnadenlosen Raubzüge, Brandschatzungen und anderer Zerstörungstaten waren die Reitervölker, so eine

zentrale These der Mannheimer Schau, keineswegs bloß jene wild galoppierenden, blutrünstigen Schreihälse und Primitivlinge, als die sie karikiert werden. So schätzten diese Völker, wie Beispiele aus den Reichen der Skythen und Mongolen zeigen, kunstvollen Schmuck für Pferde, Reiter und Frauen, und sie verfügten über aufwendig konstruierte chirurgische Instrumente. Sie waren auch mental weltläufiger und moderner als viele ihrer sesshaften Konkurrenten.

Ablesbar ist dies etwa an der „Pax Mongolica“, der mongolischen Friedensgewähr, die weit über hundert Jahre gehalten hat. Sie bedeutete: freier Handel für jedermann, Kulturaustausch und Religionsfreiheit in fast ganz Zentralasien.

Das typische Reitervolk sortiert sich nicht nur, wie Sesshafte es bis heute lieben, nach Verwandtschaftsbeziehungen, sondern vorrangig „nach Alters- und Leistungsklassen“, wie der Archäologe Michael Tellenbach sagt, einer der Mannheimer Ausstellungschefs. Jene Jugendlichen etwa, die am besten reiten konnten, hielten zusammen und bildeten eine dominierende Gruppe; und diese Gruppenbildung war lebenswichtiger für die Gemeinschaft als der natürliche Zusammenhalt von Brüdern, Vettern und Schwestern eines Clans. Tellenbach: „Noch heute ist die darin enthaltene egalitäre Tendenz bei den Gesellschaften der nordeuropäischen Völker, der Nachkommen der Reitervölker, deutlicher spürbar als in den sesshaften Kulturen des Mittelmeerraums mit ihren archaischen Clan-Strukturen.“ Das gelte auch für die Emanzipation der Frauen.

Die antiken Römer waren keine erfolgreichen Pferdezüchter und nur selten

begeisterte Reiter. Sie haben zwar die keltische Pferdegöttin Epona in ihr Pantheon aufgenommen, aber sie blieb dabei „eine stinkende Stallgottheit“ (Tellenbach). Pferde wurden importiert oder konfisziert. Die reitenden Kämpfer der Römer waren überwiegend Söldner keltischer, germanischer oder nordafrikanischer Herkunft. Den Limes, die befestigte Grenze zwischen dem Römischen Reich und Germanien, bewachten zeitweilig bis zu 70 000 Reiter.

Die römischen Heerführer selbst spannten, wie schon die Ägypter, am liebsten das Pferd vor den leichten einachsigen Streitwagen (in Mannheim ist eine Rekonstruktion zu sehen). Den Sitz auf dem Pferderücken fanden sie riskant und würdelos, weil man ohne Steigbügel leicht den Halt verlor und in den Staub fiel. Sogar Alexander der Große, an sich ein tapferer Reiter, zog es irgendwann vor, in einer Sänfte zu reisen.

Richtige Reiter wurden die europäischen Herren erst im frühen Mittelalter, als sich die Steigbügel durchsetzten, lange nach ihrer Erfindung durch Chinesen und Skythen. Nur mit Hilfe der Steigbügel konnten sich dann auch schwer gepanzerte Ritter auf rennenden Pferden halten.

In derselben Stadt, die jetzt König Pferd feiert, wurde der stolze animalische Helfer der Menschenkultur schließlich entthront: Carl Friedrich Benz entwickelte 1885 in Mannheim einen Viertakt-Benzinmotor für eine dreirädrige Kutsche, die Urzelle des Automobils, der zweiten großen Revolution in der Bewegungshistorie der Menschheit. Die Mannheimer Schau ist auch ein Plädoyer dafür, die Kräfte des Automobils noch möglichst lange in „PS“, in Pferdestärken, zu messen.

MATHIAS SCHREIBER



Nofretete-Büste, Besucherinnen in Berlin

KULTURPOLITIK

„Ägypten getäuscht“



Sahi Hawas, 59, Generalsekretär der ägyptischen Altertümerverwaltung, über den neuen Streit um die 3000 Jahre alte Nofretete-Büste

SPIEGEL: Herr Hawas, es gibt Zoff um die berühmte Büste der altägyptischen Pharaonengattin Nofretete, die im Jahr 1913 nach Berlin gelangte. Kulturstaatsminister Bernd Neumann und der Direktor des Ägyptischen

Museums in Berlin, Dietrich Wildung, haben Ihren Wunsch abgelehnt, die Büste nach Kairo auszuleihen. Geben Sie jetzt auf?

Hawas: Nein. Ich kann nicht glauben, dass ein verantwortungsbewusster Entscheidungsträger wie Minister Neumann solch unfreundliche und unverantwortliche Ansichten von sich gibt und damit die wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Ägypten gefährdet – unter dem faden-scheinigen Vorwand, die Büste würde durch die Reise Schaden nehmen.

SPIEGEL: Und wenn Berlin weiter stur bleibt?

Hawas: Falls Berlin mir diesen Wunsch verweigert, werde ich andere Saiten aufziehen. Dann werde ich nämlich die Altertümerverwalter anderer Länder – China, Türkei, Griechenland, Italien, Mexiko, Palästina, Syrien, Irak – einladen, mit Ägypten zusammen eine Wunschliste von Kulturgütern aufzustellen, die wir aus dem Ausland zurückfordern.

SPIEGEL: Machen Sie keinen Unterschied zwischen legal erworbenen und gestohlenen Kulturgütern?

Hawas: Deutschland hat die Nofretete-Büste nicht legal erworben. Ägypten wurde bei der Aufteilung des Fundes getäuscht. Die Büste wurde gezielt mit Lehm verschmiert, nach Deutschland verschifft und dort restauriert. Ägypten hat schon damals die Herausgabe der Büste verlangt. Selbst Adolf Hitler stand diesem Rückführungsgesuch anfangs nicht im Weg. Aber egal ob Nofretetes Berlin-Aufenthalt legal oder illegal ist, das ägyptische Volk hat das Recht, seine alte Königin im Original bewundern zu können.

SPIEGEL: Viele Deutsche befürchten, dass Sie die prominente Büste, sollte Sie einmal in Ägypten sein, nie wieder herausrücken.

Hawas: Diese Furcht kann ich überhaupt nicht nachvollziehen. Wir respektieren all unsere Verträge und Abmachungen, schließlich leben wir nicht mehr im 12. Jahrhundert. Natürlich geht die Büste nach drei Monaten zurück nach Deutschland.

THEATER

Glorreiche Nervensägen

Sie wälzen sich nackt am Boden, sie brüllen hemmungslos herum und singen seltsame Lieder, sie kämpfen gegen Krieg, die US-Regierung und jede Art von Unterdrückung und zelebrieren dabei ein bizarres Schamanentum. Seit 60 Jahren erprobt das berühmte und auch ein bisschen berüchtigte US-amerikanische Living Theatre extreme Formen der theatralischen Ausdruckskunst. Der kürzlich als DVD aufgelegte, preisgekrönte Dokumentarfilm „Resist!“ des deutschen Regisseurs Dirk Szuszi- zies feiert es in grandiosen Bildern und in

einem durchaus ehrfürchtigen, aber trotzdem erfreulich nüchternen Begleitkommentar. „Es gibt Menschen, die diese Kunst nicht mehr für zeitgemäß halten“, heißt es etwa einmal inmitten des Tornados aus Musikfetzen, Protestgeschrei und Körpergewühle. Dabei hat die 1947 von der aus Deutschland emigrier- ten Rabinertochter Judith Malina und Juli- an Beck gegründete

Aufführung des Living Theatre (in New York)



Theatertruppe gerade eine neue Spiel- stätte bezogen – und zeigt nun ihr Living Theatre wieder in Manhattan.

Kinder, Garten, Kunst

Die Frage, welche Rolle Kinder in der Gesellschaft spielen, bewegt besorgte Beobachter nicht erst, seit Statistiken und Schlagzeilen Schreckensszenarien einer kinderfeindlichen Gegenwart spiegeln. Jahrhundertlang zeigte die bildende Kunst Kinder wie kleine Erwachsene. In einer berühmten Bilderserie porträtierte Diego Velázquez um 1660 die spanische Infantin Margarita in höfisch-steifer Kulisse, ausgestattet mit den Insignien ihres Standes, in immer gleicher, puppenhafter Haltung. Die Ausstellung „Die Entdeckung der Kindheit – Das englische Kinderporträt und seine europäische Nachfolge“ zeigt jetzt im Frankfurter Städel Museum (bis 15. Juli), wie die Malerei unter dem Einfluss der sozialphilosophischen Aufklärer John Locke und Jean-Jacques Rousseau begann, Kinder als eigenständige Persönlichkeiten anzuerkennen und abzubilden. Selbstbewusst und beinahe schon kokett lächelnd zeigt der Maler Thomas Lawrence im Jahr 1790 die etwa dreijährige Tochter des englischen Lord Cavendish, von ihren beiden Brüdern in einem düster ungezähmten Wald so galant wie unbeschwert beschützt. Ausgelassen balgen „Prinz Alfred und Prinzessin Helena“ auf einem Bild des Deutschen Franz Xaver Winterhalter, dessen heiter-idealistische Porträts zum restaurativen Geist des Biedermeier passten. Zum familiären Glück im trauten Heim gehörte das Kultobjekt Kind – und der erste Kindergarten, der 1840 in Thüringen gegründet wurde.



Lawrence-Gemälde „Die Kinder des Lord George Cavendish“ (1790)

AUTOREN

Nachlass eines Machos

Wer hätte gedacht, dass der „dirty old man“ der US-Literatur, Charles Bukowski, eines Tages zum begehrten Sammlerobjekt wird? Mit ungehobelten Short Storys, Romanen und Gedichten über die glanzlose Seite des amerikanischen Traums verschreckte der 1994 verstorbene Autor jahrzehntelang das Establishment. Als sein Nachlass an die renommierte Huntington Library in Kalifornien ging, konnten es manche kaum fassen: Bukowski im Archiv mit Shakespeare und Chaucer. Nun steht eine Auktion mit seltenen Stücken an. Von signierten Büchern und Manuskripten über Briefe, Gemälde und Zeichnungen bis zu Fotografien und limitierten Sonderdrucken bieten die PBA Galleries in San Francisco in dieser Woche eine beachtliche Sammlung mit über 200 Exponaten zum Verkauf. Ebenfalls dabei: Liebesbriefe an seine langjährige Geliebte Linda King, in denen der Macho sich von seiner weichen Seite zeigt.



Bukowski (1990)

Kino in Kürze

„Der Fluch der goldenen Blume“. Schwertfechter wirbeln saltschlagend umeinander, seiltanzende Bogenschützen geben Schnellfeuer, und zum Finale ergießt eine Heerschar sich wie ein Sturzbach ins Schlachtgetümmel: Zhang Yimou, Chinas Großmeister des martialisch-zirkensischen Historienspektakels, stellt einen neuen Rekord an Pomp und kalter Show-Virtuosität

auf. Die literarische Vorlage von 1933 gilt als das berühmteste chinesische Drama des 20. Jahrhunderts, doch Zhang versetzt das bürgerliche Trauerspiel um ein gutes Jahrtausend zurück in eine Epoche luxuriöser Feudalherrschaft. So donnert das giftmörderische Familienkomplott samt Ehebruch, Inzest und Wahnsinn wie ein shakespearehaftes Königsdrama über die Leinwand.



Gong Li (M.) in „Der Fluch der goldenen Blume“



„Iphigenie auf Tauris“-Probe in der Komischen Oper Berlin

OPERA

Glücksfall Gluck

Ein Männerkörper baumelt, Kopf nach unten, an einem Fleischerhaken über der Bühne: Mit diesem schonungslosen Bild beginnt die Neuinszenierung von Christoph Willibald Glucks „Iphigenie auf Tauris“ an der Komischen Oper Berlin, die am Wochenende Premiere hatte. Der australische Regisseur Barrie Kosky,

in abgründiger Verzweiflung; die deutsche Neufassung des Librettos sorgt für psychologische Klarheit und eine seltene Nähe zum Geschehen. Die eindringlichen Bilder Koskys betonen die Aktualität dieser Barockoper, in der Entführung, Erpressung und Gewalt die Handlung bestimmen – und in der zugleich ein Kammerspiel des Erbarmens zwischen Iphigenie und den Gefangenen Pylades und Orest stattfinden darf, geführt vom betörenden Gluck.

„Die Hochstapler“ beherrschen die hohe Kunst, fremden Menschen das Geld aus der Tasche zu ziehen. In ihrem so kurzweiligen wie lehrreichen Dokumentarfilm stellen die Regisseure Alexander Adolph und Nina Ergang vier – mittlerweile verurteilte – Meister ihres Fachs vor und die verblüffend einfachen Tricks, mit denen sie zum Erfolg kamen. Da reichten teure Schuhe, ein edler Aktenkoffer und das entsprechende Auftreten, um abgezockten Bankern Kredite abzuluchsen oder Millionären Flügel auf den Mond zu verkaufen. Im Spiegel der Täter porträtiert der Film vor allem die Opfer und enthüllt damit die Leichtgläubigkeit und Gier vieler Menschen.

„Little Children“. Eine kleine amerikanische Suburbia, adrett und nett wie aus dem Bilderbuch, räkelt sich selbstzufrieden in der Sommersonne. Junge Mütter sitzen mit Blick auf ihre Sprösslinge am Swimmingpool und schwatzen. Ihre Tagträume animiert als Märchenprinz ein hübscher, vermeintlich alleinerziehender junger Vater (Patrick Wilson), ihre Alpträume durchgeistert als Verkörperung des Bösen ein vorbestrafter Exhibitionist – gegen dessen Heim-



Winslet, Wilson in „Little Children“

kehr in die blitzsaubere Community macht eine Bürgerwehr mobil. Die schöne Kate Winslet als Mutter mit Eigensinn gerät zwischen die Fronten: Hinter dem Sonntagsgesicht der Kleinstadtidylle grinst bald die Fratze der puritanischen Bigotterie und Intoleranz hervor. Das figurenreiche Panorama, das der Regisseur Todd Field in seinem zweiten Kinofilm entfaltet, überrascht durch scharfe Details und eigenwillige Nebenwege. Unter den raren US-Filmen von heute, die einen realistischen Blick auf die normale, unsensationale Alltagslichkeit richten, strahlt Fields „Little Children“ eine Lebenswärme und Leidenschaftlichkeit aus, die ihresgleichen sucht.

LITERATUR

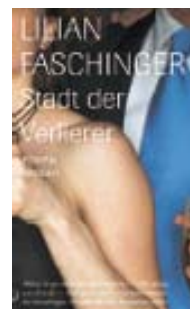
Auf Veras Leiche

Wien, so lehrt uns dieser Roman, ist die Stadt der verkrätzten Penner und häppchenkauenden Kulturwichtiger, der Vereinsamten und Wahnsinnigen. Und nicht alle sind von jener harmlosen Sorte Verrückter, die während einer Jahrhunderthitzewelle dicke, handgestrickte Fäustlinge tragen oder maßstabgetreue Modelle deutscher U-Boote aus dem Zweiten Weltkrieg in der Neuen Donau auf Tauchstation schicken. Auch in Wien gibt es immer einen, der Ernst macht. Der ins Haus eines berühmten Architekten einbricht zum Beispiel, zuerst das wertvolle Cello zertrümmert, dann der Siamkatze den Hals umdreht und schließlich die Frau des Architekten vergewaltigt und ersticht. „Ich erwachte auf Veras Leiche“, zeigt sich der Mörder nach der Tat überrascht: „Ich verstand nicht, wie ich in dieser Stellung eingeschlafen sein konnte.“

Der neue Roman der österreichischen Autorin Lilian Faschinger – Titel: „Stadt der Verlierer“ – hat alles, woraus weniger Inspirierte einen Krimi stricken würden: ein schrulliges Detektivduo, eine lesbische Gerichtsmedizinerin, einen skrupellosen und paranoiden Mörder, der selbst Opfer ist.

Aber Faschinger, 56, hält sich erst gar nicht auf mit den klassischen Fragen des Genres: Wer ist der Täter, und wie hat er es getan?

Dafür rechnet sie ab, unbarmherzig und mit viel Sinn fürs Groteske: mit dem goldenen Wiener Herz („Wien ohne Wiener, das wäre ideal“); mit der italienischen Küche, sonst immer nur Inbegriff höchster Lebenskunst und Gaumenfreude: Fischeintopf, Kutteln, „Stoccafisso“; und schließlich, einigermaßen unerwartet, mit den Frauen, den „verhärmten Geschiedenen“ und anderweitig Sitzengelassenen, mit denen, die „nicht mehr jung, aber scharf“ sind. Die, anstatt sich zu nehmen, was zu kriegen ist, und die Männer dann zum Teufel zu jagen, sich nur ausnutzen lassen, dafür auch noch bezahlen und davon tiefe Falten um die Mundwinkel bekommen. Ein bitterböser Sommerroman gegen Biedersinn, Unterwürfigkeit und Demut im Leben – und wohl-tuend unkorrekt.



Lilian Faschinger: „Stadt der Verlierer“. Hanser Verlag, München; 320 Seiten; 19,90 Euro.



Netrebko-Konkurrentinnen Cabell, Mijanovic, Garanča: Die Diven der Jetztzeit sind entschieden diesseitig, marktorientiert und in jeder

MUSIK

Kurven und Koloraturen

Gesangsstar Anna Netrebko beflügelt nicht nur ihre Fans. Seit die Russin auf der Bildfläche erschienen ist, brummt das Geschäft mit der Klassik endlich wieder. Die Plattenfirmen schicken immer neue Sängerinnen ins Rennen. Zur Diva von heute gehören Sex-Appeal und Pop-Glamour.

Das Anforderungsprofil ist geradezu märchenhaft: schlank wie ein Model, sexy wie ein Popstar und mit einer Zauberstimme gesegnet, die die Massen betört; verlangt wird eine himmlische Mischung aus Kate Moss, Christina Aguilera und Maria Callas.

Wer diese Kriterien – ein Schneewittchen mit Kurven und Koloraturen – erfüllt, darf sich berechnete Hoffnungen machen, von der Plattenindustrie als Diva fürs 21. Jahrhundert aufgebaut zu werden. Denn der Markt hat wieder Appetit.

Jahrelang krebste das Geschäft mit den ollen Kamellen aus der Musikgeschichte nur in Mau und Moll. In den letzten Jahren kletterten die Indizes wieder nach oben. Seit 2003 hat sich der Umsatz in Deutschland um 11,7 Prozent erhöht, während der gesamte Tonträgermarkt 7,4 Prozent verlor (siehe Grafik).

Auslöser und Motor des Aufschwungs ist eine attraktive russische Sopranistin aus

St. Petersburg, die es 2002 bei den Salzburger Festspielen als Donna Anna in Mozarts „Don Giovanni“ geschafft hat, nicht nur Publikum und Kritiker im Theater zu begeistern, sondern die auch noch das Glück hatte, von der Plattenfirma Deutsche Grammophon als Rohstoffreserve für eine imponierende Marketingkampagne entdeckt zu werden.

Seitdem ist Anna Netrebko, 35, in den Medien so präsent wie Paris Hilton – bei ungleich größerer Begabung – und beinahe noch erfolgreicher als Gazprom. Allein in Deutschland erreicht der Verkauf ihrer Tonträger die Millionenmarke. Zum Vergleich: Ein Klassik-Künstler, der richtig gut im Geschäft ist, bringt es im Jahr auf höchstens 25 000 verkaufte Alben.

Wo so viel Geld zu machen ist, da basteln Nachahmer fast automatisch an Konkurrenzprodukten. Das ist in der Klassik nicht anders als in der Autoindustrie oder bei Fernsehsendern. Und so liefert die

Branche ununterbrochen Nachschub mit Aufnahmen von attraktiven Sängerinnen. Im Windschatten der schönen Russin baut etwa Sony die serbische Barock-Spezialistin Marijana Mijanovic, 35, auf und schickt sie mit der CD „Affetti Barocchi“ ins Rennen, auf der sie Händel-Arien singt, die der Komponist einst für seinen Lieblingskastraten geschrieben hat. Auf androgyn-aufregende Weise gelingt es Mijanovic, sich die Bravourstücke für ihre sinnliche Altstimme anzueignen.

Die Deutsche Grammophon, Hausmarke der Netrebko, hat sich, quasi als Ersatzbank-Anna, für die blonde Lettin Elina Garanča, 30, entschieden, die sich auf ihrem Album „Aria Cantilena“ mit eher unbekannten Repertoire vorstellt und von Kritikern sowohl für diese Platte als auch für ihre Bühnenauftritte durchweg gepriesen wird.

Das Grammophon-Schwester-Label Decca schiebt die US-Sopranistin Nicole Ca-



Hinsicht abgespeckt – erotische Arbeiterinnen mit Alltagsallüre

bell, 29, nach, die ein gefälliges Opern-Potpourri bietet. Das Album heißt schlicht so wie die Künstlerin und nennt als Untertitel nur deren Berufsbezeichnung: „Soprano“. Das muss heute reichen.

Alle drei Nachwuchs-Netrebkos werden von ihren Firmen mit den üblichen Superlativen, einem Mix von Zitaten aus mehr oder weniger renommierten Publikatio-

nen, angepriesen. Über eine Stimme wie aus „flüssigem Gold“ gebiete angeblich Cabell, Garanča agiere als „vokaler Stern“, und die Mijanovic sei schlicht „die Heldin des Abends“ gewesen.

Doch so ungehemmt das Werbesperrfeuer auf die Plattenkäufer niedergeht, eines haben die Sängerinnen gemeinsam, sie sind – wie Anna Netrebko auch – entschieden der Gegentyp zur Diva alter, adipöser Schule. Die jungen Frauen sind umgänglich, professionell und sich für kaum eine Marketingstrategie zu schade: in jeder Hinsicht abgespeckt.

Die Diven der Vergangenheit, so definiert es die Kulturwissenschaftlerin Elisabeth Bronfen, verbanden „Himmel und Hölle“ und waren mythische Wesen, gleichzeitig „göttlich“ und „versehrt“.

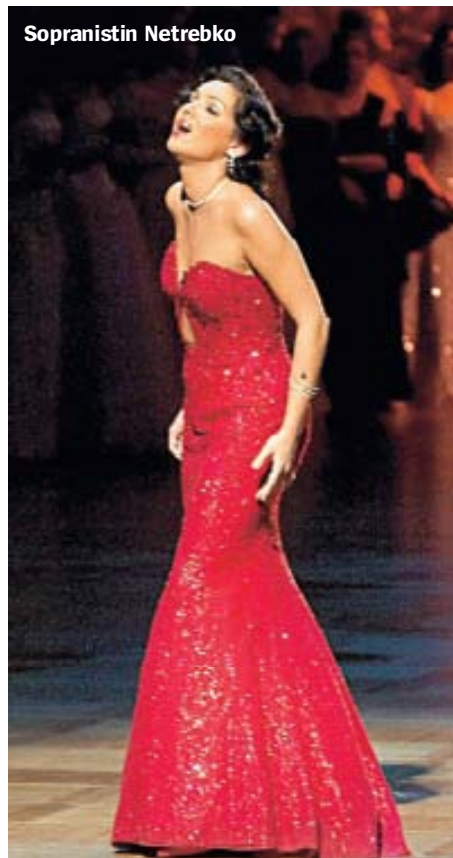
Die Diva der Jetztzeit ist entschieden diesseitig, marktorientiert und wirkt kerngesund. Eine erotische Arbeiterin mit Alltagsallüre, die gleichzeitig das Glamour-Ideal bedient, das das Publikum heute verlangt: sexy, nicht allzu rätselhaft, aber trotz dominierender Oberflächenreize mit dem gewissen Etwas. Übergewichtige Primadonnen, die nur in den elitären Sphären der Kunst zu schweben schienen und höchstens durch Absagen und Zickenkriege mit ihren Kolleginnen von der Boulevardpresse wahrgenommen wurden, sind heute unverkäuflich. Unvorstellbar, dass die grandiose, aber äußerst stattliche Sopranistin Montserrat Caballé, 74 und seit 50 Jahren im Geschäft, heute noch einen Plattenvertrag bekäme.

Daniela Majer, Produzentin und Promotion-Chefin der Sony Deutschland, bringt es drastisch auf den Punkt: „Niemand will mehr eine Matrone vor einem Piano sehen, die ihre Hände wie eine Madonna faltet, ihre Lieder singt und dann wieder von der Bühne schiebt.“ Die Branche brauche stattdessen „junge Künstler für ein junges Publikum“. So wie Martin Stadtfeld bei den Pianisten, Hilary Hahn bei den Geigern oder eben „la Netrebko“ im Gesangsfach. Da darf die Verkaufsmethode nicht altbacken sein.

Per Hauber, 29, der bei der Universal in Berlin, Mutterkonzern von Deutscher Grammophon und Decca, für das Marketing lebender Künstler zuständig ist, gibt zu, gewisse „Strategien von den Pop-Kollegen übernommen zu haben.“ Seine Branche hat aus Versäumnissen gelernt. Bis vor ein paar Jahren war es etwa durchaus üblich, dass ein Künstler bei einer Tournee sein neues Repertoire sang, dieses Programm aber auf Platten noch nicht verfügbar war.

Heute, so Daniela Majer, sei das „undenkbar“. Das Produkt wird erst dann beworben, wenn es da ist, idealerweise begleitet von Tourneen, Fernsehwerbung, Zeitungsinterviews und Talkshow-Präsenz. Wer etwas im Konzert hört, soll es auch sofort kaufen können.

Bei der Netrebko hat das Verbundsystem aus offensivem Angebot und stetig geschürter Nachfrage bestens funktioniert. Von ihren Tonträgern stehen derzeit sechs gleichzeitig auf der Liste der Klassik-



Sopranistin Netrebko



Diva Caballé: Grandiose Sängerin alter, adipöser Schule

Bestseller des KulturSPIEGEL. Netrebkos jüngstes Werk, „Duets“, aufgenommen mit ihrem mexikanischen Dauerpartner, dem Tenor Rolando Villazón, schaffte es aus dem Stand auf Platz drei der deutschen Longplay Popcharts, gleich hinter der kanadischen Sirene Nelly Furtado und Deutschlands Emotionsbarden Herbert Grönemeyer. An dessen Einkünfte reicht die Netrebko zwar noch nicht ganz heran, aber sie holt auf. Ihr Jahreseinkommen wird von Insidern auf einen siebenstelligen Betrag geschätzt, Werbung inklusive.

Aber Operngesang ist immer noch Hochkultur. Und die braucht Können und Reifen an neuen Rollen und Stilrichtungen. Ein Star, der sich künstlerisch nicht entwickelt, wird sein Publikum auf Dauer langweilen. Deshalb sind die Massenauftritte in Arenen und auf Plätzen nur die eine, die spektakuläre Seite. Auch Megastars wie die Netrebko geben sich ab und an wieder ganz bescheiden. Dann lassen sie sich für eine Neuproduktion an eine Opernbühne verpflichten und bekommen sogar nur „die üblichen Gagen“ dafür, sagt Kirsten Harms, die Intendantin der Deutschen Oper Berlin.

Denn Superstars, glaubt Harms, können auf Dauer nur jene werden: „die in der Oper die großen tragischen Rollen“ verkörpern, die Partien, mit denen sich das Publikum identifiziert – Sängerinnen, die „auf der Bühne lieben und sterben“. Violetta in „La Traviata“, Mimi in „La Bohème“ oder die unglückliche Kurtisane aus „Manon Lescaut“. Alles hat die Netrebko, natürlich, im Angebot. Keine Experimente.

Doch da liegt auch die Crux. Gewöhnlich sind Opernliebhaber, die für eine vielversprechende Premiere 300 Kilometer reisen, gerade nicht die Fans von Open-Air-

Auftritten massenkompatibler Gesangskräfte, die die allzu bekannten Hits der Oper ins Mikrofon schmettern.

So war es kein Wunder, dass beim letzten „Figaro“ in Salzburg die bislang nur von Kennern hochverehrte Christine Schäfer als Cherubin deutlich – und zu Recht – mehr Beifall bekam als Anna Netrebko als Susanna, derentwegen auf dem Schwarzmarkt angeblich einzelne durchgeknallte Enthusiasten bis zu 10000 Euro für eine Eintrittskarte bezahlt haben sollen.

Doch wie viele solcher Klassik-Stars kann das Massenpublikum verkraften? Wie viele Namen kann es sich merken?



Manager Hauber
„Vom Pop gelernt“

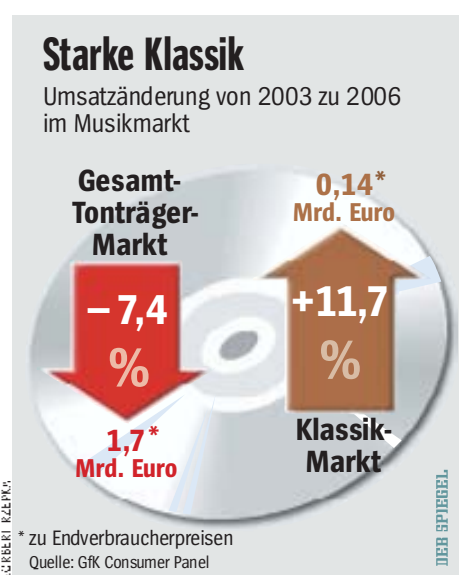
Maren Borchers, Chefin einer Berliner Promotion-Agentur für klassische Künstler, glaubt: „Auf dem Sofa von Thomas Gottschalk bei ‚Wetten, dass...?‘ ist eben nur Platz für ein Opernpaar.“ Und das ist, für den Moment, Anna Netrebko und Rolando Villazón.

Wie lange hält der Hype? Experten sind skeptisch. Peter Alward, bis 2004 Chef von EMI Classics weltweit, sieht die Entwicklung kritisch. Ihn erinnern die Marketingmethoden, mit der Künstler heute

plaziert werden, an holländischen Obst- und Gemüseanbau: „Diese Künstler wirken auf mich wie Treibhauspflanzen, die man schnell hochzieht, die dann aber kaum Wurzeln haben.“

In der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, als die Plattenindustrie begann, auf LP zu produzieren, und der Markt auch für die Klassik boomte, konnten, so Alward, Künstler noch „ihre Fehler in der Provinz machen, ohne gleich entlarvt zu werden“.

Und auch in den Hochburgen des Gesangs hielten sich die Häuser noch eigene



Ensembles, in denen Stars heranreifen konnten, von kleinen Rollen zu größeren, vom Lyrischen zum Heroischen. Und die Plattenindustrie machte erst dann Angebote, wenn sich ein Künstler auf offener Bühne bewährt hatte. Heute, sagt Alward, sei das „fast umgekehrt“.

Die Opern garnieren ihre Aufführungen mit durchreisenden Stars, setzen die Preise herauf und profitieren vom Rummel um die Primadonnen. Intendantin Kirsten Harms hat sowohl Nicole Cabell als auch Anna Netrebko unter Vertrag und gesteht freimütig: „Von mir aus könnte es ruhig noch mehr Netrebkos geben.“

Ob es aber Netrebko und Co. schaffen, eine dauerhafte Karriere aufzubauen, ist fraglich. Zu schnell dreht sich das Karussell der Namen, zu knapp ist die Aufmerksamkeitsspanne bemessen, die jedem bleibt, auch den Superstars.

Da hatten es die Sänger im vergangenen Jahrhundert noch besser.

Die Österreicherin Leonie Rysanek (1926 bis 1998) etwa war 45 Jahre lang ein gefeierter Star an allen großen Opernhäusern und trat im Alter von 70, freiwillig, ab. Dietrich Fischer-Dieskau (Jahrgang 1925) sang ebenso lange an der Weltspitze, und Elisabeth Schwarzkopf (1915 bis 2006) war über 30 Jahre die angebetete Ikone für Melomanen. Und die unvergleichliche Lotte Lehmann (1888 bis 1976) spielte noch mit über 50 Schumanns Liederzyklus „Frauenliebe und -leben“ ein – bewegend und heute noch Maßstäbe setzend.

Von Anna Netrebko sind keine Pläne bekannt, sich der kleinen, schweren Form des Kunst-Lieds zuzuwenden.

Sie wird weiter die ganz große Oper zelebrieren – mit höchster Professionalität und größtem Gewinn. Einen Eintrag ins Sängerlexikon ist das allemal wert. Und sei es, im nächsten Jahrhundert, als digitale Fußnote.

JOACHIM KRONSEIN



Ausstellung mit Johnson-Gemälden in San Miguel de Allende, Mexiko: *Farborgien aus einer grauen Welt*

ADRIANA ZEHBRAUSKAS / POLARIS

KUNST

Der Maler im Raubtier

Seit 1989 sitzt der amerikanische Mörder Donny Johnson in strengster Isolationshaft. Um nicht den Verstand zu verlieren, hat er zu malen begonnen. Ein Besuch.

Hoch oben im Norden Kaliforniens, wo die Landschaftsnamen poetisch und die Menschen einsam sind, liegt das Kaff Crescent City. Die raue Küstenlandschaft der Pelican Bay mit den Mammutbäumen und Treibholzhaufen glänzt im Licht des Frühlingsmorgens, in der Ferne der Horizont des Pazifiks. Eine Ansicht, erhaben und unbestimmt, wie geschaffen für einen Maler.

„Dieses verdammte Grün“, sagt Donny, „das ist am schwierigsten.“ Er ist Maler, aber das Licht der kalifornischen Sonne hat er schon seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen. Auch den Mond nicht, die bunte Limonadenwerbung am Straßenrand, nicht die rote Borke der Bäume oder das Grün der Nadelkronen. Obwohl er seit 1989 hier lebt.

Denn Donnys Welt ist grau. Seit bald 20 Jahren sitzt Donald Clayton Johnson, 47, in einem 2,5 mal 3,5 Meter großen Betonkäfig im Hochsicherheitstrakt des Pelican Bay State Prison ein, das wenige Kilometer vor Crescent City liegt.

Das ist die Welt des Häftlings B95524: Wände, Tisch, Liege und Stuhl aus grauem Beton. Waschbecken und Kloschüssel aus Metall. Kein Fenster. „Selbst die Mexikaner sehen weiß aus, weil es hier keine Sonne mehr gibt“, sagt Donny.

Die Vorderseite der Zelle ist eine perforierte Stahlplatte. Die Wache kann ihn Tag

und Nacht beobachten. Donny aber sieht und spricht fast nie jemanden. Er bleibt 22,5 Stunden täglich eingeschlossen. Bevor er sein Betonverlies verlassen darf, bekommt er Handschellen angelegt, wird auf Drogen und Waffen gefilzt. „Da bleib ich lieber gleich drin“, sagt Donny. Zweimal täglich wird ein Plastiktablett mit Essen durch eine Klappe geschoben.

In dieser Welt gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder man gibt sich auf, oder man kämpft darum, bei Verstand zu bleiben. Keiner hat länger in Pelican Bay gesessen als er, aber der Tag, an dem Donny verrückt wurde, ist nie gekommen.

Denn Donny malt, und nicht den üblichen Knacki-Kitsch mit scharfen Bräuten, Jesusmariamotiven oder Sonnenuntergängen. Seine Bilder sind Farborgien, die aus der Monotonie einer grauen Welt hervorbrechen. Manche erinnern mit ihren Spritz- und Tropftechniken an den frühen Jackson Pollock. Andere sind wüst und dunkel. Jedes Bild ein Schrei aus Farben. Wer ist dieser Mann?

Pelican Bay gilt als Amerikas härtester Knast, ein Gefängnis der „Super Maximum Security“-Kategorie. In der „Secure Housing Unit“, in der auch Donny sitzt, herrscht die höchste Sicherheitsstufe. Die Isolation hier ist strikter als im Todestrakt von San Quentin.

Hier landen die Häftlinge, mit denen andere Gefängnisse nicht fertig werden. Hier sitzen extrem gewalttätige Insassen und die Mitglieder notorischer Gefängnisgangs wie der Black Guerillas, der Mexican Mafia oder der Aryan Brotherhood, einer Gruppe weißer Rassisten, der Donny nach Ansicht der Gefängnisleitung angehört.

„Die Schlimmsten der Schlimmsten“, sagt ein Wärter nicht ohne Stolz und zeigt auf ein T-Shirt, das sie hier verkaufen: „Hard Time Hotel – Worst of the Worst“ steht darauf. „Raubtiere“ nennt sie die Anstaltsleitung und sagt, dass sie aus dem Verkehr gezogen werden müssten, damit Kaliforniens ohnehin überfüllte Gefängnisse überhaupt noch beherrschbar sind.

Donny hat eine typische Kriminellenkarriere hingelegt. Bitterarme Kindheit, ein brutaler Vater, der immer wieder die Mutter misshandelt. Donnys zwei Stiefväter sind Kleinganoven, sie werden von der Polizei erschossen, als er zehn Jahre alt ist. Donny reißt von zu Hause aus, raucht Hasch, nimmt dann immer härtere Drogen. Rein und raus aus dem Jugendgefängnis. Diebstahl, Raubüberfälle, schließlich ein Mord unter Ganoven.

Seit 1980 sitzt Donny hinter Gittern, erst wegen Mordes mit bedingtem Vorsatz, dann, weil er einen Wärter attackierte und lebensgefährlich verletzte. Seine Strafe: dreimal lebenslänglich und Isolationshaft auf unbestimmte Dauer.

Immer wieder, wenn kalifornische Law-and-Order-Politiker ein neues, noch sichereres Gefängnis einweihen, war Donny dabei. Sie verlegten ihn nach Tehachapi, dann nach Corcoran und 1989 nach Pelican Bay – den betongewordenen Traum aller Gefängnisplaner. „Ich habe sie alle drei buchstäblich mit meinem eigenen Blut getauft“, sagt Donny finster.

Im Gefängnis lernte Donny, wie er noch gefährlicher werden konnte. „In dieser Welt ist Gewalt so was wie eine goldene Kreditkarte, mit der du dir Respekt verschaffst durch Furcht. Im Knast gibt es keine Liebe, da ist Furcht das Einzige, was übrigbleibt, und sie verschafft dir Aufmerksamkeit.“

Besucher werden in Pelican Bay ungern gesehen. Auch heute stehen hier nur wenige, die die lange Anreise aus San Francisco oder Los Angeles auf sich genommen haben. Man muss seine Papiere abgeben und einen Metalldetektor passieren. Dann bekommt man – da lacht der Strafvollzug – einen unsichtbaren Stempel mit Disney-Figur aufgedrückt und geht durch zwei Schleusen zum Gefängnisbus, in dem bereits ein paar aufgedonnerte Gangsta-Bräute und zwei ältere Ehepaare warten. „Mein Sohn ist ein guter Junge“, sagt der Vater eines Insassen und grinst. „Okay, war nur ein Witz.“

Hinter einer dicken Glas-scheibe in Besucherzelle neun sitzt Donny in seinem Häftlings-overall und streicht sich das schulterlange Haar glatt. Nein, er sei künstlerisch eigentlich nicht so beschlagen. Aber Jackson Pollock gefalle ihm, und Miró. „Und ich liebe van Gogh, schon weil der auch ein Außen-seiter war.“

Na ja, ein bisschen rumgezeichnet hat er schon früher, machen ja die meisten hier. „Prison Art“ ist nicht unbekannt in den USA, es gibt sogar Sammler, die sich auf dieses Gebiet spezialisiert haben, und viele Gefängnisse bieten ihren Insassen Kurse und Malwerkzeug an. Nicht ohne Grund. Eine Auswertung der „Kunst im Justizvollzug“-Programme in Kalifornien ergab: Insassen, die daran teilnahmen, wurden nach der Entlassung seltener rückfällig.

In Pelican Bay sieht man das anders. „Das Gefängnis dient der Abschreckung“, sagt ein Vertreter der Anstaltsleitung kühl, „und wir wollen nicht, dass die ihren Aufenthalt hier genießen.“

Pinsel und Palette kriegt hier keiner in die Hand gedrückt.

Ein Brieffreund schrieb Donny, er solle doch mal „irgendwas mit Farben“ machen in seiner grauen, toten Welt. Aber Donny hatte weder Farben noch Malgerät. Doch die Not machte ihn erfinderisch. Er bastelte sich aus einem Bündel Haare, Brotpapier, Alufolie und einer Kugelschreibermine einen Pinsel.

Dann bestellte er ein Päckchen „M&Ms“ aus der Kantine, rührte mit ein paar Tropfen Wasser Farben aus der bunten Hülle der Schokolinsen an und begann, auf der Rückseite einer Gefängnispostkarte zu malen.

In der ersten Nacht, in der er zum Pinsel greift, spürt Donny keine Müdigkeit, er vergisst die Enge seiner Zelle, vergisst die Zeit und den lähmenden immerglei-

ling Donny Johnson eine Reihe Maltechniken, deren Einfallsreichtum erstaunlich ist. Aus „Jelly Beans“ gewinnt er Klebstoff, um mit aufgeklebten Eierschalen Mosaikeffekte zu erzeugen. Er streut Pfeffer über die Bilder. Ein dunkles Rotbraun ist seine Lieblingsfarbe, und man kann sie leicht mit Kaffee herstellen.

Oft beginnt er, indem er die Spitze einer Kugelschreibermine abbeißt, die Tinte aufs

Papier bläst und die perforierte Zellentür für Schraffureffekte nutzt. Alles, was ihn umgibt, wird Teil des Schöpfungsprozesses. Die Grenzen seiner Zelle sind nicht mehr die Grenzen seiner Welt.

Wenig später erhält Donny Post von seinem Brieffreund, einem pensionierten Psychoanalytiker: großartig, phantastisch, weiter so.

Ein Bild nach dem anderen entsteht, in dem explodierende Farben und Formen der monochromen Brutalität des Gefängnisalltags trotzen. Er schickt sie an den Freund, der organisiert eine erfolgreiche Ausstellung, die Bilder werden für 500 Dollar pro Stück verkauft. Sogar die „New York Times“ berichtet über den „malenden Killer“.

Der Gefängnisleitung ist die mediale Aufmerksamkeit gar nicht recht, die der kreative Insasse bekommt. Seine Zelle wird durchsucht, ein Pinsel konfisziert.

Nach der Ausstellung wird ein Disziplinarverfahren gegen ihn eingeleitet wegen „nicht genehmigter Geschäfte aus der Haft“. Donny darf seine Bilder nicht mehr nach draußen schicken. Aber die öffentliche Aufmerksamkeit ist groß, und die Postsperrre wird wenig später wieder aufgehoben. Über den künstlerischen Wert von Donny Johnsons Bildern mag man sich streiten, aber über sein Recht zu malen?

„Kunst“, hat die große Bildhauerin Louise Bourgeois einmal gesagt, „ist die Garantie dafür, bei Verstand zu bleiben.“ Für diese These würden sich sicher viele Gegenbeispiele finden, aber falls sie stimmt, bedeutet sie für einen wie Donny die Rettung.

Denn nicht wenige treibt die Isolationshaft in den Wahnsinn. In Pelican Bay hatten sie einen, der sich in seiner winzigen Zelle mit Exkrement beschmierte. Ein halbes Dutzend Gefängniswärter holten ihn mit Gewalt aus der Zelle, setzten ihn in eine Wanne mit kochend heißem Wasser und rieben seinen Körper mit



Isolationshäftling Johnson, Mutter, Johnson-Gemälde, Mal-Utensilien
„Das verdammte Grün ist am schwierigsten“

chen Rhythmus des Gefängnislebens und malt stundenlang. Er habe sich in jener Nacht, sagt Donny, auf einmal entschlossen und stark gefühlt, „weil ich mich plötzlich durch Formen und Farben und Symbole ausdrücken konnte wie nie zuvor“.

Am folgenden Tag schickt er das Bild seinem Brieffreund und macht sich gleich an das nächste. In den Wochen und Monaten darauf entwickelt der Isolationshäft-

Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Andrea Maria Schenkel** Tannöd
Edition Nautilus; 12,90 Euro
- 2 (2) **Daniel Kehlmann** Die Vermessung der Welt
Rowohlt; 19,90 Euro
- 3 (3) **J. R. Moehringer** Tender Bar
S. Fischer; 19,90 Euro
- 4 (5) **Marina Lewycka**
Kurze Geschichte des Traktors auf Ukrainisch
dtv; 14 Euro
- 5 (4) **Eoin Colfer** Artemis Fowl – Die verlorene Kolonie
List; 19,95 Euro
- 6 (8) **Marisha Pessl** Die alltägliche Physik des Unglücks
S. Fischer; 19,90 Euro
- 7 (7) **Fred Vargas** Die dritte Jungfrau
Aufbau; 19,95 Euro
- 8 (9) **Andreas Eschbach** Ausgebrannt
Lübbe; 19,95 Euro
- 9 (6) **Peter Høeg** Das stille Mädchen
Hanser; 24,90 Euro
- 10 (13) **Volker Klüpfel / Michael Kobr**
Seegrund
Piper; 14 Euro
- 11 (10) **François Lelord** Hector und die Entdeckung der Zeit
Piper; 16,90 Euro
- 12 (–) **David Safier** Mieses Karma
Kindler; 16,90 Euro
- 13 (18) **Marc Levy** Wenn wir zusammen sind
Knauer; 16,90 Euro
- 14 (17) **François Lelord** Hector und die Geheimnisse der Liebe
Piper; 16,90 Euro
- 15 (–) **Werner Bräunig** Rummelplatz
Aufbau; 24,95 Euro
- 16 (11) **Amelie Fried** Die Findelfrau
Heyne; 19,95 Euro
- 17 (–) **Robert Gernhardt**
Denken wir uns
S. Fischer; 18,90 Euro
- Beschwingte Mischung aus Parodien, Burlesken, Anekdoten – letzte Gedankenspielerien des großen Dichters**

- 18 (20) **Leonie Swann** Glennkill
Goldmann; 17,90 Euro
- 19 (16) **Tine Wittler** Irgendwas is immer
Scherz; 14,90 Euro
- 20 (14) **Mo Hayder** Die Sekte
Goldmann; 19,95 Euro

Sachbücher

- 1 (1) **Hape Kerkeling**
Ich bin dann mal weg
Malik; 19,90 Euro
- 2 (2) **Ulrich Wickert** Gauner muss man Gauner nennen
Piper; 19,90 Euro
- 3 (5) **Veronika Peters** Was in zwei Koffer passt – Klosterjahre
Goldmann; 18 Euro
- 4 (7) **Eva-Maria Zurhorst**
Liebe dich selbst
Goldmann; 18,90 Euro
- 5 (–) **Tiziano Terzani** Das Ende ist mein Anfang
DVA; 19,95 Euro
- 6 (3) **Petra Gerster** Reifeprüfung – Die Frau von 50 Jahren
Rowohlt Berlin; 19,90 Euro
- 7 (6) **Bernhard Vogel / Hans-Jochen Vogel** Deutschland aus der Vogel Perspektive
Herder; 19,90 Euro
- 8 (–) **Benedikt XVI.** Jesus von Nazareth
Herder; 24 Euro
- 9 (8) **Dirk Sager** Berlin–Saigon. Eine Reise in die andere Hälfte der Welt
Rowohlt Berlin; 19,90 Euro
- 10 (12) **Ralph Giordano** Erinnerungen eines Davongekommenen
Kiepenheuer & Witsch; 22,90 Euro
- 11 (–) **Hans-Christian Huf (Hg.)**
Giganten
List; 24 Euro
- 12 (9) **John Kotter / Holger Rathgeber**
Das Pinguin-Prinzip – Wie Veränderung zum Erfolg führt
Droemer; 14,90 Euro
- 13 (–) **Andreas Lebert / Stephan Lebert**
Anleitung zum Männlichsein
S. Fischer; 16,90 Euro
- Auf der Suche nach dem Mann mit Eigenschaften: Wegweiser für die Wirrungen im Geschlechterdschungel**

- 14 (14) **Sabine Asgodom** Lebe wild und unersättlich!
Kösel; 14,95 Euro
- 15 (–) **Michael Degen** Mein heiliges Land
Rowohlt Berlin; 19,90 Euro
- 16 (4) **Louann Brizendine** Das weibliche Gehirn
Hoffmann und Campe; 19,95 Euro
- 17 (16) **Asfa-Wossen Asserate**
Ein Prinz aus dem Hause David und warum er in Deutschland blieb
Scherz; 19,90 Euro
- 18 (18) **Hellmuth Karasek**
Süßer Vogel Jugend oder Der Abend wirft längere Schatten
Hoffmann und Campe; 18,95 Euro
- 19 (11) **Bernhard Bueb** Lob der Disziplin
List; 18 Euro
- 20 (20) **Uschi Obermaier / Olaf Kraemer**
High Times – Mein wildes Leben
Heyne; 14 Euro

Drahtbürsten ab, bis ihm die Haut in Fetzen vom Leib hing.

Die Brutalität mancher Wärter wird durch die Erbarmungslosigkeit der Gefängnisgangs noch übertroffen. Wer gegen ihre Regeln verstößt oder als Verräter gilt, muss mit dem Leben bezahlen. Erst vor wenigen Wochen haben sie in Pelican Bay wieder einen Häftling ermordet in seiner Zelle gefunden.

Bürgerrechtsgruppen und Psychiater kritisieren seit Jahren die Zustände in Pelican Bay und behaupten, dass die unbegrenzte Isolationshaft von Insassen wie Donny und der Mangel an sinnlichen Reizen in dem grauen Beton-Gulag eine Form psychischer Folter darstellen. Einmal im Monat besucht ihn seine Mutter. Er hat sie seit 22 Jahren nicht mehr berührt. „Ich würde meinen rechten Arm abschneiden, wenn ich sie im Arm halten könnte.“

Die USA gehören zu den Pionieren der modernen Isolationshaft, und bereits 1842 schrieb Charles Dickens nach einem Besuch des Isolationsgefängnisses von Philadelphia, er halte die langsame tägliche Peinigung des menschlichen Gehirns für unermesslich schlimmer als alle körperliche Folter. Aber der Schriftsteller hatte noch etwas anderes gesehen: In einer Zelle hatte ein Häftling mit Wasser aus ein paar Fäden Garn Farben gezogen und damit Figuren an die Wand gemalt.

Für Donny ist Zeit nach einem Vierteljahrhundert hinter Gittern so gut wie bedeutungslos geworden. „Ich weiß nicht, ob ich hier jemals wieder rauskomme.“ Falls er doch eines Tages entlassen wird, will er sich ein Studio bauen und mit den Kindern von Gefangenen arbeiten.

Er ist selbst der Sohn eines Häftlings. Er weiß, was auf dem Spiel steht, und ist überzeugt: Hätte er als Jugendlicher seine kreative Ader entdeckt, er wäre nicht auf die schiefe Bahn geraten. „Statt etwas zu schaffen, habe ich damals alles zerstört“, hat Donny in einem Brief geschrieben. Aber ist ein verpfushtes Leben Grund, die Hoffnung aufzugeben?

Da glänzt es plötzlich in den Augen des Häftlings Donald Johnson, und er erzählt von den Weltraumfotos des Hubble-Teleskops, von explodierenden Supernovas und Sternwolken, dem Chaos und den ganz großen Räumen, von denen er beim Malen in seiner engen Zelle träumt.

Ein Klicken in der Gegensprechanlage, die Zeit ist um. Donny steckt die Hände rückwärts durch eine Klappe und lässt sich Handschellen anlegen. „Isolation ist die Hölle, aber ich versuche, was aus mir zu machen.“

Draußen steht die Sonne bald im Zenit, und am Strand vor Crescent City ist eine Robbe angeschwemmt worden. Tagelang liegt sie da mit ihrem glänzenden Fell und den leergepickten Augenhöhlen. Ein Stillleben aus Crescent City, wie geschaffen für einen Maler.

MALTE HERWIG



Schriftsteller Kuczok

Kampf den „schleimigen Grauköpfen“

„überzeugen, dass ein Leben ohne Frau sinnvoll sei. Wenn mir das nicht gelingt, wird er mir eine Kugel durch den Kopf jagen“. Die Sache geht nicht gut aus.

Die Psychiaterstory „Doktor Haust“ hat bereits als Theater-Monolog Furore gemacht und böte tollen Stoff für einen Kinothriller; seit vergangenem Jahr kann man sie auch in deutscher Übersetzung nachlesen*.

Die Geschichte ist ziemlich typisch für einen Autor, dem Kritiker nachrühmen, dass er das Machogehabe, die Frauenverachtung und die jämmerliche Lebensuntüchtigkeit nur angeblich moderner Männer auf höchst komische Weise vorführe. Und natürlich macht so was einige Geschlechtsgeossen ganz schön wütend.

„Es ist nicht so, dass ich körperlich bedroht werde“, sagt Kuczok, 34. Er ist aus Chorzów ins rund 90 Kilometer entfernte Krakau gekommen, wo er Filmwissenschaften studiert hat. Er sitzt auf einem Barhocker in einem mit Halogenleuchtern aufgemotzten Weinkeller, beim Sprechen striegelt seine rechte Hand beharrlich den kurzgeschorenen Kinnbart. „Aber es gibt Journalisten, die sich in konservativen Zeitungen darüber empören, dass ich auf traditionellen Familienwerten herumtrample“, sagt der Schriftsteller. „Und ich bekomme böse Briefe.“

Als er kürzlich in einer großen, dem deutschen Springer-Konzern gehörenden Zeitung auf die Frage „Warum ist Polen nicht mehr sexy?“ mit einem satirischen Text über die Geschlechterrollenverwirrung der großen alten Dame Polen antwortete, gab es viel Post von aufgebrachtten Lesern.

Die maßvoll Erregten wünschten ihm, er solle in der Hölle braten; die schon

etwas Zornigeren rieten zur Ausweisung des Autors nach Israel (weil Antisemiten auch einen Schriftsteller ohne jüdische Vorfahren offenbar dorthin verpflanzen möchten); die Wütendsten aber forderten, man sollte ihn auf der Stelle nach Irland zwangsexilieren. Rätselhaftes Polen: Warum ausgerechnet Irland? „Ich habe keine Ahnung“, sagt Kuczok.

Wojciech Kuczok ist ein Star der jungen polnischen Literatur – und das verdankt er vor allem seinem ersten und bislang einzigen Roman, „Dreckskerl“, der gerade in deutscher Übersetzung erschienen ist**.

* Wojciech Kuczok: „Im Kreis der Gespenster“. Aus dem Polnischen von Friedrich Griese. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main; 144 Seiten; 19,80 Euro.

** Wojciech Kuczok: „Dreckskerl“. Aus dem Polnischen von Gabriele Leupold und Dorota Strońska. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main; 176 Seiten; 19,80 Euro.

LITERATUR

Hülsenfrüchte des Zorns

Dem jungen Polen Wojciech Kuczok gelang mit dem Roman „Dreckskerl“ ein Sensationserfolg. Nun erscheint seine furiose Generationen-Abrechnung auf Deutsch.

Man muss nicht mehr die Nase rümpfen über die schwarzen Rußschwaden und den Geruch nach gekochtem Kohl, für den die Städte des oberschlesischen Bergbaugebiets rund um Kattowitz einst berühmt waren. Es habe sich in Chorzów, das früher mal Königshütte hieß, „vieles zum Besseren verändert, gerade die Luft“, sagt Wojciech Kuczok, „durch die Betriebsstilllegungen und alle möglichen staatlichen Sanierungsprogramme gibt es hier eine ähnliche Umwälzung wie im deutschen Ruhrgebiet“.

Auf gegenüberliegenden Straßenseiten könne man totalen Verfall und strahlende neue Glasfassaden sehen, sagt der bärtige Mann und schiebt seine Hornbrille mit dem Zeigefinger zur Nasenwurzel hoch. „Ich lebe gern hier. Es gibt fast nichts, was mich von der Arbeit abhält. Und vergessen Sie nicht: Ich bin hier zu Hause.“

Es ist mehr als ein bisschen verwunderlich, dass einer der umstrittensten und herausragend begabten Schriftsteller Polens mit seiner Frau und dem gemeinsamen Sohn, der bereits ins Gymnasium geht, ein „absolutes Provinzlerleben führt“, wie Kuczok es ausdrückt. Denn in den Büchern, die Kuczok schreibt, er-

scheint die oberschlesische Industrieregion häufig als düstere Horrorkulisse, bevölkert von gedankenlosen, boshaften, kaum zu einer Mitleidsregung fähigen Frauen und Männern.

Mitunter aber ist doch mal einer empfindsam und hält sein Ohr hin, wenn die Menschen ihre Dumpfheit und Wehleidigkeit in Worte fassen – dann packt ihn der Ekel. Zum Beispiel passiert das dem Helden in einer von Kuczoks brillanten Kurzgeschichten, der von Beruf Psychiater ist: Er eckelt sich vor seinen stets männlichen Jammerpatienten, die von ihren Frauen verlassen wurden, nach jahrelanger Qual und „meistens vollkommen zu Recht“, wie er findet.

Der Psychiater grübelt darüber nach, weshalb die Kerle ihm eifrig ihr Geld in die Praxis schleppen, für das „sie genauso viel Zeit in einem beliebigen Bordell verbringen könnten“, als ihm einer der Patienten die Knarre an den Kopf hält. Ein Amokläufer im Sprechzimmer: Der arme Doktor hat 60 Minuten Zeit, um die Seelennot des Mannes zu lindern, ihn zu



Bis heute wurde das Buch in Polen 110 000-mal verkauft, ein sensationeller Erfolg, die Verfilmung unter dem Titel „Striemen“, für die Kuczok das Drehbuch schrieb, gewann den wichtigsten Filmpreis des Landes und lockte knapp eine halbe Million Zuschauer in die Kinos.

„Dreckskerl“ ist ein böses, auf eigentümliche Weise lustiges Buch, sprachlich und dramatisch so furios und konzentriert, wie es in der europäischen Literatur von heute ziemlich einzigartig ist. Es erzählt die Geschichte eines Hauses, die zugleich die Geschichte einer Familie ist, und die eines Haustyrannen. Der „alte K.“, dessen Vater vor dem Zweiten Weltkrieg das stattliche Wohnhaus gebaut hat, hält sich für einen Künstlermenschen. Er malt Bilder, säuft, liebt kernige Sprüche („Blödmänner alle“, „Wer nicht hören kann, muss fühlen“), und er züchtigt seinen Sohn.

Mit einer Peitsche, einer etwa 40 Zentimeter langen „Gummiknute, hart und mit Kern“. Weil der Junge ein „Schwächling“ sei, müsse er für „die Gesetze des Dschungels“ abgehärtet werden, die da draußen herrschen.

junger Erwachsener) in einer Jauchebühne versinken, was nicht nur als drastische Metapher, sondern auch als grandioses Höllenfahrtsszenario dient.

„Eine Antibiografie“ nennt Kuczok sein Buch im Untertitel, was natürlich nicht verhindert hat, dass viele Leser meinten, er schildere hier eins zu eins die Leiden seiner eigenen Kindheit. In Wahrheit ist die Sache ein bisschen komplizierter. Gut, er ist auch in Chorzów aufgewachsen. Aber der Ich-Erzähler in „Dreckskerl“ ist keineswegs mit dem (an Robert Musils „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß“ und Thomas Bernhards „Die Ursache“ geschulten) Autor identisch. „Vielleicht erinnert sich dieser Erzähler sogar aus dem Jenseits“, sagt Kuczok, „zumindest kann man das Buch so lesen.“

Ganz sicher aber sind der Sohn des alten K. und Wojciech Kuczok in einem anderen, höheren Sinn Leidensgenossen. „Ich habe versucht, den Zorn, den ich empfand, in einen Roman zu fassen“, sagt der Autor.

Kuczok ist ein schwächlicher Mann, aber er spricht in einem sehr bestimmten Ton, dem man anmerkt, wie gründlich durch-

wandten Politikern regiert, und es habe nicht nur mit besseren Verdienstchancen, sondern auch viel mit der Stimmung im Land zu tun, dass sich schätzungsweise zwei Millionen seiner Mitbürger als Wanderarbeiter in Großbritannien, Frankreich, Deutschland und im Rest der EU verdingen. „Es herrscht hier eine Art Kulturkampf zwischen den Traditionalisten und den jungen Menschen, die sich in erster Linie als Europäer empfinden.“

Die Ironie von Kuczoks Geschichten aber besteht darin, dass er den Preis der Heimatlosigkeit schmerzlich spürbar macht, der für die Flucht aus einem noch so grausamen Gefängnis zu bezahlen ist.

Als der eigentlich gesunde, nur etwas muskelschwache junge Romanerzähler einmal in ein Sanatorium für lungenkranke Kinder verschickt wird, packt ihn schlimmes Heimweh nicht nur nach der Mutter, sondern auch nach dem strafenden Vater. Der Held trägt die Familienhölle lebenslang mit sich herum, „überall, wo ich hinkam, zog ich den Schatten dieses Hauses nach“, die Wut zehrt ihn innerlich aus wie seinen Vater dessen stumpfe Aggressivität,



Zechensiedlung in Chorzów, Szene aus Kuczok-Verfilmung „Striemen“ (2004): Höllenfahrt eines Sadisten in stinkender Jauchebühne

Klar sind wir wieder im oberschlesischen Bergbaurevier, Kuczoks Heimat. Der Erzähler des Romans ist der ausgepeitschte Sohn. Die brutale Demütigung durch den Vater beginnt, „als ich noch in die Windeln schiss, als ich noch nicht einmal begriff, welche Funktion dieser fremde Greis mit Wattebart bekleiden soll, der zuerst fragt, ob ich artig war, sich dann selbst antwortet, dass bestimmt nicht, und mich mit der Rute schlägt; er lacht und zwinkert der Mutter zu“, so geht es los.

Das Kunststück von „Dreckskerl“ besteht darin, dass Kuczok das Leid des kleinen Jungen zwar poetisch und erschütternd erzählt, aber zugleich als große Burleske, als Schelmenroman. Der Junge träumt davon, dass mitten in den friedlichen siebziger und achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts ein Krieg ausbricht, in den er gegen seinen Vater ziehen könnte; und er sieht den Vater schließlich tatsächlich (aber da ist er, der Sohn, schon ein

dacht all seine Sätze, erst recht die geschriebenen, sind. Es gebe einen gemeinsamen Nenner mit anderen polnischen Schriftstellern seines Alters, sagt er: „Wir sind die Generation der Vaternörder.“ Und dazu lächelt er mit einem Anflug von schüchternem Stolz.

Er sei aufgewachsen in einem „Ozean der kommunistischen Trostlosigkeit“, heißt es in einem Essay, den Kuczok für die Juni-Ausgabe der Zeitschrift „Sprache im technischen Zeitalter“ (die betreut wird vom Literaturischen Colloquium Berlin) geschrieben hat. „Auflehnung erhitzte meine Adern“, nur leider seien im Kampf gegen die kommunistische Herrschaft die Konflikte mit den Eltern übertüncht worden: „Der natürliche Generationskonflikt wurde in den Hintergrund gedrängt, solange wir gemeinsam, Jung und Alt, das Regime der schleimigen Grauköpfe vom Zentralkomitee hassten.“

Leider, sagt Kuczok, werde Polen derzeit von konservativen, trotzig rückwärts ge-

beide werden sie zu Erbsenzählern der eigenen Erbitterung, allein gelassen mit ihrer Sammlung aus Hülsenfrüchten des Zorns, verlassen von aller Lebenskraft, „todmüde in diesem Schatten, in dieser Kälte“.

In Chorzów im oberschlesischen Bergbauggebiet lebt Wojciech Kuczok, der angeblich in seinen Büchern alle Familienwerte mit Füßen tritt, heute ziemlich brav mit Frau und Sohn unter einem Dach und arbeitet an einem Filmdrehbuch und an einem zweiten Roman.

Ob er den Roman allerdings je veröffentlicht, ist ungewiss: „Ich weiß, dass mir mit ‚Dreckskerl‘ etwas Außergewöhnliches gelungen ist“, sagt er, und bei diesem Selbstlob schießt ihm das Blut in die Wangen. „Wenn ich nicht imstande bin, ein noch besseres Buch zu schreiben, dann bleibt dies mein einziger Roman.“

Was der alte K. wohl dazu sagen würde? „Verwöhnter Lümmel“, wie gewöhnlich.

WOLFGANG HÖBEL

Lernen durch Leiden

Band 37 der SPIEGEL-Edition: Die israelische Schriftstellerin Zeruya Shalev zeichnet in ihrem Roman „Liebesleben“ ein labyrinthisches Beziehungsgeflecht.



Schon während des Lesens stellt sich ein Gefühl ein, das zum ruhigen Zustand des Lesens wenig passt: Erschöpfung. Die Geschichte von Ja'ara und Arie, der jungen, verheirateten Frau und dem alternden, routinierten Liebhaber, entwickelt einen so kräftezehrenden Sog, dass die große Kunstfertigkeit der Schriftstellerin Zeruya Shalev fast völlig hinter der Präsenz ihrer Figuren verschwindet.

Es gibt Passagen in diesem Buch – etwa wenn Ja'ara im Schlafzimmer von Arie eingesperrt und hungrig darauf wartet, dass er die Trauergesellschaft zu Ehren seiner Ehefrau kurz verlässt, um seiner Geliebten

Als Ja'ara einmal an der Haustür ihrer Eltern klingelt, öffnet ihr ein fremder Mann, ihre erste Begegnung mit Arie: „Er war nicht mein Vater und nicht meine Mutter, weshalb öffnete er mir dann ihre Haustür, erfüllte mit seinem Körper den schmalen Eingang ...“ Es wird nach diesem Zusammentreffen für Ja'ara keinen Weg zurück in die Welt geben, aus der sie kam, nicht in die Rolle ihrer Kindheit als Tochter ihrer Eltern und auch nicht in die als naive junge Ehefrau.

Ja'ara bahnt sich einen Weg an Arie vorbei in die Wohnung ihrer Eltern, nicht ohne dass sich die beiden kurz berühren, ihr Arm streift seinen Arm. Da sind die Gefühle schon in Schräglage geraten.

Was Shalev auf den folgenden knapp 400 Seiten entfesselt, ist nicht einfach eine *Amour fou*. Erzählt wird die emotionale Emanzipation eines großen Mädchens, das der Rolle, die die Eltern für es vorgesehen hatten, längst entwachsen war, aber dieser doch nicht entkommen konnte. Der müde, satte, alternde, geile, demütigende Arie ist Ja'aras Fluchthelfer.

Auf den Vorwurf, dass ihr Roman den falschen Titel trage, weil es zwischen Arie

und Ja'ara ja gar keine Liebe gebe, hat Shalev einmal geantwortet: „Es gibt vielleicht keine romantische Liebe in diesem Buch, aber dafür viele verschiedene Arten von Liebe. Es gibt leidenschaftliche Liebe, kränkende, besitzergreifende, egoistische, mitleidige, unschuldige, lästige ... und noch viel mehr. Darum geht es mir.“

Wie ihre Schöpferin Shalev studiert auch Ja'ara Bibelwissenschaften, und sie ist drauf und dran, für Arie ihre Aussicht auf eine Assistentinnenstelle an der Universität aufzugeben – wäre da nicht dieses eine rettende Buch, das von den Menschen kurz vor der Zerstörung des zweiten Tempels in Jerusalem erzählt. Über dieses Thema will Ja'ara ihre Dissertation schreiben. Das Buch, eine geliehene, wertvolle alte Ausgabe, begleitet sie durch die ganze schreckliche Geschichte mit Arie. Sie hat es in ihrer Tasche, als sie auf dem Behindertenklo im Krankenhaus mit ihm Sex haben will; es liegt neben ihr während ihrer Schlafzimmergefangenschaft, und am Ende lässt sie sich mit diesem Buch in der Bibliothek einschließen, dem einzigen Ort, an den sie da noch gehen kann.

Während Ja'ara den Tempel ihres eigenen Lebens zerstört, tastet sie sich zwischen den Ficks mit Arie in großartigen Erinnerungssequenzen an ihre eigene Kindheit heran. Dabei begreift sie, dass kein Mann und keine Liebe sie retten können, sondern dass sie sich selbst an die Hand nehmen muss. Dass der Weg zu dieser Erkenntnis durch Leiden, vor allem durch Liebesleid führt, scheint eine feste Überzeugung von Zeruya Shalev zu sein. „Liebesleben“ gehört mit „Mann und Frau“ und „Späte Familie“ zu einer Trilogie von Romanen, die dieses Thema variieren. In „Mann und Frau“ geht es um ein Ehepaar, das sich in starrer Harmonie eingerichtet hat und völlig benommen dem Scheitern der eigenen Ehe beiwohnt; in „Späte Familie“ um das schmerzvolle Zusammenfinden von Liebesversehrten.

Weil ihre Romane dem Leben so nahe rücken, wird Shalev immer mit der Frage konfrontiert, wie autobiografisch sie seien. „Meine Figuren sind erfunden“, hat sie einmal gesagt, „meine Geschichten sind wahr.“ Das macht ihre Bücher so erschöpfend.

CLAUDIA VOIGT



DANIEL BIRNBAUM / ERI

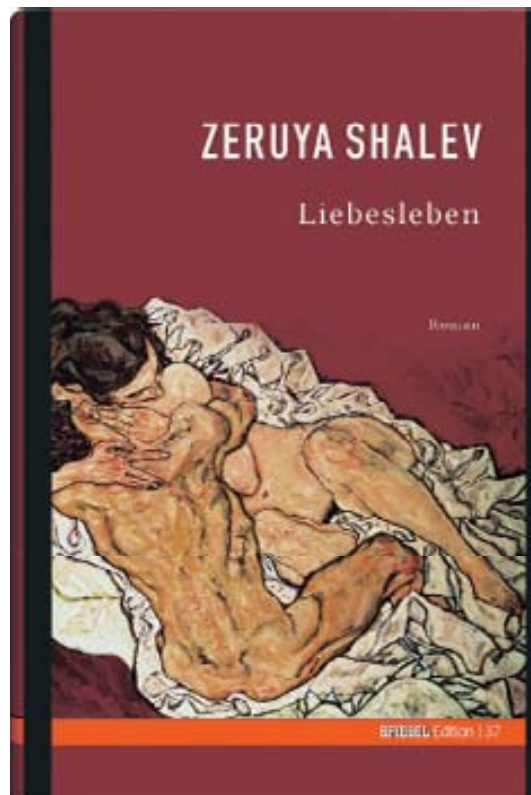
Autorin Shalev (2005)

In Romanen dem Leben näherücken

einen Moment der Aufmerksamkeit zu schenken –, in denen einen die Wahrfähigkeit von Shalevs Erzählen als Leser fast wütend macht. Selten werden die schriftstellerischen Mittel so sehr von ihrer Wirkung überlagert wie in diesem Roman.

Shalev war auch in Israel eine weitgehend unbekannte Autorin, als sie „Liebesleben“ Ende der neunziger Jahre veröffentlichte. Sie hatte als Lektorin gearbeitet, einen Debütroman und Gedichte geschrieben. „Liebesleben“ wurde zum Weltbestseller. Allein in Deutschland hat er sich bis heute etwa 750 000-mal verkauft.

Eigentlich könnte man nach dem ersten Absatz wissen, worauf man sich da einlässt. Aber ahnungslos wie die Ich-Erzählerin Ja'ara dem fremden Mann mit der kühlen Haut in die Falle geht, lässt man sich als Leser von Zeruya Shalev einfangen. Der erste Absatz: ein einziger Satz. Ein verführerisches Gebilde. Es ist auch Shalevs Sprache, die lockt und atemlos fortfährt, die nüchtern beschreibt und doch wie Musik klingt, der man auf Anhieb verfällt.





Büchel-Werk „Dummy (F-16)“, Kunstbesitzer Haubrok: „Sammler kaufen mit Herz und dem eigenen Geld“

AUSSTELLUNGEN

Gefürchtete Spezies

Sie werden immer mächtiger und drängen auf zunehmenden Einfluss in den Museen. In einer Düsseldorfer Schau werden die Kunstsammler trotzdem gebühert.

Der Düsseldorfer Sammler Axel Haubrok ist immer bereit, im Dienste der Kunst Opfer zu bringen. Im vergangenen Jahr räumte er dem Bildhauer Florian Slotawa zuliebe sein Haus leer; die Regale, Schränke, Sessel aus dem Hause Haubrok schichtete Slotawa für eine Ausstellung im fernen Berlin zu einer Skulptur auf. Erst nach zwei Monaten kamen die Möbel zurück.

„Es war fürchterlich“, sagt Haubrok, 55, und grinst: „Unser Leben geriet durcheinander, wir hatten noch nicht einmal mehr einen Küchentisch.“ Auch Risiken scheut er nicht. Mit dem jungen britischen Künstler Jonathan Monk hat er einen Zehnjahresvertrag abgeschlossen. Jedes Jahr bezahlt er Monk 10.000 Euro, der Künstler liefert dafür regelmäßig ein Werk – ob es Haubrok gefällt oder nicht. Er selbst verdient sein Geld als Unternehmensberater.

Für sein Dasein als Sammler wird er belohnt. Das Düsseldorfer Museum Kunsthalle zeigt seit Samstag 350 zeitgenössische Werke aus dem Besitz ortsansässiger Firmen und eben solcher Privatsammler wie Haubrok. 70 Kollektionen wurden gesichtet, überwiegend private. Die Schau ist die Würdigung einer besonderen „Spezies“, einer Gruppe von „Kunstbeseelten“, wie es wehevoll im Katalog heißt.

Die Sammler: Sie sind das große Thema des neuen Jahrtausends. Kein Museum kann heutzutage ohne sie leben, aber mit ihnen eigentlich auch nicht. Denn sie sind sich ihrer Macht bewusst, setzen die Museen immer wieder unter Druck.

Doch die Düsseldorfer protzen mit ihrer Hilfe jetzt erst einmal. Große Namen aus knapp hundert Jahren Kunstgeschichte sind in der Schau vertreten, solche, die Eindruck machen, und insbesondere Maler, etwa August Macke, Jackson Pollock, Gerhard Richter, Sigmar Polke, auch jüngere Markthelden wie Neo Rauch und Martin Eder. Vieles kommt aus Wohnzimmern oder Vorstandsbüros in das Museum.

Haubrok besitzt die neueste Kunst. Knapp 20 seiner 500 Werke hat er mitgebracht, darunter das 15 Meter lange Stoffimitat eines US-Kampfflugs vom Schweizer Künstler Christoph Büchel.

Stolz ist er darauf, dass die günstigste von ihm erworbene und hier ausgestellte Arbeit nur fünf Euro gekostet hat. Es handelt sich um das Plakat eines Kunstvereins. „Das können Sie sich auch kaufen, davon gibt es noch ein paar“, sagt er.

Sammler besitzen die Kunst, die sich die Museen nicht leisten können. Also werden sie umgarnt und früher oder später um Unterstützung gebeten. Oft rücken sie tatsächlich einzelne Werke oder ganze Kollektionen heraus, und das nicht nur wie jetzt in Düsseldorf für eine kurze Zeit, sondern als sogenannte Dauerleihgabe.

Die Verhältnisse haben sich verkehrt: Früher waren es die Galeristen, die die

Sammler hofierten. Heute lassen Top-Galerien selbst Stammkunden schmoren, wenn die ein Werk kaufen wollen. Museen aber würden sich gegenüber Sammlern keine Arroganz erlauben.

Nur hilft das auch nicht. Immer häufiger endet, was harmonisch begann, als Eklat. Das jüngste Beispiel lieferte Berlin, wo im staatlichen Museum Hamburger Bahnhof der Sammler Erich Marx seit zehn Jahren seine Bestände präsentiert. Ihm wurde jeder Wunsch erfüllt. Sein eigener Berater, der Kunsthändler Heiner Bastian, durfte sich als eine Art Zweitdirektor im Haus auführen. Dann legte er sich mit der Museumsspitze an. Hasserfüllte Äußerungen wurden öffentlich ausgetauscht, dass Marx daraufhin mit Rückzug drohte, war den Berlinern auch nicht recht.

In Bonn, Frankfurt am Main oder Weimar haben Museen in den vergangenen Jahren zu spüren bekommen, wie schmerzlich es ist, wenn Sammler entgegen früheren Beteuerungen alles wieder einpacken. Nicht immer sind Unstimmigkeiten der Anlass. Oft ist es der Wunsch der Eigentümer, Kasse zu machen. Sie verkaufen die Werke, nachdem deren Wert durch die lange Präsenz im Museum ordentlich gesteigert wurde.

Kein Wunder also, dass der Ruf der Sammler derzeit ordentlich ruiniert ist. Das



Eder-Aquarell „Ecat“, Pollock-Gemälde „Number 5 (Elegant Lady)“: Kunst zum Protzen

Museum in Düsseldorf hat trotzdem beschlossen, sie nicht als Fluch, sondern als Segen zu begreifen.

Das liegt vielleicht auch daran, dass in Düsseldorf das Sammeln eine lange Tradition hat. Doch reicht das schon aus, um sich als „Kunststadt des Westens“ zu vermarkten, wie es der Kulturdezernent Hans-Georg Lohe vergangene Woche im Museum Kunstpalast versuchte?

Als Kunststandort wäre man gern die Nummer zwei hinter dem smarten Berlin. Auf keinen Fall will Düsseldorf erstarren und das nächste München werden, wo es zwar auch einen soliden Reichtum, aber weniger Sinn für Gegenwartskunst und keine vergleichbare Sammlerkultur gibt. Mit Köln pflegt man lieber eine gewisse Konkurrenz, anstatt zusammenzuarbeiten. Das äußert sich auch darin, dass seit neuestem jede Stadt ihre eigene Kunstmesse hat – und das auch noch zeitgleich, gerade findet sowohl die Düsseldorf Contemporary statt als auch die Art Cologne.

Eigentlich ist der Mythos Düsseldorf gehörig verblasst. Die aufregenden Zeiten mit dem Akademieprofessor Joseph Beuys und dann mit den wilden Malern der Achtziger sind Vergangenheit. Aber wie sonst nirgendwo in Deutschland ist der Kunstbesitz hier nach wie vor ein gesellschaftliches Muss – gerade zeitgenössische Kunst gilt als urbaner Imagefaktor. Düsseldorf will mehr sein als die Kö.

Stephan von Wiese, einer der Museums-kuratoren, gesteht durchaus Eigennutz ein: Die Sammler seien ein wichtiger Teil der Kunstszene, man müsse den Kontakt pflegen – „und vielleicht kommt später ja ein Werk zu uns als Schenkung zurück“.

Der moderne Museumsmanager versteht sich eben als Diplomat. Er hat sich damit abgefunden, dass alle mitreden wollen: Sammler, Sponsoren, zunehmend auch Galeristen. Für Kunstbesitzer Haubrok ist die Sache klar. „Ohne Sammler geht nichts voran. Sie sind es, die Akzente setzen, die beim Kauf nicht auf die Mehrheitsfähigkeit eines Werkes schielen müssen. Sie kaufen mit Herz und, im Gegensatz zum Museumsdirektor, mit dem eigenen Geld.“

Nicht alle privaten Leihgeber wollten namentlich genannt werden. Der jungen Sammlerin Julia Stoschek allerdings, Mitglied der Düsseldorfer Society, wäre so viel Zurückhaltung fremd. Sie habe die Einladung ausgeschlagen, heißt es im Museum, denn Stoschek, die bevorzugt Videokunst kauft, eröffnet im Juni ein Privatmuseum, da ist sie dann nicht nur eine unter vielen. Für Düsseldorf kann ihre Einrichtung ein Pluspunkt sein.

Auch Haubrok weicht in dieser Woche eigene Ausstellungsräume ein – in der Hauptstadt. „Berlin ist spannender“, sagt er. So ist das mit den Sammlern, sie wissen, was sie wollen. Die Museen müssen lernen, ein ähnlich großes Selbstbewusstsein zu entwickeln.

ULRIKE KNÖFEL



„Meine Beine, deine Stimme“

Nahaufnahme: In Berlin wird das Musical „Daddy Cool“ mit den größten Erfolgen des Hit-Produzenten Frank Farian aufgeführt.

Die Brachfläche nahe dem Ostbahnhof, auf dem die blauen Sattel-schlepper des Frank-Farian-Musicals „Daddy Cool“ rund um eine blaue Zeltlandschaft Stellung bezogen haben, ist die Adresse mit dem vielleicht hässlichsten Namen Berlins: O2-World-Platz.

Gemeiner, weil aufgedonnerter, pseudomoderner und kommerzieller als O2-World-Platz, kann auch ein Musical nicht klingen, das auf den Plakaten als die neue Show-Sensation aus London und als „non-stop, feel-good fun“ („Mail on Sunday“) gefeiert wird – und so passt doch schon wieder alles an diesem herrlich sonnigen Nachmittag: Das Musical, ein „Best of“ der Frank-Farian-Hitmaschinen Boney M., Milli Vanilli und La Bouche, lief im Londoner West End vor 180.000 Zuschauern, nun feiert es, bevor es später nach Köln und Dortmund, Moskau, New York, Las Vegas, Shanghai und den Rest der Welt weiterzieht, in Berlin seine Deutschlandpremiere.

Im nächsten Jahr schon soll hier ein ganzes Unterhaltungsviertel entstanden sein, aber noch sind hier der Platz und die Zeit für eine bunte Showtruppe aus London, die sich exakt so hektisch und glamourös aufführt, wie sich eine Showtruppe vor der Premiere nun einmal aufführen muss: Da werden noch Vorhänge genäht. Da spritzen Handwerker die Holztresen im Foyer golden. Da rennt ein Tänzer mit Handy am Ohr vor den Dixi-Klos auf und ab, und ein Grüppchen Tänzerinnen schlendert tuschelnd dahin, eine bricht mit ein paar Breakdance-Schritten aus, und es geht betont langsam weiter. Verrückte Zirkuswelt!

Frank Farian, 65, das ist der mit der Sonnenbrille, die auf dem Schirm der Kappe liegt, die wiederum auf einem Siebziger-Jahre-Lockenhaufen sitzt: der Hit-Man, Strippenzieher, Mann im Hintergrund, erfolgreichster deutscher Musikproduzent der siebziger und achtziger Jahre.

Er trägt eine Lederjacke mit der Aufschrift „Cigarette Racing Team“. Funkeln-de Äuglein, seine merkwürdig helle, jugendliche Stimme. Das hat er jahrzehntelang trainiert, dass man ihm seinen Mythos, die sagenhaften 800 Millionen

Musikeinheiten, die er seit 1976, dem Jahr seines Durchbruchs, verkauft hat, nicht ansieht: Er ist ganz der Typ, mit dem man sich in jedem Rotlichtmilieu sicher fühlen oder an einer Autoraststätte gern mal einen Becher Kaffee trinken würde. Kleines Fachsimpeln über die Speedbootmarke Cigarette: In Miami ist er seit Mitte der neunziger Jahre zu Hause, aber dort fährt er ein anderes Boot, breiter, langsamer, bequemer, besser für die Bandscheiben.

Farian führt durch die Zeltlandschaft, zeigt hierhin und dorthin. Für die Discothek im Seitenzelt habe er sich den Namen „Studio 54“ überlegt („Die Leute kommen aufgekratzt aus der Show und wollen tanzen“), er ist aufgeregt, aber es ist eine freu-

und wortreich bedauert hat. Aber dann habe sein Verleger ihm die Augen geöffnet: „Frank, du musst ein Musical machen, Queen läuft erfolgreich, Abba läuft erfolgreich, und du hast mehr Hits als die beiden zusammen.“ Die Handlung, das habe Farian auf Musical-Recherche in London kapiert, sei nicht so wichtig: bisschen Sex, bisschen Voodoo, verfeindete Straßenbanden, Junge liebt Mädchen, aber sie dürfen nicht zusammenkommen, die übliche Romeo-und-Julia-Geschichte halt, Show-down, Happy End. „Daddy Cool“ ist die Vertonung von Farians Musikkarriere, „und das ist das Schöne, alle singen mit!“

Luft holen: Puh. Das ist ja auch alles schön. Mag Farian die klatschenden Hausfrauen? „Das sind unsere Kunden, die haben vor 30, 40 Jahren die Platten gekauft! Meine Mutter war Hausfrau.“

Und nun wird es Zeit, wie der Big Boss da auf den roten Sesseln seiner Zelt discothek kauert und schwärmt, noch einmal die Musik zu feiern: „Daddy Cool“ gehört neben George McCraes „Rock Your Baby“ und Baccaras „Yes Sir, I Can Boogie“ zum Kanon der Siebziger-Jahre-Schlager, zu denen Menschen sich bewegen müssen. Und die Nummer ist nicht etwa „so schlecht, dass sie schon wieder gut ist“, wie es im ironischen Pop-Konsens heißt, sie ist einfach nur gut: billig,

cheesy, sexy, merkwürdigerweise schwarz. Was also ist das Geheimnis der Nummer?

„124 beats per minute“, sagt Farian, „nicht langsamer, nicht schneller, und die tiefe Stimme.“ Er betrachtet nun die zwei Papp-Papageien, die über den Zuschauer-rängen hängen: Da fehlt einer, für seinen Geschmack. Und der Hit-Man erklärt nun noch einmal seine einzigartige Arbeitsmethode: Die erste Platte war immer schon fertig, bevor die Interpreten zusammengestellt waren. Tut ihm der alte Boney-M.-Tänzer Bobby Farrell im Nachhinein leid, weil der immer nur zu Farians Stimme die Lippen bewegen durfte? „Ach, der Bobby. Der hat immer gesagt: Meine Beine, deine Stimme, das ist die Kombination.“ Und mit Blick an das Zirkusdach schwört Farian, dass der dritte Papagei spätestens in Moskau hängen wird. MORITZ VON USLAR



Musical „Daddy Cool“: Bisschen Sex, bisschen Voodoo, Happy End

dige Aufgeregtheit (rund 14 Millionen Euro seines Privatvermögens hat Farian in die Show investiert), aber der Spaß lohne sich ja auch – und dann schießt der Profi ein paar Werbesprüche heraus: Kein anderes Musical verfüge über mehr Top-Ten-Hits. Allein die Boney-M.-Hits wie „Rivers of Babylon“ und „Brown Girl in the Ring“ seien mehr als Hits – Marken, Evergreens, unvergessen! Ein schon klassischer Frank-Farian-Spruch, der selbstverständlich nicht von ihm stammt, lautet: „Nichts ist so erfolgreich wie der Erfolg.“

Eigentlich, so Farian, sei sein nächstes Projekt die Hollywood-Verfilmung der Milli-Vanilli-Story gewesen: Nach drei Nummer-eins-Hits allein in den USA war 1990 bekannt geworden, dass die Sänger Rob und Fab zur Musik nur die Lippen bewegt hatten – ein Betrug, den Farian seither oft



Im Packeis vor der kanadischen Küste saßen vergangene Woche insgesamt rund 100 Schiffe von Robbenjägern fest. Die Küstenwache half per Hubschrauber.

SAMSTAG, 14. 4.

ADEL Prinz William trennt sich nach vier Jahren von seiner Freundin Kate Middleton. Zuvor hatten britische Medien schon über eine baldige Hochzeit spekuliert.

SONNTAG, 15. 4.

RUSSLAND Sicherheitskräfte prügeln nach Moskau auch in St. Petersburg auf Bürger ein, die gegen die Politik von Präsident Wladimir Putin demonstrieren. Mehrere hundert Menschen werden festgenommen.

MONTAG, 16. 4.

USA Bei einem Amoklauf erschießt der 23-jährige Südkoreaner Cho Seung Hui an der Technischen Universität von Virginia in Blacksburg 32 Kommilitonen und Lehrkräfte. Anschließend begeht er Selbstmord. Es ist das schlimmste Massaker in der jüngeren Geschichte der USA.

CDU Baden-Württembergs Ministerpräsident Günther Oettinger rückt nach tagelanger heftiger Kritik von seiner umstrittenen Rede auf Hans Filbinger ab. Kanzlerin Angela Merkel spricht von einem notwendigen Schritt.

DIENSTAG, 17. 4.

AUTO Der amerikanische Autokonzern General Motors verzichtet auf eine Schließung seiner europäischen Standorte. Damit ist das Bochumer Opel-Werk (zurzeit noch 4900 Mitarbeiter) vorerst gerettet.

MITTWOCH, 18. 4.

RAF Der 30 Jahre zurückliegende Mord an Generalbundesanwalt Siegfried Buback wird von der Bundesanwaltschaft neu untersucht. Bubacks Sohn Michael hatte zuvor erklärt, er habe Hinweise, wonach die Tat anders ablief als bisher angenommen.

BAGDAD Bei einer Serie von Bombenanschlägen werden in der irakischen Hauptstadt Bagdad mehr als 170 Menschen getötet.

DONNERSTAG, 19. 4.

KONJUNKTUR Die führenden deutschen Wirtschaftsforschungsinstitute erwarten einen dauerhaften Aufschwung in Deutschland. In ihrem Frühjahrsgutachten prognostizieren sie für dieses und das kommende Jahr ein reales Wachstum von 2,4 Prozent. Finanzminister Peer Steinbrück kündigt daraufhin an, der Bund wolle schon im Jahr 2010 keine neuen Kredite mehr aufnehmen.

SICHERHEIT Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble erklärt in einem Interview, dass die Unschuldsvermutung in Deutschland nicht für die Abwehr terroristischer Gefahren gelten kann und löst damit eine heftige Debatte in der Koalition aus.

SIEMENS Heinrich von Pierer kündigt nach anhaltender Kritik seinen Rückzug vom Chefposten des Aufsichtsrats an. Siemens steht seit Monaten wegen einer Schmiergeldaffäre in den Schlagzeilen. Nachfolger Pierers wird der Aufsichtsratsvorsitzende von ThyssenKrupp Gerhard Cromme.

FREITAG, 20. 4.

TERROR Die US-Botschaft in Berlin warnt die amerikanischen Bürger vor einer gestiegenen Terrorgefahr in Deutschland. Es bestehe eine „erhöhte Bedrohungslage“. Das Bundesinnenministerium bestätigt, es gebe „Hinweise, wonach US-Einrichtungen in Deutschland einer erhöhten Gefährdung ausgesetzt sein könnten“.

DIENSTAG, 24. 4.

23.00 – 23.55 UHR VOX

SPIEGEL TV EXTRA

Schnäppchen oder Schrottkarosserie – Das Geschäft mit gebrauchten Autos

Gut sieben Millionen Gebrauchtwagen wechseln in Deutschland jedes Jahr den Besitzer. Wo auch immer das Geschäft über die Bühne geht, für alle Verkäufe gilt: Ein Schnäppchen macht nur, wer den wirklichen Wert des Fahrzeugs einschätzen kann und die Rituale des Handelns beherrscht.

FREITAG, 27. 4.

21.55 – 23.55 UHR VOX

SPIEGEL TV THEMA

Forensic Factor – Mördersuche mit Hightech-Methoden, Teil 4

Ein Mensch wird brutal getötet, der Täter hinterlässt keine Spuren, das Motiv bleibt verborgen. Verbrechen, die noch vor wenigen Jahren ein Fall für die Akten waren, können Experten heute mit Hilfe modernster Kriminaltechniken aufklären.

SAMSTAG, 28. 4.

21.55 – 23.50 UHR VOX

SPIEGEL TV SPECIAL

Vergiftete Geschenke – Wie die EU Afrika in die Armut treibt

Wer im Senegal einkauft, findet auf den Märkten kaum einheimisches Obst und Gemüse: Die Tomaten kommen aus Italien, die Kartoffeln und Zwiebeln aus Holland. Die ansässigen Produzenten können bei den Preisen nicht mithalten. SPIEGEL TV über einen Teufelskreis, der seinen Ursprung in der europäischen Subventionspraxis hat.

SONNTAG, 29. 4.

23.15 – 0.05 UHR RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Weltuntergang verschoben – Die etwas andere Sicht auf die Klimakatastrophe; **Im dritten Versuch** – Von den Schwierigkeiten, ein Kraftwerk zu sprengen; **Schrecken der Lämmer** – Wölfe in der Lausitz; **Stadt der verschwundenen Kinder** – Unheimliche Mordserie.



Wolf (in der Lausitz)

R. KOWALSKI / DDP

Marie Zimmermann, 51. Wenn sie schwärmend und verdammend loslegte mit überbordender Herzlichkeit und einem Mundwerk, das sie gebrauchte wie eine Schnellfeuerwaffe, dann war sie kaum zu stoppen; unermüdlich reisend, Zigaretten rauchend und redend stritt die Festivalmacherin Zimmermann für eine politisch engagierte, verschwenderische, vor allem aber herzergreifende Bühnenkunst. Sie widme sich dem großen Welttheater ebenso euphorisch wie dem Volkstheater, lobte man sie, als sie 2005 das „Theater der Welt“-Spektakel in Stuttgart in ein Freudenfest mit 40 000 Besuchern verwandelte. Überhaupt war Begeisterung die herausragende Tugend der Theaterfanatikerin, die 1985 als



Dramaturgin in Esslingen begann und später in Freiburg und Stuttgart arbeitete. Nach ihrem ersten erfolgreichen Job als Festivalchefin der „Theaterformen“ in Braunschweig und Hannover wirbelte sie ab

2001 als Schauspielendirektorin der Wiener Festwochen, 2008 sollte sie als Nachfolgerin von Jürgen Flimm die Intendanz der Ruhrtriennale übernehmen. Seit einigen Jahren litt sie – wie ihr Ehemann Friedrich Schirmer, derzeitiger Chef des Hamburger Schauspielhauses, nun bekannt machte – unter einer schweren seelischen Krankheit. Marie Zimmermann nahm sich am 18. April in einer Hamburger Klinik das Leben.

Ladislav Adamec, 80. Der aus Mähren stammende Bergarbeitersohn trat bald nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in die KP ein und arbeitete sich stetig im kommunistischen Machtapparat nach oben. Nach dem Prager Frühling gehörte der temperamentvolle Tscheche zu den wichtigsten Köpfen im Zentralkomitee. Im Oktober 1988 wurde er dann Regierungschef. Fortan musste er sich mit der erstarkenden Demokratiebewegung und dem Bürgerforum auseinandersetzen. „Für mich sind Leute wie Václav Havel reine Nullen“, wettete er damals und fragte: „Kennen Sie eine Macht der Welt, die freiwillig ihre Macht aufgibt?“ Dennoch trat Adamec nach etwas über einem Jahr zurück, wollte er sich mit der Opposition doch nicht arrangieren. Kurz darauf wurde er von den Kommunisten zum Parteivorsitzenden gewählt und war nach dem Sturz des alten Systems als Abgeordneter im Parlament bis 1992 vertreten. Ein Versuch, sich vier Jahre später in den tschechischen Senat wählen zu lassen, scheiterte. Ladislav Adamec starb am 14. April in Prag.

Kitty Carlisle Hart, 96. Die elegant und zugleich energiegeladene auftretende Schauspielerin aus Louisiana war in den zwanziger Jahren nach Europa geschickt worden, um dort eine gute Partie zu machen. Zurück kam sie zwar ohne Ehemann, aber als ausgebildete Sängerin und Schauspielerin. Ihren großen Durchbruch hatte sie 1935 in „Die Marx-Brothers in der Oper“, worin sie eine umschwärmte Diva gab. In den folgenden Jahrzehnten war sie am Broadway und in dem beliebten TV-Quiz „To Tell the Truth“ zu sehen, bis Woody Allen sie 1987 für „Radio Days“ erneut vor die Filmkamera holte. Die Doyenne der New Yorker Society verstand sich auch als Lobbyistin für die Künste. Kitty Carlisle Hart starb am 17. April in New York.



Laurens Straub, 62. Der niederländische Produzent, Regisseur und Schauspieler gehörte zu den zehn Filmemachern, die 1970 in München den Filmverlag der Autoren gründeten. „Wenn Rainer Werner Fassbinder das kranke Herz des Neuen Deutschen Films war, Alexander Kluge dessen Hirn, Wim Wenders seine Augen und Werner Herzog die dunkle wabernde Seele, so war Laurens Straub der Mund des Neuen Deutschen Films“, beschrieb das Fachblatt „epd Film“ zutreffend seine Rolle. Unter seiner Geschäftsführung wurden mehr als hundert Filme herausgebracht, und auch mit dem von ihm mitgegründeten Verleih Filmwelt war er erfolgreich. Straub setzte sich als gewiefter Marketingmann engagiert für Jungfilmer ein. 1981 produzierte er mit Regisseur Frank Ripploh den Kultfilm „Taxi zum Klo“ mit freizügiger Darstellung von Homosexualität und 1984 mit Herbert Achternbusch den Film „Rita Ritter“. Laurens Straub starb am 19. April in Berlin an Lungenkrebs.

Jean-Pierre Cassel, 74. Über Jahrzehnte gehörte er zum Stammpersonal des französischen Films, spielte – immer ein klein wenig verträumt wirkend – für die Nouvelle Vague genauso wie für das große Unterhaltungskino Liebhaber, Charmeur und auch mal den Bösewicht. Cassel begann als Nachtclubtänzer, wurde von Gene Kelly fürs Kino entdeckt und machte häufig Ausflüge in den internationalen Film. In den letzten Jahren spielte er gern am Theater. Jean-Pierre Cassel starb am 19. April in Paris.



Hugh Laurie, 47, britischer Schauspieler, hat mit seinem Erfolg als „Dr. House“ in der gleichnamigen amerikanischen TV-Krankenhausserie einen Trend gesetzt – und den Kollegen in der Heimat ein neues Betätigungsfeld eröffnet. Immer mehr US-Fernsehproduzenten engagieren Darsteller aus Großbritannien auch für Hauptrollen. Wichtigste Voraussetzung dabei ist, dass die Betroffenen einen amerikani-



Laurie

schen Akzent sprechen können. Laurie, der inzwischen zwei Golden Globes für seinen misanthropischen Gregory House eingeheimst hat und stattliche 300 000 Dollar pro Episode kassiert, verschweigt aber nicht die Schwierigkeiten, die das Amerikanische für einen echten Briten bereithält: „Es ist, als ob alle mit einem Tennisschläger spielten – und du hast einen Fisch in der Hand.“



Obama

Barack Obama, 45, Anwärter auf die US-Präsidentschaftskandidatur 2008 für die Demokraten, der hofft, der erste Schwarze im höchsten Amt des Landes zu werden, lehnt es ab, Rassenfragen im Wahlkampf zu thematisieren. Bei einer Veranstaltung in South Carolina erklärte der schärfste Konkurrent Hillary Clintons seinen Zuhörern, dass Rapper ihre „Schwestern her-

Avril Lavigne, 22, kanadische Popsängerin, die bisher durch eher burschikoses Auftreten auf fiel, entdeckt nun auch ihre häusliche Seite. Im Juli vergangenen Jahres heiratete sie ihren Musikkollegen Deryck Whibley ganz in Weiß und hat seither ihre Leidenschaft fürs Kochen vegetarischer Gerichte weiterentwickelt. „Putzen kann ich nicht so gut, aber ich bin eine wirklich gute Köchin!“, erklärte sie kürzlich voller Stolz. Die beiden bewohnen eine 9,5-Millionen-Dollar-Villa in Kalifornien, und für Lavigne, die eine beeindruckend rasante Karriere im Pop-Business vorweisen kann,



Lavigne

ist es „wichtig, nach Hause zu gehen und normale Dinge zu tun“. Fans müssen aber nicht fürchten, dass ihr Idol zum Hausmütterchen verkümmert. Während der Aufnahmen für ihr neuestes Album „The Best Damn Thing“ ließ sie es wie gewohnt krachen: Die Pausen nutzte sie nicht nur, um mit ihrem Ehemann Skateboard zu fahren oder Pingpong zu spielen, gemeinsam vertilgten sie auch jede Menge Champagner, Rotwein und Jägermeister. Lavigne: „Es war echt cool. Eine riesige Saufparty.“

absetzen“ würden. Er spielte damit auf die Texte der vornehmlich schwarzen Musiker an, in denen Frauen des Öfteren als „Hurere“ oder „Nuttene“ bezeichnet werden. Bei der Gelegenheit verurteilte der Politiker – zu spät, wie ihm Kritiker vorhielten – die Entgleisung des bekannten (weißen) Radiomoderators Don Imus, der seinen Job verlor, nachdem er eine aus überwiegend dunkelhäutigen Studentinnen bestehende Uni-Basketballmannschaft als Truppe „kraushaariger Schlampen“ titulierte hatte. Allerdings weigerte sich Obama dezidiert, den Vorfall als rassistisch einzustufen – im Gegensatz zu einigen schwarzen Bürgerrechtsaktivisten. Eine Umfrage ergab kürzlich, dass Clinton 50 Prozent, Obama nur 41 Prozent der afroamerikanischen Wählerschaft hinter sich hat.

Franz Josef Jung, 58, Verteidigungsminister (CDU), unterlief während seiner Asienreise vergangene Woche bei der Auswahl von Gastgeschenken ein diplomatischer Fauxpas. Die meisten seiner Gesprächspartner in China bedachte er mit unverfänglichen Gaben aus der Produktion der Berliner Porzellanmanufaktur KPM, so be-

kam sein Amtskollege **Cao Gangchuan**, 71, eine Miniatur des Brandenburger Tors. Einem General aber überreichte er zum Abschied in Peking eine Uhr – was in China als überaus heikel gilt. Nach traditionellem Verständnis der Chinesen signalisiert eine Uhr dem Empfänger: Deine Stunden sind gezählt. Uhren stehen auch für den Wunsch nach „interessanten Zeiten“, was so viel bedeutet, dass man dem Beschenkten den baldigen Tod wünscht. Der General bewahrte trotzdem Haltung, betrachtete die Tischuhr von allen Seiten und fragte den Minister spöttisch: „Made in China?“



Jung, Cao

Jacques Chirac, 74, französischer Staatspräsident, kommt zu überraschenden Ehren: Eine Straße in Ramallah soll seinen Namen bekommen. Palästinenserpräsident Mahmud Abbas höchstpersönlich verkündete vergangenen Dienstag in Paris das Projekt. Seine Regierung bedanke sich damit für die stete Unterstützung seines Volkes. Tatsächlich gilt Chirac bei vielen Palästinensern als Held. In Erinnerung blieb vor allem der Eklat von Jerusalem 1996. Israelische Polizisten hatten Präsident Chirac in der Stadt angeblich zu sehr bedrängt und nicht in Ruhe mit Palästinensern sprechen lassen: „Das ist eine Provokation! Wollen Sie, dass ich zum Flugzeug zurückkehre und Israel verlasse?“ Die Bilder liefen durch alle arabischen Fernsehsender. Medien wie Politiker loben zudem das freundschaftliche Verhältnis des Franzosen zu dem 2004 in Paris verstorbenen Palästinenserführer Jassir Arafat sowie Chiracs Unabhängigkeit gegenüber den USA im Irak-Krieg. Ein Berater der Hamas-Regierung bezeichnete ihn überschwänglich als „politischen Supermann, einzigartig in seinen Überzeugungen“.

Jairo Miguel, 14, Kinder-Torero, ist nur knapp dem Tod entronnen. Der Sohn eines bekannten spanischen Stierkämpfers bekam bereits zu seinem dritten Geburtstag ein rotes Torero-Tuch geschenkt und gab als Achtjähriger seine erste Vorstellung vor Publikum. Der Vater, der als sein Trainer und Manager fungiert, musste bereits mehrfach hohe Geldstrafen in Spanien zahlen, wo der Stierkampf für Jugendliche unter 16 Jahren verboten ist. Deshalb wa-

Herzen entfernt verletzt. Ein Arzt, der Jairo noch in der Arena betreute, sagte lapidar: „Das sind Verletzungen, die vorkommen können. Er ist ein großer Tore-ro.“ Besonders arme lateinamerikanische Familien schicken ihre Söhne in die Stadien. Jairo, der inzwischen außer Lebensgefahr ist, soll über 150 000 Euro im Jahr verdient haben. Der zurzeit jüngste bekannte Stierkämpfer der Welt, Rafita Mirabal, ist neun Jahre alt.



Steinmeier

Frank-Walter Steinmeier, 51, Bundesaußenminister, kümmert sich persönlich um die Verbreitung deutscher Literatur im Ausland. Zu Gast in Panama verwickelte er seinen Amtskollegen Samuel Lewis Navarro in ein Gespräch über das Kinderbuch „Oh, wie schön ist Panama“ von Janosch. Es erzählt die Geschichte eines kleinen Bären und eines kleinen Tigers, die ins ersehnte Panama reisen wollen, aber nie ankommen. „Wir sind gekommen, um den zweiten Teil zu schreiben“, kündigte der Deutsche an. An Bord des Schiffes „Atlas“, mit dem er den Panama-Kanal befuhr, deklamierte Steinmeier dann Passagen aus dem Buch. Gegen Ende seiner eigenen Visite räumte Steinmeier aber kleinlaut ein, dass er das Schreiben einer Fortsetzung erst mal zurückstellen werde. Dafür versprach er seinem Kollegen, für eine spanische Übersetzung des Originals zu sorgen – Navarro hatte Steinmeier gestanden, dass er von Janoschs Buch zwar gehört, es aber nicht gelesen habe.

Jürgen Rüttgers, 55, CDU-Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, bewies Sinn für Romantik – allerdings mit wohlgedachten Einschränkungen. Anlässlich der silbernen Hochzeit mit Ehefrau Angelika Rüttgers löste der Christdemokrat ein altes Versprechen ein: Die Jubilare reisten gemeinsam nach Venedig. Dem langegehegten Wunsch der Angetrauten, mit einer Gondel durch die Kanäle zu schippern, entsprach der silberne Bräutigam jedoch nicht. Zuerst schob Rüttgers Zeitmangel als Er-

klärung vor: „Wir haben genug damit zu tun, alle kulturellen Highlights in zwei Tagen mitzubekommen.“ Dann legte er aber nach: „Da muss sich meine Frau nicht auch noch eine Stunde lang von einem fremden Mann besingen lassen.“



Miguel

ren die beiden nach Mexiko gegangen, als Jairo zwölf war, dort sind Kinder-Toros en vogue. Am vorvergangenen Sonntag wurde Jairo von einem Stier auf die Hörner genommen, Lunge und Hauptschlagader waren nur wenige Zentimeter vom

Aus dem „Tagesspiegel“: „Bei einer Verspätung von mehr als einer Stunde am Zielbahnhof erhalten Bahnkunden einen ein Jahr gültigen Gutschein über 25 Prozent des Fahrpreises, bei zwei Stunden gibt es die Hälfte.“

Dänischer Fiskus will Samenspender anzapfen

Aus dem „Darmstädter Echo“

Aus einer Einladung zum Thema „Leben – Sterben – Tod...“ eines Hospizvereins: „Hierzu bieten Elisabeth Garner-Lischka und Ursula Derichs von Dasein-Hospiz Nienburg/Weser einen Schnupperkurs an.“

Aus der „Süddeutschen Zeitung“: „Da gibt es am Vormittag Einzelne, die Oettingers Anwesenheit bei der Sitzung des höchsten Parteigremiums für absolut verzichtbar halten. Es gebe einfach Situationen, da darf einer nicht fehlen. Hoffentlich würde er das verstehen.“



Aus der Werbung des Restaurants „Ingelheimer Winzerkeller“

Aus dem „Hamburger Wochenblatt“: „Die stark besuchte Ausstellung über die Verfolgung Homosexueller in der Staats- und Universitätsbibliothek ist bis zum 19. Mai verlängert worden.“

Aus dem „Gießener Anzeiger“: „Denn niemand habe sich um die alte Dame gekümmert, habe sich mit ihr beschäftigt. Das hat sich erst mit dem gewaltsamen Tod der 90-Jährigen geändert.“

Bissiger Heimsieg mit leichter Tendenz zur Karies

Aus dem „Badischen Tagblatt“

Aus dem „Kölner Stadt-Anzeiger“: „Zurück zum Privatmann Euler: Er führte eine gute Ehe, viele seiner Kinder starben in jungen Jahren.“

Aus dem „Lohner Echo“: „Die interdisziplinäre Belegung federe die Belegungsspritzen durch Verlegung auf andere Stationen ab.“

Zitate

Die „Süddeutsche Zeitung“ zum SPIEGEL-Gespräch „Türkei – Wir haben geduldig gewartet“ mit Premier Erdogan über die Haltung der EU und sein schwieriges Verhältnis zu Kanzlerin Merkel (Nr. 16/2007):

Der 53-jährige Erdogan gilt zwar als beliebtester und charismatischer Politiker der Türkei, Umfragen zufolge will ihn die Mehrheit der Bevölkerung jedoch nicht als Präsident haben. Mit dem Amt sind konkrete Machtbefugnisse verbunden – etwa die Ernennung von hohen Richtern. Bundeskanzlerin Angela Merkel will sich unter deutscher EU-Ratspräsidentschaft für Fortschritte bei den Verhandlungen über eine EU-Mitgliedschaft der Türkei einsetzen. Es stehe zu erwarten, dass zwei weitere Kapitel eröffnet würden, sagte Merkel am Sonntag nach einem Treffen mit Erdogan in Hannover. Nach der zuvor geäußerten Kritik Erdogans an der deutschen EU-Präsidentschaft gaben sich die beiden Regierungschefs freundschaftlich ... Erdogan rückte in Hannover von seiner Kritik ab. Dem SPIEGEL hatte er gesagt, er habe sich von der deutschen Präsidentschaft mehr erwartet.

Der Publizist Alexander Gauland in der „Welt“ zum SPIEGEL-Titel „Angriff aus Fern-Ost – Weltkrieg um Wohlstand“ (Nr. 37/2006):

Um es einmal ebenso drastisch wie deutlich auszudrücken: Wer in einer globalisierten Welt keine Hungerlöhne à la Indien und China akzeptieren will, der muss auch über Marktabstottung, Schutzzollpolitik und ähnliche Abwehrmaßnahmen gegenüber den neuen Tigern nachdenken. Gabor Steingart vom SPIEGEL hat recht: Ein Markt passt nur schlecht zu zwei unterschiedlichen Sozialsystemen. Wollen wir also das unsere behalten, müssen wir der Vermarktung nach unten entgegentreten mit Vorsorge und Nachsorge, mit Bismarck, Keynes, Blüm, Rüttgers, Platzeck oder wem auch immer.

Der SPIEGEL berichtete ...

... in Nr. 15/2007 „Siemens – Pierer soll Weg für Neubeginn freimachen“ über den Plan mehrerer Aufsichtsräte, Pierer in persönlichen Gesprächen davon zu überzeugen, dass er seinen Posten als Vorsitzender des affären-geschüttelten Konzerns aufgibt; Wunsch-kandidat sei Gerhard Cromme:

Am vergangenen Donnerstag gab Siemens bekannt, dass Pierer am 25. April sein Amt zur Verfügung stellt und Cromme zum Nachfolger gewählt werden soll.